

Podanten, Bemerkungen, Kisten, Ankunft  
im Diction, der Tote im Wald, Hausbau

Das neue Lesebuch

Notizen vom 6.4.1972 an.



Als ich etwa im Jahr 1932 an der Universität in Genf einen Ferien-Sprachkurs besuchte, überlegte ich mir, welches die wertvollsten Bücher seien. Dabei kam ich zum Schluss, es seien die, bei denen man auf jeder beliebigen Seite zu lesen beginnen kann, die also an jeder Stelle allgemein gültige Weisheiten, originelle Ansichten oder wissenschaftliche Mitteilungen enthalten.

---

Bei einem wirklich guten Buch ist selbst der Verfasser unwichtig. Das einzig Entscheidende ist die „zeitlose Sachlichkeit.“

---

Der „Brauch“ - die „Volksbräuche“. Sie verschwinden immer mehr und werden durch neue ersetzt, die aber nicht allgemein gebilligt werden. Ein „Brauch“ ist das, was das Volk zum richtigen Leben braucht. Also soll man gute Bräuche nicht abschaffen sondern pflegen. Nichts soll abgeschafft werden, weil es alt ist! Höchstens, weil es schlecht ist. Bräuche sollten leben, sie sollen verständlich, d. h. selbstverständlich und zeitgemäss gemacht werden.

Es ist schade, dass der beigeheftete Brief aus Christkind nicht datiert ist. Der kleine Schreiber versuchte, solche Wünsche zu notieren, die der Mutter, d. h. dem Christkind, gefallen! Der „Geldscheisser“ war der Traum der Mutter, die immer sparen und einteilen musste. Mit Sorgenfalten im Gesicht führte sie ihre Haushaltrechnung. Da war es ein sträflicher Luxus, überflüssige Spielsachen zu wünschen, schon eher in den Plan passten die Hosenträger - - -

Welche Selbstverleugnung zeigt sich doch ganz am Ende des Briefleins! Mit ganz dünnen, kleinen Buchstaben steht der eigentliche, wahre Wunsch des Knaben: „ein Bolzengewehrlein“. Schon der bescheidene Diminutiv ist bezeichnend! Ein „Gewehr“ wäre ja viel zu viel, viel zu „schön“, ganz undenkbar bei dem beständigen Geldmangel! Aber auch das „Gewehrlein“ kommt nicht in Frage, daher wird der viel zu kühne Wunsch mehrmals, mit Wehmut im Herzen, durchgestrichen und mit der stillen Hoffnung, das Christkind könne auch Durchgestrichenes lesen.

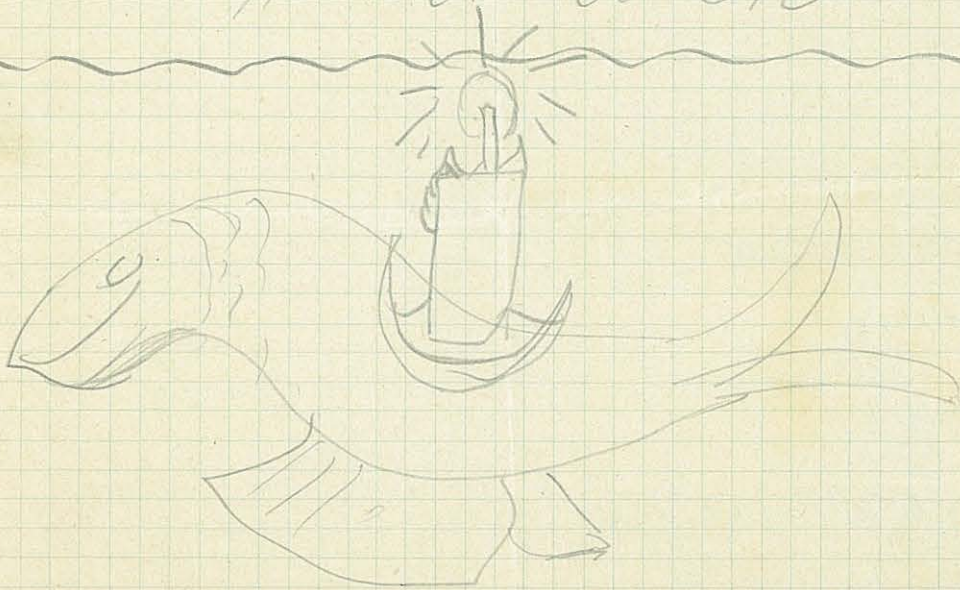
Eine Waffe brachte das Christkind aber schon aus Prinzip nicht. Der Weg ins Leben führt durch den Verzicht!



An das Christkind

Ich wünsche mir zum Christkind  
folgendes: Geldscheine, Zeichnungs-  
vorlagen von Vögeln u. Blumen,  
Marken für 9 fr. 1000 Stück mit  
Bayerischen Jubiläum und eine  
Feile u. Ufer Wunschzettel für  
Groß und Klein ich sicher auch  
ein Hosenträger der bei, u. es Toten-  
buch, u. es Buch. u. ein Bolzengewehr


An das Christkind  
im Himmelbuch



Geschrieben von Karl Klent,  
geb. 1912, ca. 1920, in der  
Nachkriegszeit.



Abt O Klenk

An das l.   
Christkind  
Himmelreich  
Hausnummer <sup>Hin</sup><sub>we</sub>



Im Jahr 1924 schreibt Ernst Robert Curtius in einem Aufsatz über Ortega y Gasset:

"Das Wertungssystem, das noch vor dreissig Jahren das europäische Dasein beherrschte, hat seine Anziehungskraft und seine Formungskraft verloren. Noch vor dreissig Jahren lebten die Menschen für die Kultur. Wissenschaft, Kunst, Gerechtigkeit waren unbestrittene Selbstzwecke. Sie allein verliehen dem menschlichen Dasein kulturelle Legitimität. Heute empfinden wir anders.

Die Wandlung des europäischen Lebensgefühls lässt sich am besten ablesen an der jungen Kunst unserer Tage. In allen Ländern Europas erzeugt heute die jüngste Generation in überraschender Einmütigkeit und wie auf Verabredung eine Kunst, die die Älteren skandalisiert und die auch von den gutwilligen Kritikern nicht verstanden wird, so dass sie vor einer riesigen Farce zu stehen glauben, die wie eine Verschwörung ganz Europa und Amerika überzieht. Begreiflich genug! In allen bisherigen Stilwandlungen der Kunst waren es nur die ästhetischen Gegenstände, welche wechselten. Neue Formen der Schönheit wurden entdeckt, aber durch diese Wandlung hindurch blieb das Verhältnis des Menschen zur Kunst dasselbe. Heute erleben wir eine viel radikalere Veränderung nicht nur der Gegenstände, sondern der subjektiven Einstellung gegenüber der Kunst. Die Kunst wird sozusagen nicht mehr ernst genommen. Das religiöse Pathos, mit dem sich der ästhetische Genuss seit zwei Jahrhunderten umgeben hatte, ist geschwunden. Als Lebensbasis, als Schwerpunkt der Existenz erscheint die Kunst der heutigen Generation unmöglich. Für das neue Lebensgefühl besitzt die Kunst nur dann ihre Grazie und ihren Zauber, wenn sie Spiel und nur Spiel ist. .... Heute bevorzugen wir unter den Leistungswerten diejenigen vom Typus des Sports, die reinen Luxus sind, reine Ausserung

von Energie; und dieselbe antiökonomische Haltung werten wir auf viel höherer Ebene im geistigen Schaffen, im staatlichen und sittlichen Heldentum, in der religiösen Heiligkeit. Die traurige Gebärde der Arbeit und die pathetischen Betrachtungen über die menschlichen Pflichten und die Heiligkeit des Kulturwerkes haben ihre Überzeugungskraft verloren. Das neunzehnte Jahrhundert empfand das Dasein als harten Werktag. Die heutige Jugend scheint dem Leben in einer Art von Ferienstimmung gegenüberzustehen."

x Hier zwei Sätze übersprungen zu haben besente ich später.  
Die Sätze lauten:

"... Diese Akzentverschiebung im Aesthetischen entspricht dem neuen freudigen und festlichen Lebensgefühl, das sich dem Arbeitsethos des neunzehnten Jahrhunderts entgegenstellt. Der Kulturalismus wertete das menschliche Tun nach seinen Ergebnissen; seine Perspektive war ökonomisch und utilitarisch."



Es muss im Sommer 1931 gewesen sein. Damals war ich also noch keine zwanzig Jahre alt und wurde als Vikar nach Hütten beordert, denn der normalerweise dort amtierende Primarlehrer war für vierzehn Tage in den militärischen Wiederholungskurs eingerückt. Früh morgens fuhr ich über den nebligen See, um an meiner ersten Stelle Sitte zu lehren und Erkenntnis zu verbreiten, wer weiss, es mögen auch Fortümmert und Vorurteile dabeigewesen sein. Im Schulhäuschen, das ich nach einer längeren Wanderung erreichte, unterrichtete noch eine junge Lehrerin, Fräulein Sulzer, die mir sagte, wo man zu essen bekommt und wo ich übernachten könne. Der Klassenlehrer hatte mir einige Notizen zurückgelassen, denen ich entnehmen konnte, was zu tun war. Meine etwa zwanzig Schüler gehörten zur vierten, fünften und sechsten Klasse,

2.

und ich verwunderte mich über die grossen Kenntnisse dieser Schüler in Geographie und Geschichte. Wahrscheinlich wollten sie mir erzählen, was sie schon alles in ihrem bisherigen Leben gelernt hatten! Auch ihre Schulhefte waren in allen Fächern sorgfältig und sauber geführt. Wie war ich doch erstaunt, als alle Einträge, die ich selbst machen liess, alle Rechnungen und Sprachübungen, die ich aufgab, voller Fehler, Flickereien und Streichereien waren! Ich war entsetzt! Ich ärgerte mich! Der Fehler musste bei mir liegen. Da zeigte sich etwas, das im Lehramtskurs nicht gelehrt worden war. Alles musste gründlicher eingeübt, zuerst entworfen und erst dann ins Heft geschrieben werden. Ich hatte den Schülern viel zu viel zugetraut.

Mitten im Vormittag war eine grosse Pause, die gut eine halbe Stunde dauerte, besonders bei schönem Wetter. Da spielte der Vikar mit den Schülern Ball und Fangen, als ob er selbst ein Schüler wäre und auch Fräulein Sulzer spielte mit.



Das Fräulein wohnte im gleichen Bauernhaus, wie der Vikar. In der Freizeit übte Fräulein Sulzer eifrig das Flötenspielen und ich brütete im Zimmer darunter die Lektionen des kommenden Tages aus. Ich hatte keine freie Minute, denn alles musste durchdacht, jedes Heft musste korrigiert werden. Und es gab zu korrigieren! Die von mir gestellten Aufgaben erzeugten eine Unmenge von Fehlern. Die Bäuerin, die süsse Pflaumen erntete und bei Regenwetter am Webstuhl sass, muss Mitleid gehabt haben, denn eines Tages, beim Morgenessen, empfahl sie Fräulein Sulzer und mir, doch auch einmal eine Pause zu machen, den prächtigen freien Nachmittag zu einem Spaziërgang zu verwenden. Auf eine solche Idee wäre keines von uns beiden selbst gekommen, aber der gemeinsame Ausflug leuchtete uns ein.

Der Ausflug führte uns zuerst hoch über dem Zürichsee dahin. Er lag unter uns und träumte in sonnigem Funst. Der Anblick arbeitender Bauern verstärkte in mir das schlechte Gewissen. Noch nie in meinem Leben war ich allein mit einem Fräulein spaziert! Dies hatte zwar seinen ganz besonderen Reiz, war aber vom Gewissen solange verboten, als die Arbeit nicht getan war! Aber, wann wäre sie getan gewesen? Zehn Tage oder länger hätte ich arbeiten können, ohne mit allen Korrekturen und Vorbereitungen fertig zu werden! Ein kleiner Unterbruch konnte und durfte also notwendige Erholung bringen. Waren nicht die Bäuerin und Fräulein Sulzer auch der Ansicht gewesen, das schöne Herbstwetter rechtfertige einen kleinen Nachmittagsausflug? Also durfte ich doch wohl das Abenteuer wagen. Zur Beschwichtigung des Gewissens hatte ich ausserdem das Botanikbuch (Schinz und Keller) mitgenommen und beabsichtigte, unterwegs einige Pflanzen zu bestimmen. Ich hätte mich wahrscheinlich etwas mehr mit meiner Kollegin und weniger mit den Pflanzen befassen sollen. Dies mag der Grund sein, weshalb ich mich heute nicht mehr erinnere, wie



Fräulein Sulzer aussah. Ich wagte nicht, sie offen anzuschauen. Sie war jung, gross, schlank und flink und führte mich über einen Hügel hinüber zur Sohl. Sie zeigte mir die Stelle, wo man mit den Schülern baden konnte und hüpfte wie eine Bachstelze von Stein zu Stein, bis sie drüben am andern Ufer war. Nur ein einziges Mal hatte ich ihr die Hand reichen dürfen, was aber völlig überzeugt, dass sie auch ohne meine Hilfe das strömende Wasser sicher übersprungen hätte.

Auf einsamen Pfaden, durch Wald und über Weiden stiegen wir, von der Schule plaudernd, der Höhe zu und gelangten schliesslich in die Nähe eines Bauernhauses, wo uns ein kleines, offenbar noch junges Schäferhündchen ankläffte. Wir waren mutig - ich war verpflichtet es zu sein - und liessen uns nicht beeindrucken. Obwohl ich keinerlei Erfahrung mit Hunden hatte, trat ich auf den jungen aufgebrachten Köter zu, streichelte, tätschelte und

Tröstete ihn, indem ich ihm erklärte, wir seien ein völlig harmloses Täschen, wir hätten nicht im Sinne etwas zu stehlen oder hier zu bleiben, sondern seien froh, unbehelligt vorüber zu dürfen. Nach und nach beruhigte sich das aufgebrachte Hündchen, und als wir weiter wanderten, folgte es uns. Von Zeit zu Zeit knurrte oder bellte es wieder für kurze Augenblicke, aber sein Jollen könnte bereits ziemlich ver-söhnlich. Als wir bereits einen guten Kilometer vom Gehöft entfernt waren, und der Hund immer noch nicht umkehren wollte, versuchten wir, den unerwünschten Begleiter abzuschütteln. Wir redeten ihm zu heimzukehren, wiesen mit ausgestreckten Händen in die Richtung des Bauernhof und begannen schneller zu gehen. Alles nützte nichts. Wir versteckten uns im Wald und warteten mühsam still, aber der lästige Kerl fand uns immer wieder mit schlafwandlerischer Sicherheit. Da ich das Gefühl hatte, er verfolge in erster Linie Fräulein Sulzer und nicht mich, machte ich den Vorschlag, ich



wolle das Hündchen festhalten. Meine Begleiterin sollte dann allein nach Hause zurückkehren, und ich wollte mit dem Ausreisser zum Bauernhof zurückkehren.

Der Plan schien gut, doch die Ausführung war nicht so einfach. Der junge Hund trug kein Halsband, an dem ich ihn hätte halten können. So kauerte ich hin und umschloss ihn mit beiden Armen, indem ich ihn an mich drückte. Dies liess er sich längere Zeit gefallen. Aufmerksam blickte er Fräulein Sulzer nach, die sich über die Weiden entfernte. Ich drehte den Kopf des Hundes Richtung Bauernhaus. Dies aber interessierte ihn gar nicht. Immer wieder drängte er nach der Seite, wo meine Begleiterin war. Als diese schliesslich im Wald verschwand, wurde er wirklich unruhig, kläffte und zappelte immer ärger, so dass ich ihn kaum mehr

festzuhalten vermochte. Ich hoffte auf die Richtigkeit des Ausspruchs: „Aus dem Auge - aus dem Sinn“, aber vergebens. Immer wieder unternahm der von meinen Armen Gefesselte neue Ausbruchversuche, so dass ich grosse Gewalt anwenden musste, was er aber mit Bissen quittierte. Schliesslich floss das Blut in Strömen über meinen rechten Vorderarm hinunter, und als ich versuchen wollte, dem Hund mit der linken Hand das Maul zuzuhalten, entwischte er mir.

Ich schämte mich ein wenig, da ich nicht fähig gewesen war, den jungen Blass festzuhalten. Doch mein blutüberströmter rechter Arm war eine Art Entschuldigung für mein Versagen! Im Laufschrift eilte ich den Abhang hinunter und holte meine Begleiterin schliesslich ein. Mit Entsetzen betrachtete sie die laugen Striemen an meinem Arm, welche die Zähne des Hundes gerissen hatten. Der Übeltäter selbst war verschwunden und tauchte nicht mehr auf.

Auf dem weiteren Rückweg kamen



wir auf den Gedanken, der Bäuerin zu erzählen, wir hätten Streit bekommen und einander dermassen verkracht. Mit grollenden Mienen betraten wir die Küche. Sogleich bemerkte <sup>die aufmerksam Frau</sup> das Blut und die tiefen Kratzer, griff nach der Todflasche und holte Verbandstoff. Bei der sachkundigen Betrachtung stellte die erfahrene Samariterin sogleich fest, dass diese Wunden nicht von Fräulein Sulzers Fingernägeln entstanden sein konnten!



Im Herbst 1934 fuhr ich zum ersten Mal von Zürich nach Dietikon, wo ich meine erste Stelle als Sekundarlehrer antreten sollte. Vorher war ich im Militärdienst gewesen und überzeugt, ich würde in Obfelden - Ottenbach beginnen. Jedenfalls war ich mit einem Aufgebot dorthin eingerückt. Der gefürchtete Herr Dr. Mantel von der Erziehungsdirektion hatte mir aber in den Dienst berichtet, ich sei in Dietikon viel mehr benötigt, weil dort ein Kollege zurücktrete, während die Stelle in Obfelden - Ottenbach durch einen Kollegen der Primarschulstufe besetzt sei, man erwarte also dringend von mir, dass ich mich nach Dietikon begeben.

Diese Weisung befolgte ich also eines Morgens, doch der Zug stiess schon in Zürich Altstetten auf Hindernisse. Er fuhr mehrmals hin und her und blieb schliesslich auf einem Nebengeleise längere Zeit stehen. Ich dachte mir: „Das bedeutet nichts Gutes!“ und ich nahm mir vor, nur kurze Zeit in Dietikon zu bleiben. Bei der ersten sich bietenden Gelegenheit wollte ich mich in eine schöne Seegemeinde oder in die Stadt versetzen lassen, doch ich bin heute nach bald vierzig Jahren, immer noch hier in Dietikon!

Bei meinem ersten Besuch im Schulhaus, es gab damals nur eines in Dietikon, das

Zentralschulhaus, wurde mir mein Vorgänger,  
Herr Schatzmann, vorgestellt. Er hatte grosse  
Schwierigkeiten beim Treppensteigen. Auf jedem  
Absatz hielt er an und erklärte mir die  
Form der verschiedenen Schlüsseln, die er  
mir offensichtlich nur schweren Herzens  
übergeben würde. Der mit den seitlichen  
Rillen am Bart war der Hausschlüssel,  
der mit dem scharfen Haken nach rechts  
der Passe-partout für die Zimmer, der  
kleine Hohl Schlüssel gehörte zur Pult-  
Schublade und der mittelgrosse etwas  
stark abgenützte zum Schrank im  
Schulzimmer. Wer wollte diese Weisheiten  
an seinem ersten Schultag im Kopf be-  
halten! Ich hatte mich für Deutsch und  
Französisch an der 3. Sek. Schulklasse vor-  
bereitet. Zum Empfang des neuen Lehrers  
wurde aber Schönschreiben durchge-  
führt! Dabei entdeckte ich eigenartige  
Drahtverstärkungen, die um die  
Vorderenden verschiedener Schülerfeder-  
halter angebracht worden waren.  
Blumendraht war mehrmals um die  
Halter gewickelt und mit der Beisszange  
zusammengezogen worden. Was sollte



das wohl sein?

Sparmassnahme! Die Schule konnte Feldhalter, in denen die Feder wackelte, nicht ersetzen, obwohl der Preis 10 Rp betragen haben mag!

Der Verwalter hatte kein Geld von der Gemeinde, musste sofort die Besoldungen von seinem Privatvermögen bezahlen bis zum Moment, wo Steuern eingingen.

In den Zimmern hingen 5 schäbige elektrische Geleckenlampen, und in einem Büchlein musste jeden Morgen notiert werden, wie viele der Lampen wie lange brannten. Wer auffällig lange Licht verbrauchte, musste dies begründen, z.B. mit genauem technischem Zeichnen.

Wir wohnten erst wenige Monate in unserm neu erbauten Einfamilienhäuschen an der Holzmattstrasse 15 in Dietikon. Es war im Spätherbst und des schlechten Sturm- und Regenwetters wegen hatte es schon früh gedunkelt. Wir hatten eingeheizt und sassen lesend in der gemütlichen Stube am Tisch, wo der Schein der Lampe am hellsten leuchtete. Der zweijährige kleine Karl schlief in seinem Bettchen, und um die Hausecke fauchte der kalte Herbstwind.

Da, plötzlich eilten rasche Schritte zu unserer Haustüre herauf, und ein ganz verstörter Bäckereiausläufer klopfte verzweifelt und ganz ausser sich an unsere Türe. Aufgeregt stiess er hervor: "Kommen Sie schnell, da oben hängt ein Toter. Ich habe Angst....." So flehte er zitternd und mit weit aufgerissenen Augen. Auch ich erschrak, als ich den schreckensbleichen Jungen vor mir sah, überlegte, was ich tun sollte und sagte schliesslich: "Wenn er tatsächlich tot ist, dann ist er ja nicht mehr gefährlich."

Langsam schlüpfte ich in meine Militärschuhe, suchte nach einer guten Taschenlampe und warf den Klepper-Regenmantel über. Um recht gross zu erscheinen, setzte ich noch einen grauen Filzhut auf. Dann trat ich hinaus zum verängstigten Burschen, der seine beiden Brotkörbe und sein Fahrrad am Waldrand oben im Stich gelassen hatte. Als ich, scharf gegen den Wald spähend, den Flurweg hinaufschritt, blieb der Bäckerjunge merklich zurück. Bald war er zwanzig bis dreissig Meter hinter mir, und ich rief ihm zu, er solle doch auch mit zum Waldrand heraufkommen und mir zeigen, was er gesehen habe. "Am ersten Baum links hängt er, dort, wo sich die Wege verzweigen, und mein Velo mit den beiden Körben muss rechts im Gebüsch liegen."

Ich zündete meine Taschenlampe an, denn hier war es stockdunkel. Dann trat ich einige Schritte in den Wald hinein und leuchtete nach rechts, nach links und an den Bäumen hinauf. Wohl bewegten sich die unheimlichen Schatten der Stämme hin und her, doch ich konnte nichts Verdächtiges entdecken. Unterdessen war der Bäckerjunge zaghaft etwas näher zum Waldrand heraufgekommen und rief: "Links muss er sein!" Da war aber niemand, und ich wollte die Suche aufgeben. Der arme Bursche hatte wahrscheinlich überreizte Nerven und daher ein Phantasiegebilde gesehen.

Auf einem kleinen Seitenpfad trat ich einige Schritte nach links und leuchtete ins brusthohe Gebüsch hinein. Da, plötzlich ein Rascheln, und zwei Meter vor mir erhob sich ein bleiches Ge-



sicht und starrte mich mit weit aufgerissenen Augen an. Der aus dem Gebüsch aufgetauchte Mann zitterte am ganzen Leib und ich leuchtete ihm mitten ins Antlitz. Auch ich war im ersten Augenblick höllisch erschrocken, und mein Herzschlag hatte einen Moment lang ausgesetzt. Doch ich fasste mich sogleich wieder, denn ich dachte: "Ich seh dich ganz genau. Du aber blickst gegen meine Lampe, bist geblendet und siehst mich nicht!" Schroff befahl ich: "Komm heraus!" und er kam. "Wie heissen Sie?" und er sagte matt und schuld- bewusst: "Lehner..." "Was treiben Sie eigentlich hier im Dunkeln?" wollte ich noch wissen, während wir langsam gegen die beleuchtete Holzmattstrasse hinunterschritten.

Der Bäckerjunge ergriff sein Fahrrad und seine Körbe und fuhr durch die dunkle Waldecke eilends gegen die Berlistrasse hinauf. Er warte hier auf einen Freund, der jetzt vom Bahnhof komme, erklärte mir schliesslich der komische Kerl und Wegelagerer, der uns so sehr erschreckt hatte. Dann solle er hier bei der Strassenlampe warten und nicht im dunkeln Wald, befahl ich ihm. Er aber gehorchte mir nicht. Er zog es vor, gemächlich die Holzmattstrasse hinaufzuschlendern, und ich sah ihm nach, bis er oben bei der Rüterstrasse um die Ecke verschwand.

Als ich mich heimwärts wendete und schon in unserm Garten vor der Haustüre stand, kam Fräulein Hürzeler vom Bahnhof herauf. Sie wohnte bei ihren Eltern an der Berlistrasse und musste, wenn sie ohne Umwege nach Hause gelangen wollte, die dunkle Waldecke durchqueren! Man kann sich nun zusammenreimen, auf was für einen "Freund" der komische Lehner gewartet hatte!

Dem Elektrizitätswerk wurde gemeldet, dass bei der dunkeln Waldecke eine Beleuchtung notwendig sei.



Herr Oberstufenlehrer (7. und 8. Kl.) Furrer hatte den Gedanken, an der Holzstattstrasse in Dietikon, von der bereits das Steinbett existierte, ein Wohnhaus zu bauen und bat mich, dabei mitzumachen. In freien Stunden studierten wir gemeinsam dieses Problem, doch bald gab er die Zusammenarbeit auf. Da ich von meinem Vater und von einem seiner Bekannten, dem Schneidermeister Kiefer in Basel, genügend Kapital bekam, konnte ich das Grundstück kaufen und darauf ein einfaches Häuschen errichten lassen. Ludwig Kiefer stammte wie mein Vater aus der Gegend von Pforzheim, und wir besuchten ihn jedes Jahr einmal, wenn es galt, ein neues massgeschneidertes Kleidungsstück anzuprobieren. Der Verkäufer des Grundstücks in der Holzstatt war Landwirt Seiler, der mit seiner kinderreichen Familie in einem schon längst abgerissenen Bauernhaus an der Ecke Oberdorf - Windeggstrasse wohnte. Da Herr Dr. Boeschstein, Urdorf, gleichzeitig mit mir ein anschliessendes Landstück von Landwirt Seiler abkaufte, konnten wir drei gleichzeitig auf dem Notariat und Grundbuchamt in Schlieren vorsprechen. Zu dieser interessanten Transaktion benötigte ich ein von der Wohnhemeinde ausgestelltes "Leumundszeugnis"!

Der Hausbau erfolgte zur Kriegszeit, und wir waren durch Vorschriften gewaltig eingeschränkt. Der Bund, der Kanton und die Gemeinde förderten den sozialen Wohnungsbau, untersagten aber jeden "Luxus", so z. B. elektrische Leitungen "unter Putz", in die Wand eingebaute Seifenschale neben der Badewanne (sie musste am Wasserhahn aufgehängt sein!), verschieden grossen Fenster (alle mussten der gleichen Massennorm entsprechen). Es war nur in einem einzigen Zimmer ein Hartholzboden und nur in einem Zimmer ein feststehender Ofen gestattet. Wir wählten für die Wohndiele den Hartholzboden, und in die Wohnstube liessen wir einen einfachen, braunen Kachelofen einbauen. Um im Winter das Haus einigermaßen bewohnbar zu machen, liessen wir die verschiedenen Zimmertüren offen stehen und erzielten dadurch eine Temperatur von etwa 14 Grad Celsius. Ganz in der Nähe des Kachelofens und in der Küche, von wo aus geheizt wurde, war es angenehm warm. In den entfernteren Räumen jedoch, besonders an den kalten Aussenwänden, schlug sich beständig Kondenswasser nieder und brachte die Tapeten zum Schimmeln, so dass wir die Heizung durch einen elektrischen Tragofen und einen kleinen "Strahler" ergänzen mussten.

Später, sobald dies möglich wurde, änderten wir verschiedenes, so die elektrischen Installationen, die Heizung, die Küche, die Waschküche, den Estrich, ... Auch das Gartenhäuschen, der "stille" oder "süsse" Winkel, wurde erst später angebaut. Als es sich darum handel-



te, den hübschen Kachelofen zu entfernen, liessen wir Inserate in den Lokalzeitungen erscheinen. Ein allfälliger "Käufer" hätte ausser dem Abbrechen und Wegführen nichts bezahlen müssen, und doch war niemand bereit, den Ofen zu holen! Die Firma Nauer und Vogel baute das kleine, nach Osten gelegene Estrichzimmer um. Sie sorgte dafür, dass es durch den stärkeren Ausbau der Dachabschrägung und durch den Einbau von Wandschränken grösser und wohnlicher wurde. Einige Jahre später baute die gleiche Firma auch den nach Westen gelegenen Estrichteil aus. Auch hier entstand ein hübsches Zimmer mit praktischen Wandschränken. Vorerst aber musste das zu kleine Estrichfenster, weil das Baugesetz dies verlangte, vergrössert werden. Diese heikle Arbeit besorgte ein geschickter Maurer aus der Druckereifirma Vontobel, Feldmeilen. Der sogenannte "Fenstersturz", ein riesiger Betonklotz über dem ursprünglichen Fenster, das im Verhältnis zur Bodenfläche zu klein war, musste entfernt werden. Bei dieser schwierigen Arbeit half ich dem Maurer. Wir stemmten, auf zwei Stühlen stehend, unsere Schultern unter den Betonklotz, um mit ihm, wenn er ganz gelöst wäre, gemeinsam hinabzusteigen und ihn vors Haus zu tragen. Doch ach, als der Fachmann den Klotz über dem Fenster durch kunstgerechtes Rütteln noch vollständig löste, stürzte das übermächtige Gewicht so plötzlich auf uns herab, dass wir nicht fähig waren, den unförmigen Klotz aufzuhalten. Er stürzte krachend ins Zimmer hinein und wäre beinahe, den Fussboden durchschlagend, in die Wohndiele hinabgestürzt. Zum Glück blieb er im obern Stock hängen! Und zum Glück war er nicht nach aussen aufs Dach der Wohnstube gefallen!

NB. Fred Vogel und Albert Nauer waren zur Gründungszeit, in den Dreissigerjahren, Mitglieder des Volkstanzkreises Zürich.

-----

"Hündi". Um 1960 besuchte ein munterer Schüler namens Heinz Schmid bei mir die Sekundarschule. Er trug den von ihm selbst aufgebracht und geförderten Uebnernamen "Hündi". Vielleicht war dies auch sein Pfadfindername. Jedenfalls wurde er von allen seinen Kameraden und Freunden nie anders genannt. "Hündi" war immer voller Ideen, ein etwas unruhiger aber ausgesprochen liebenswürdiger Junge.

Als wir einst an einem Pfingstmontag zufällig in der Gegend des Moossees, im Wald zwischen Bremgarten und Wohlen (Richtung Fischbach, Göslikon und Niederwil) spazierten, stellten wir fest, dass hier eine Pfadfindergruppe ihr Pfingstlager mit viel "Klamauk" durchführte. Der Anführer war "Hündi". Er hatte seine Eltern (Baugeschäft) und die



seiner Pfadfinder veranlasst, in der Woche vor Pfingsten leere Fässer, Bretter und Balken aller Art in der Gegend, d. h. am Waldrand und dort, wo der Waldweg von der Hauptstrasse abzweigt, aufzustapeln. Die Pfadfindermannschaft war in zwei etwa gleich starke "feindliche" Mannschaften aufgeteilt worden. Jede hatte den Freitagabend, den Samstag und den Sonntag dazu verwendet, um sich ein Zeltlager einzurichten und ein "seetüchtiges" Schiff zu bauen. Aus dem von den Eltern gelieferten Material entstanden phantastische Flosse mit Segeln und Kajüten. Der "Höhepunkt" folgte am Pfingstmontag: Es wurde eine Seeschlacht zwischen den beiden Pfadfindergruppen veranstaltet! Das war ein herzerquickendes Bubenfest! Mitten auf dem Moossee prallten die beiden Piratenschiffe aufeinander. Einige ganz mutige Kämpfer sprangen hinüber aufs feindliche Schiff, kämpften dort erbittert und warfen die Gegner ins Wasser...oder wurden selbst hineingeworfen! Keine der Gruppen gab sich geschlagen. Die im Wasser schwimmenden "Helden" näherten sich heimlich dem feindlichen Fahrzeug und versuchten, dieses durch Zerschneiden von Schnüren und Seilen zu zerstören. Lange wogte die Schlacht hin und her, und "Hündi" gab vom Ufer aus mit seinem Megaphon Anweisungen und Ratschläge. Es war ein Schauspiel erster Güte, und die Burschen amüsierten und ereiferten sich köstlich, bis beide Wracks total zerstört waren und alle Pfadihelden im Wasser schwammen und sich dort an Bretter und Balken klammerten. Dann wurde die Uebung abgebrochen. Alle Schiffstrümmer wurden an Land gebracht und auf die Deponien zurückgetragen, wo die Eltern sie in der auf Pfingsten folgenden Woche mit ihren Lastwagen wieder abholten.

Vor Jahren, "Hündi" führte bereits wie sein Bruder ein eigenes Baugeschäft, vernahm man aus der Lokalpresse, Heinz Schmid sei mit einem Oldtimer-Auto unterwegs nach Afghanistan. Von Zeit zu Zeit erschienen abenteuerliche Reiseberichte in der Zeitung, und als "Hündi" mit seinen Kameraden von der langen Autoreise zurückkam, glich der Einzug in Dietikon der Rückkehr eines siegreichen Helden. Die Musik spielte. Der alte, riesige Autokarren, obwohl verbeult und schmutzig, war mit Blumen reich bekränzt, und viele Schaulustige säumten die Strassen. Dabei war doch alles nur ein privater Spass! Typisch "Hündi"! Gottfried Keller hätte an diesem liebenswürdigen Original seine helle Freude gehabt!

Einige Jahre später stand "Hündi" plötzlich und ganz unerwartet vor meiner Schulzimmertüre und erklärte mir, er habe im Französischunterricht wahrscheinlich zu wenig gut aufgepasst! In Frankreich habe er mit einem Gemeindepräsidenten verhandelt und geglaubt, "alles"



sei in bester Ordnung. Und nun bekomme er einen amtlichen Brief, aus dem er nicht klug werde. Was war geschehen? Das Schreiben stammte von einer Gerichtsbehörde, und ich übersetzte "Hündi" den tatsächlich etwas schwierigen Text. Heinz Schmid war als Privatflieger irgendwo über Frankreich in Not geraten und hatte kurzerhand auf einem Fussballplatz gelandet. Vielleicht war ihm der Treibstoff ausgegangen. Ich weiss nicht mehr genau, was er mir alles von seinen Flügen erzählte. Jedenfalls hatte er sich an Ort und Stelle bei den Behörden gemeldet, sich entschuldigt, seine Harmlosigkeit und die Sachlage ausführlich erklärt. Vielleicht war er dann beim Wegfliegen vom Fussballplatz ein Stück weit in eine We<sup>e</sup>ise oder einen Acker hineingeraten, und der private Eigentümer forderte nun mit Hilfe der Amtsstelle Ersatz für einen geringen Flurschaden. "Hündi" lachte, war aber gerne bereit, dem Geschädigten den doppelten geforderten Betrag zu bezahlen. Offenbar verfügte er als Baumeister für seine Hobbies immer über genügend Geld. Ich half ihm bei der Abfassung eines versöhnlichen und vernünftigen Antwortschreibens an die französische Amtsstelle.

Wieder einige Jahre später wurde man erneut auf "Hündi" aufmerksam. Es war damals noch nicht Sitte geworden, die Wohnhäuser in kräftigem Rotbraun und sattem Orange neu zu verputzen. Der Hausverputz war ganz allgemein hellgrau oder leicht beige getönt. Da verputzte "Hündi" sein Haus an der Asylstrasse in Dietikon kräftig dunkelblau. Gerade schön ist es nicht, aber lustig und auffällig!

Am 5. Januar 1986 wurde in den Sportnachrichten mitgeteilt, der Zweierbob mit dem Steuermann Heinz Schmid aus Dietikon sei beim zweiten Lauf der Schweizermeisterschaft in St. Moritz so schlimm gestürzt, dass der Pilot bewusstlos ins Spital gebracht werden musste. Aus Zeitungsberichten der folgenden Tage liess sich entnehmen, dass "Hündi" mit der Stundengeschwindigkeit von 110 Kilometer zu tief in die letzte Kurve gerast und anschliessend zu hoch hinaufgetragen worden war, wobei dann sein Gefährt umkippte. Der Verunglückte wachte aus seiner Bewusstlosigkeit nicht mehr auf. Zehn Tage nach dem Unfall, beim Schwimmen und Turnen, wusste Briefträger Rüegg das Neueste. Der 39-jährige Heinz Schmid erlag am 15. Januar seinen schweren Kopfverletzungen. Der routinierte Pilot vom St. Moritzer Bobsleigh-Club, seit 1979 aktiv, war nach seiner Einlieferung ins Zürcher Universitätsspital nicht mehr aus dem Koma erwacht. Laut - unbestätigten - Informationen muss er bereits "klinisch tot" eingeliefert worden sein, obwohl er noch atmete. Heinz Schmid, ein sympathischer, stets gut aufgelegter Sportler, erzielte letztes Jahr den 7. Platz im Zweierbob-Rennen.



## 75 Jahre Vontobel AG in Feldmeilen TA, 5. 9. 87.

Sie waren die ersten, die in der Schweiz farbige Postkarten druckten. Inzwischen ist die Vontobel Druck AG in Feldmeilen zwar nicht mehr die einzige, aber mit 60 Millionen Exemplaren jährlich die grösste Ansichtskartenproduzentin der Schweiz, womit sie allein bei den PTT für einen Wertzeichenumsatz von 30 Millionen Franken sorgt.

Freilich wurde nicht nur diese Tatsache am Freitag von Verwaltungsratspräsident Peter Zaugg am Jubiläum zum 75jährigen Bestehen des Unternehmens stolz erwähnt. Die Vontobel AG setzte schon in den 30er Jahren den Photochrom-Offsetdruck für anspruchsvolle Kunstdrucke ein und gehörte in den 50er Jahren zu den Wegbereitern des internationalen Rufs der Schweizer Plakatwerbung. Stand und Ruf des Unternehmens heute zeigen, dass man fachlich stets an der Spitze, zuweilen der Konkurrenz eine Nasenlänge voraus war. Dass man von diesem

Qualitätsbewusstsein nicht ablassen möchte, beweist die laufende Erneuerung technischer Anlagen, die Einführung elektronischer Technologien und auch die Zusammenarbeit mit Konkurrenzunternehmen der graphischen Industrie. Buchverleger, Fotografen und bildende Künstler gehören schon lange zum Kunden- und Mitarbeiterkreis. Mit der Gründung eines lithographischen Ateliers und einer Galerie 1971 hielt die Kunst direkt Einzug im Haus, und im heute 65jährigen Steindrucker Hans Bonfà hat man sich damals einen Namhaften seines Fachs geholt. Reprotechnik, Postkartendruck, Direktwerbung, Plakatwerbung, Bildbände und Kunstbücher, Kunstdrucke, Zeitschriften, Kataloge, Broschüren und Kalender bilden das umfangreiche Angebot, mit dem 1986 von rund hundert Angestellten ein Jahresumsatz von 14 Millionen Franken erzielt wurde. Auf den Export entfallen 20 Prozent. (dbs.)



## 75 Jahre Vontobel-Druck

**Die in Fachkreisen über die Grenzen unseres Landes hinaus bekannte Vontobel Druck AG in Feldmeilen konnte in diesen Tagen ihr 75jähriges Bestehen feiern. Vontobel zählt zu den 30 bedeutendsten Offsetdruckereien der Schweiz, beschäftigt rund 100 Mitarbeiter und erwirtschaftet einen Jahresumsatz von rund 14 Millionen Franken.** 25.9.87.

Seit der Gründung im Jahr 1912 hat sich Vontobel darauf konzentriert, anspruchsvolle Original-Kunstvorlagen möglichst perfekt zu reproduzieren und zu drucken. Wie in kaum einer anderen Branche erlebte gerade die graphische Industrie innerhalb der vergangenen 25 Jahre eine technologische Evolution: Die Elektronik und der Computer haben in Reproduktion, Satz und Druckvorlagenerstellung traditionelle Produktionstechniken ersetzt und dabei auch die Berufsbilder der Spezialisten radikal verändert. Als einer der ersten hat Vontobel in den sechziger Jahren die Zeichen der Zeit rechtzeitig erkannt. Mit Interesse und Ehrgeiz liessen sich die Vontobel-Spezialisten umschulen. Die Unternehmensleitung ihrerseits investierte viel Management-Know-how und erhebliche finanzielle Mittel in die neue Technologie und ein zeitgemässes Marketing, um den qualitativen Vorsprung der Dienstleistungen den Vontobel-Kunden auch für die Zukunft sicherstellen zu können.

Dass das gelungen ist, beweisen modernste technische Einrichtungen, ein durchorganisierter Betrieb und ein hervorragendes Leistungsvermögen. Vontobel garantiert seinen Kunden einwandfreie fachliche Beratung, ein optimales Preis/Leistungs-Verhältnis und damit in jedem Fall auch international konkurrenzfähige Preise. Zu den Kunden von Vontobel zählen heute nebst Verlagen aus dem In- und Ausland ganz besonders Schweizer Werbeagenturen (Plakate, Prospekte, Direktwerbung) und die Werbeabteilungen bedeutender Unternehmen (Hauszeitschriften, Berichte, Broschüren).



Schweizer  
Familie  
20. Sept. 1978

# Volkstanzkurse in St. Moritz



Oben:  
Getanzt wird in der  
Tracht – oder in  
ziviler Gewandung,  
ganz wie es beliebt.  
Ein  
«Trachtenzwang»  
besteht in den  
Kurswochen nicht

Rechts:  
Kurt Hunziker,  
Ingenieur aus  
Brütten, kommt in  
erster Linie aus  
therapeutischen  
Gründen in den Kurs.  
Nachdem er 1955 an  
Kinderlähmung  
erkrankte und eine  
Zeitlang kaum mehr  
gehen konnte, tanzt  
er heute mit viel  
Freude



Oben:  
Schuhe, die zu  
Trachten gehören,  
warten auf einen  
neuen «Einsatz». Täglich wurde in St.  
Moritz mindestens  
viereinhalb Stunden  
getanzt. Daneben  
fanden Ausflüge  
statt, es wurde aber  
auch täglich  
musiziert und  
gesungen.



Oben:  
Bethy Brunner führte  
dieses Jahr Buben  
und Mädchen in den  
Volkstanz ein. Sass  
der Schritt, so spielte  
Frau Brunner mit der  
Geige die Stücke vor



Unten:  
Anfänger lernen  
Mazurka-Schritte.  
Zuerst wird  
«trocken» geübt,  
dann mit Musik. Es  
braucht lediglich  
eine Stunde, bis ein  
neuer Tanz  
einigermassen sitzt





## Mazurka, Schottisch, Walzer

**N**ach einer Volkshochschulvorlesung zum Thema «Folklore» wurde in Bern der erste Volkstanzkreis gegründet. Mit der Zeit entstanden in Zürich, Basel, Chur usw. weitere solche Vereinigungen. Der 1955 aus der Taufe gehobenen «Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise» sind heute zirka fünfzehn dieser Kreise angeschlossen; die Gemeinschaft ihrerseits gehört als Kollektivmitglied der Schweizerischen Trachtenvereinigung an.

Jedes Jahr treffen sich schweizerische Volkstänzer zu Volkstanzwochen, die – weil das Interesse immer grösser wird – aus Platzgründen seit 1977 im Laudinella-Kulturzentrum in St. Moritz stattfinden. Am diesjährigen Kurs sah man Leute unterschiedlicher Berufe mit Begeisterung am Werk; beispielsweise Bauern, Lehrer und Lehrerinnen, einen Lokomotivführer, einen Computerspezialisten, Ärzte, eine Hebamme, kaufmännische Angestellte, Studenten usw. Zwei Drittel der Teilnehmer waren übrigens weiblichen Geschlechts, die Männer befanden sich also in der Minderheit!

Volkstänze werden oft paarweise oder in Gruppen von vier oder acht Paaren getanzt, und zwar nach genau vorgeschriebenen Schritten. Die Anfänger pflegten zuerst zuzuschauen, wie Könner einen neuen Tanz tanzten. Dann übten sie die Schritte «trocken», später mit Musik. Meist nach etwa einer halben Stunde sass der neue Tanz schon erstaunlich gut. Tanzt man in den Volkstanzkreisen das Jahr über auch Tänze aus aller Welt, lehrt man in diesen Kursen im Sommer indessen nur einheimische Volkstänze. An ausreichender Auswahl fehlt es beileibe nicht. Man kennt zirka dreihundert Schweizer Volkstänze, die im ersten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts fast in Vergessenheit geraten waren und die nicht zuletzt dank dem Einsatz der Volkstänzer wieder bekannt und beliebt wurden. Dass der Volkstanz nach wie vor seine Berechtigung hat, sieht man schon allein daran, dass in solchen Kurswochen von Jahr zu Jahr mehr Junge mittun. Falls genügend Kinder in die Woche mitgebracht werden, wird für diese ein spezieller «Nachwuchslehrgang» organisiert. Leiterin Bethy Brunner sagte uns zur Arbeit der jüngsten Volkstänzerinnen und -tänzer: «Es ist sehr wertvoll, dass die Kinder schon früh tanzen lernen. Die Bewegung wirkt allgemein entspannend. Zudem hüpfen die Kleinen zwischen fünf und zehn Jahren nicht einfach drauflos, jeder Schritt muss ja exakt gelernt werden. Es kommen also auch geistige Anstrengungen und Disziplin dazu, der sich Buben und Mädchen jedoch gerne unterziehen. Nach den Stunden wollten sie jeweilen kaum mehr vom Tanzboden herunter.»

*Reportage: Karl Hofer*





Volkstänze werden  
paarweise  
Gruppen getanzt.  
Karl Klenk, einer der  
Volkstanzpioniere  
der Schweiz,  
Gespräch: «In  
Erstaunen stellen wir  
fest, dass sich die  
Volkstanzkreise  
Stadt und Land  
zusehen  
verjüngen



An Stelle des wunschgemäss zu unterlassenden Lebenslaufs mögen einige Erinnerungen Streiflichter auf Lilly's Leben werfen, verfasst vom Cousin Heinrich Vontobel.

Ich kannte Lilly während 78 Jahren. Von 1909 an, als Lilly 12 Jahre alt war, wohnten die drei Geschwister Biedermann, das sind unsere Mutter Gottlieb, Lilly's Mutter Karoline Jenny und deren Bruder David mit ihren Familien an der Selnaustrasse in Zürich. Sie hatten gesamthaft zehn Kinder, 5 Mädchen und 5 Buben. Die verwandtschaftlichen Bande waren eng. Wir waren oft bei einander, an Weihnachten immer bei Lilly's Mutter, meiner Gotte Karoline. Es wurde viel gesungen. Die Eltern spielten mit uns Kindern. Am Sonntag-Vormittag gingen die drei Väter beinahe regelmässig auf den Uetliberg. Später war auch Carl Klenk dabei. Die Knaben durften mitgehen. Im Sommer wurde im Schanzengraben gebadet.

Als unsere Eltern 1912 nach Meilen zogen, kamen die zwei andern Familien mit je vier Kindern regelmässig am Neujahr zu uns in die Seeburg, ebenso die Familie Klenk mit zwei Kindern, im Sommer zum Schwimmen im See und zum Rudern. Frohe Tage mit Singen, Spielen. Abends gingen die Besucher oft zu Fuss von Meilen nach Erlenbach, wohin wir sie begleiteten, dann mit dem Schiff nach Zürich, wir zu Fuss zurück. Lilly's Vater, Onkel Adolf spielte im Marsch Handharmonika, wir im Schritt hinterher. Das war noch möglich auf der See-Strasse.

1922, Lilly war 25, machte sie mit ihren zwei jüngern Schwestern in einem Maiensäss im Kapelli bei Lungern mit uns Ferien. Wir hausten in einem andern Häuschen, kochten auf offenem Feuer und schliefen auf Laubsäcken. Am Sonntag kam jeweils auch Lilly's älterer Bruder Dölfi und unser Vater zu Besuch. Mina Klenk kam von Lungern, wo sie mit ihren zwei Kindern in den Ferien war, zu uns ins Kapelli. Wir machten gemeinsame Ausflüge auf den Giebel und das Wylerhorn. Als unsere Eltern und wir von einer zweitägigen Tour zurückkamen, waren die Läden an Lilly's Häuschen geschlossen, in unserem Häuschen ein Zettel: Wir mussten sofort abreisen. Als wir betrübt beim Nachtessen sassen, stiegen sie alle drei zum Stubenfenster herein.

b.w.

Als wir grösser wurden, durften wir bei Gotte Tisch und Stühle in der Stube wegstellen, um Platz zu machen zum Tanzen.

1931 machten wir gemeinsam Ferien in der Bretagne, Lilly, ihre zwei Schwestern Therese und Ery, samt meiner Schwester und mir. Unsere Cousinsen wollten einmal frei sein von Hausarbeiten und im Hotel leben, meine Schwester und ich hätten eine Ferienwohnung vorgezogen. Nach zwei Tagen im Hotel waren die Cousinsen reif für eine Ferienwohnung. Sie lag über den Felsen mit Blick auf den Strand und über das weite Meer gegen Sonnenuntergang. Es waren unvergessliche Tage. Da das Wetter zu kühl war, um viel am Strand zu liegen, nahm ich Reitstunden. Alle Morgen ritten wir, mein Lehrer und ich, auf dem nassen Saum des Strandes hin gegen Saint Malo und zurück. Herrliche Stunden.

Von unsern Ausflügen auf den Uetliberg, den Albis, den Etzel und den Pfannenstil erinnere ich mich besonders an einen Lagerplatz unter einem Birnenbaum auf gemähter Wiese, wo wir viele Lieder sangen: Hab oft im Kreise der Lieben -- Im schönsten Wiesengrunde -- Am Brunnen vor dem Tore --- Wo Berge sich erheben-  
usw

Unser Cousin Hans Biedermann erfreute uns bei unserer krichlichen Trauung im Kirchgemeindehaus Reinach BL mit dem Lied vom Blümlein im Walde und Lilly sang am Abend den Gotthard-Postillon, von Theres begleitet am Klavier.

Am Ende von Lilly's Lebensweg hatten wir wieder enge Beziehungen. So lange es noch ging, machten wir mit ihr Autoausfahrten zum Teil mit Besuchen bei Verwandten, auch kleine Spaziergänge von uns gestützt auf beiden Seiten.

Der geplante Ausflug zum 90. Geburtstag nach Rapperswil mit Rollstuhl und Schiff wurde leider nicht mehr möglich.

Wenige Wochen vor Lilly's Heimgang hatte sie wiederum den Besuch ihres früheren Chefs im Städtischen Jugendamt, wo Lilly, nach dem Besuch der Sozialen Frauen Schule und der jahrelangen Leitung eines Mädchenheims, bis zu ihrer Pensionierung tätig war. Er brachte ihr eine Schale saubergewaschener Früchte und ein Körbchen mit Biscuits. Später sah ich, dass beinahe alles verschwunden war. Sie hatte die Geschenke noch gekostet, wie auch andere Besuche und Gaben.

Nun ist sie ihren Eltern, ihrer jüngsten Schwester und ihrem ältern Bruder gefolgt zu den Verheissungen unseres himmlischen Vaters.

- - - - -



1. Feststellung des Todes durch den Hausarzt Dr. Konrad Grimm, Oberdorfstr. 13, 8953 Dietikon. Tel. 740 86 37.
2. Telephonische Orientierung der nächsten Verwandtschaft: Kinder, Enkel, Schwester, Bruder.
3. Besprechung mit dem Bestattungsamt (Bremgartnerstr. 24) betr. Vorgehen: Sarg, Kremation, Zeitplan,...
4. Besprechung mit dem zugeteilten Pfarrer: z.Zt. Anita und Lukas Maurer, Urdorferstr. 51, Tel. 741 22 27.
5. Mitteilung an die Schulpflege (Schulsekretariat, Schulpräsident, Zentralschulhaus), die ihrerseits die Erziehungsdirektion informiert.
6. Bestattung im Familienkreis.

Etwas später: "Wir haben Abschied genommen von...."

*o = Adresse stimmt nicht mehr  
† = gestorben*

7. Anzeigen drucken lassen und versenden an
  - a. Verwandte und entferntere Verwandte:
    - o Altorfer, Helen und Otto, Schönhaldestr. 18, 8708 Männedorf
    - † Altorfer, Martha und Werner, Neubühl 28, 8623 Kempten
    - † Altorfer, Cornelius, Säntisstr. 4, 8302 Kloten
    - Barth, Johanna und Berthold, Oelbronnerstr. 2 D 7531 Dürrn
    - † Barth, Erika und Karl, Gravelottestr. 13 D 753 Pforzheim
    - Baeth, Gerhard, Talstr. 2 D 7547 Wildbad 5
    - † Baumberger, Paul, 8311 Ottikon bei Kemptthal
    - o Boessinger, Dr. Trudi und † Dölf, Weinbergstr. 74 8802 Kilchberg
    - Eberlein, Elisabeth und Christian, Wangener Str. 45  
D 7060 Schorndorf-Oberberken
    - Feuchter, Lore und † Erich Albrecht Dürer-Str. 10  
D 7140 Ludwigsburg
    - † Frey, Louise, Rosengartenstr. 9 8037 Zürich
    - o Gerosa, Margret, Neudorfstr. 20, 9436 Balgach
    - ? Gubler, Hanni und Arnold, Husmattstr. 13 3123 Belp
    - o Gubler, Regula und Erich, Husmattstr. 15 2132 Belp
    - ? Kälber-Barth, Lydia und Bernhard,
    - ? Klenk, Marianne Buhrowstr. 2A D 1000 Berlin UI
    - o Schlatter, Brigitt und Richi, Erlenweg 8, 4805 Brittnau
    - † Schlatter, Jakob, Mirmenhof, 8162 Sünikon
    - r Vontobel, Hedi und Heiri, General Wille Str. 100 8706 Feldmeilen
    - Wyler, Maya und Hans, Neuhauserstr. 63, 8500 Frauenfeld
  - b. Bekannte und Kollegen:
    - Manz-Leuthold, Eva und Peter, Lehenstr. 18, 8037 Zürich
    - † Leuthold, A. und R., Sonneggstr. 12, 8953 Dietikon
    - † Von der Crone, L. und M., Barenbergstr. 14, 8630 Rütli
    - Tanner, Paul, Thesenacher 14, 8126 Zumikon
    - Schauvelberger, M. und E., Glärnischstr. 24, 8704 Herrliberg
    - ? Manz, Eva und Werner, Altersheim Brühlgut, Waldhofstr. 5 /E8  
8400 Winterthur
    - ? Meyer, L. und W., Matro sopra 6655 Intragna
    - o Sacchi-Metzler, Marlis, Bergstr. 7, 5417 Untersiggenthal
    - o Zentralschulhaus, Lehrerzimmer der Sek., 8953 Dietikon
    - † Strickler, Dr. Herbert, Guggenbühlstr. 26. 8953 Dietikon

- c. Kopie der Anzeige in Lokalpresse  
 Persönlich verteilen an alle Nachbarn
- o Ehemalige der Geb. S. Kp. II/109 1939 - 1945 (mit Fr. 100.-)  
 Ernst Brauch, St. Georgenstr. 8, 8400 Winterthur
  - † Pfr. Hans-Walter Maurer, Dr., Meiliweg 22, 8055 Zürich  
 Hauser, Ruth und Eugen, Im Ror 12, 8340 Hinwil
  - † Baer, Inge, a. Schwerzenbacherstr. 6, 8600 Dübendorf
  - † Rathner, Herbert, Prof. Nesselg. 6/11, A 1170 Wien  
 Trautweiler, Familie, Engelbergstr. 36, 5013 Niedergösgen  
 Spörri, Familie, Küferweg 2, 5722 Gränichen  
 STV Schweiz. Trachtenvereinigung, Zentralsekretariat, Schipfe 30/32  
 8001 Zürich.
  - o VTKZ: Heiniger, Oskar, Präs. des Volkstanzkreises Zürich  
 Kelleräckerstr. 37, 8967 Widen
  - o Orchesterverein Dietikon: Präs. Ruth Schlienger, Lettenstr. 5  
 8955 Oetwil a.d.L.
  - o Skandinavische Volkstanzgruppe: Ingrid und Björn Rudin,  
 Tonishofstr. 19, 6318 Walchwil

Und selbst noch Ueberlegungen anstellen!

---

Stand August 1987.

K.



Mit seinem seit langer Zeit geplanten Wochenende hatte der Kreis wieder einmal riesiges Glück. Auf den Samstag und den Sonntag war Regenwetter mit verbreiteten Gewittern vorhergesagt. Doch der ganze Samstag war in Savognin prächtig schön. Um halb vier Uhr nachmittags waren wir im „Camp Touristic“. Mit der Familie Silvia, Willi und Beat Lauprecht und mit Lotti Schürch fuhren wir in der Schwebebahn das Val Mandro hinauf nach Radous, was recht weit ist. Von der Bergstation aus wanderten wir hinauf über hohe Alpweiden und kehrten über Jatzons und Riou zurück nach Savognin. Doch Willi hatte sich gewaltig verrechnet. Hoch oben trafen wir um 18.45 Uhr auf einer Alp einige Leute und fragten, wie viel Zeit man zu Fuss benötige, um nach Savognin hinunter zu wandern. Eine Frau antwortete, sie rechne bei strammem Schritt gut anderthalb Stunden! Und in einem Viertel-



stande, um 19 Uhr, sollten wir beim Mächtesen sein! Wir dachten: „Wenn wir um 21 Uhr endlich müde ins Camp zurückkommen, dann gibt's dort für uns bestimmt nichts mehr zu essen, und wir werden in Savognin irgendwo einkehren müssen!“ Etwa hundert Meter unterhalb der Alp berichtete mir Maria, auf die ich gewartet hatte, sie habe jetzt schon den „Schlotteri“ in ihren Knien und könne nur noch ganz langsam bergab steigen. Diesen Zustand kennen wir ja bestens von jenem denkwürdigen Abstieg vom Lütliberg!! Ein Mann aber habe einen Geländewagen bereit gemacht. Er werde wahrscheinlich nächstens nach Savognin hinunterfahren. Sie aber habe gar nicht gewagt zu fragen, ob sie mitfahren könne, da sie ja keinen Rappen Geld bei sich trage.

Ich erklärte, das sei doch kein Problem, ich wolle schmerzstraks wieder zur Maiensäss hinaufsteigen und für sie fragen. Doch, da sahen wir auch schon den Jeep von den Alphütten wegfahren. Ich raunte von unserer Abkürzung aufs „Strässchen“, um das Auto zu stoppen. Als der Mann dahergefahren kam, winkte ich ihm schon von Ferne und stellte mich mitten in den Weg. Er hielt an und ich bat ihn, meine erschöpfte Frau mitfahren zu lassen. Voran, neben dem Lenker, war kein Platz. Da sass ein Grossvater mit einem etwa vierjährigen Enkel. Aber hinten, auf dem kleinen Laderaum konnte gut jemand mitfahren, wenn er sich festhielt und den Staub nicht scheute. Ich steckte dem Fahrer Fr. 10.- in seine Tasche. Er wollte das Geld zuerst nicht annehmen. Doch schliesslich sagte er: „Steigen Sie doch alle beide ein!“ Müde purzelte Maria in den Wagen, und ich folgte nach. Wir schmiegt uns so nahe als möglich an die Kabinenrückwand, um keinen Staub einatmen



zu müssen. Nach einigen Wegschlaufen sahen wir Lotti Schürch und die Lamprechts. Da klopfen wir ans Fensterchen. Der Fahrer hielt an und nahm auch diese vier müden Wanderer mit. Eng zusammenge-drängt saßen wir im kleinen Raum und gondelten nach Savognin hinunter. Es hätte niemand mehr zusteigen können. Der Fahrer führte uns bis vort Camp Touristic, und auch Willi steckte ihm Fr. 10.- zu.

Genau richtig zum Nachtessen trafen wir ein. Es war 19 Uhr 15, und die Suppe wurde bereits aufgetragen. Es gab übrigens ein feines Essen mit Salat, Fleisch und mehreren Gemüsen, sowie einen Dessert. Etwa 35 Mitglieder waren anwesend und eine ganze Anzahl fröhlicher Kinder, die sich auf dem Spielplatz mit Minigolf und Schwimmbassin etc. vergnügten. Man plauderte, musizierte und tanzte bis nach Mitternacht. -

Am Sonntagmorgen spazierte ich mit Maria und Lotti Schürch zum künstlichen See, der im Winter entleert als Parkplatz dient, und von dort hinauf nach Riou zur Burg und zur Pfarrkirche. Wir studierten die Namen auf den Grabkreuzen und kehrten wie alle anderen zum Mittagessen nach Savognin zurück. Die Wanderer waren nur bis zur Mittelstation, also nur das halbe Val Mandro hinauf, gefahren und auf dem kürzesten Weg zum Mittagessen zurückgekehrt.

Der Aufenthalt in dieser Gegend weckte in mir längst vergessene Erinnerungen. Schon vor 1930 war ich einmal hier in einem Skikurs für Junioren des Schweizer Alpen-Clubs [SAC]. Mit Sack und Pack wanderten wir damals von Savognin das ganze Val Mandro hinauf, in dem es damals weder bequeme Fahrstrasse noch Kabinenbahn gab. In der primitiven SAC-Hütte trafen wir einen kräftigen, braungebraunten Bergler beim Holzhacken. Er trug eine weit herunterhängende Tabakpfeife im Mundwinkel seines rundeligen Gesichts,



steckte in wärschaften Militärhosen und groben Holzschuhen. In der Hütte gab es nur eine Petrol Lampe. Wir lebten eine Woche lang äusserst primitiv und schliefen im oberen Stock der Hütte auf Laubsäcken. Der Schlafraum war so niedrig, dass wir uns nur kriechend darin bewegen konnten. Unser Heimweg wurde mit einer grossen Skitour verbunden. Wir schlugen den Weg über Fiteil nach Tiefencastel ein. Fiteil ist heute renoviert zu einem Wallfahrtsort geworden. Erst auf der Heimreise im Zug verrietten uns die beiden Kursleiter, dass der kräftige Hüttenwart in Wirklichkeit eine Frau sei und Agnes heisse! Keiner der Kursteilnehmer hatte dies selbst bemerkt.

Einige Jahre später sah ich diese Agnes ein zweites Mal. Mit einem Studienkolleg namens Kurt Gysi (aus Winterthur) unternahm ich eine mehrtägige Skitour ins Val Maudro. Wir übernachteten abermals bei der alten, verwitterten Agnes. Sie hantierte wieder wie ein eifriger Äpler, schaufelte Schnee und trug die schwersten Kartoffelsäcke ins Haus, wobei sie sich nur widerwillig helfen liess.

Als wir abends, müde vom Skilauf, bei Brot und Käse in der SAC-Hütte sassen, musste Kurt plötzlich laut niesen! Gann hörte ich auf der andern Seite des Tisches etwas zu Boden fallen. Kurt wusste sofort, was dies war! Er äusserte mit veränderter Stimme seinen Schreck und bat mich, ihm beim Suchen nach seinen beiden Schaufelzähnen zu helfen, was in der dunkeln Alphütte beim spärlichen Petrol Lampenschein gar nicht so einfach war. Mit der Hilfe unserer Taschenlampen fanden wir schliesslich die beiden aneinanderhängenden Stiftzähne. Doch ach, beim Sturz auf den Boden waren die Stifte arg verbogen



worden. Ich hatte vorher gar nicht gewusst, dass die beiden schönen Schaufelzähne meines Kollegen Stiftzähne waren! Von Hand drückten wir die Stifte einigemassen gerade und stiegen hinauf in den niedrigen Schlafraum, der auf der einen Seite ein kleines rundes Fensterchen hatte, durch das der helle Vollmond hereinleuchtete. Liegend und kniend versuchte ich, Kurt die beiden Schaufelzähne wieder einzusetzen, was nach vielen Versuchen und unermüdlichem Furchtdrücken der beiden Metallstifte endlich gelang. Doch die Zähne saßen nun ganz locker in den Wurzeln und lösten sich schon beim Sprechen. Ich musste die Stifte wieder etwas verbiegen, so dass sich die Prothese etwas solider in den Zahnstümpfen anklammern konnte... und all dies im milden Mondenschein, denn ich selbst hatte keine freie Hand für die Taschenlampe, und wenn Kurt zündete, erzeugten meine Finger so viel Schatten, dass ich erst recht nichts sehen konnte! Nach der Skitour, die wieder über Ziteil nach Tiefencastel führte, suchte Kurt natürlich sofort in Winterthur seinen Zahnarzt auf, der die Schaufelzähne wieder fachmännisch desinfizierte und zusammenge-  
mentierte.

---



Wie der heilige Franziskus dem Bruder Leo erklärte, was vollkommene Freude sei.

Es ging einmal der heilige Franz von Perugia nach Santa Maria degli Angeli mit Bruder Leo zur Winterszeit, und die starke Kälte setzte ihm hart zu. Da rief Bruder Leo, der vor ihm ging, und sagte: "Bruder Leo, wenn auch Brüder unseres Ordens überall ein hohes Vorbild von Heiligkeit und Erbauung geben, so schreibe du doch und zeichne es sorgfältig auf, dass darin nicht die vollkommene Freude besteht." Nach einer Strecke Weges rief er abermals: "O Bruder Leo, wenn auch Brüder unseres Ordens die Blinden sehend machten und die Krüppel gerade, die Teufel austrieben, die Tauben hören, die Lahmen gehen und die Stummen reden liessen, ja wenn sie, was mehr wäre, die Toten auferweckten am vierten Tage: schreibe, dass darin nicht die vollkommene Freude besteht." Nachdem sie ein wenig weitergegangen waren, rief er laut: "Ach, Bruder Leo, wenn Brüder unseres Ordens alle Sprachen verstünden und alle Wissenschaften und Schriften, wenn sie prophezeien und nicht nur die Zukunft, sondern auch Geheimnisse der Herzen und Gewissen zu offenbaren wüssten: schreibe, dass darin nicht die vollkommene Freude besteht."

Und wiederum nach einer Weile rief St. Franziskus laut: "Ach, Bruder Leo, wenn Brüder unseres Ordens so wohl zu predigen vermöchten, dass sie alle Ungläubigen zum Glauben an Christum bekehrten: schreibe, dass darin nicht die vollkommene Freude besteht."

Kaum waren sie ein Stückchen weitergegangen, als St. Franziskus abermals laut rief: "Bruder Leo, du Schäfchen Gottes, wenn Brüder unseres Ordens in der Sprache der Engel reden könnten und den Lauf der Sterne und die Kräfte der Kräuter kennten; und wenn ihnen alle Schätze der Erde entdeckt würden, und wenn sie das Wesen der Vögel, der Fische und allen Getiers, der Menschen, der Bäume, der Steine, der Wurzeln und der Gewässer zu erfassen vermöchten: schreibe, dass darin nicht die vollkommene Freude besteht."

Unter solchem Gespräch waren sie wohl zwei Meilen gewandert, als Bruder Leo in grosser Verwunderung fragte und sprach: "Vater, ich bitte dich, dass du mir sagest, worin denn die vollkommene Freude bestehe." Und der heilige Franziskus antwortete ihm: "Wenn wir in Santa Maria degli Angeli ankommen, nass vom Regen und steif vor Kälte, beladen mit Schmutz und geplagt von Hunger, und an die Klosterpforte pochen werden, so wird der Pfortner missmutig heraus schauen und fragen: "Wer seid ihr?" Wir aber werden sagen: "Wir sind zwei von deinen Brüdern." Und er wird antworten: "Ihr sprecht nicht die Wahrheit; ihr seid vielmehr zwei Landstreicher, welche die Leute zu betrügen herumziehen und die Almosen der Armen in die Tasche stecken. Geht eures Weges!" Und er wird uns nicht öffnen, sondern uns draussen stehen lassen in Schnee und Regen, kalt und hungrig, bis in die Nacht. Wenn wir dann so grosse Unbill, Grausamkeit und all das Fortweisen geduldig ertragen, ohne davon berührt zu werden oder über ihn zu murren; wenn wir stillergeben und demütig denken, dass der Pfortner uns ganz richtig erkannt hat und Gott aus ihm gegen uns spricht: dann, o mein Bruder Leo, dann schreibe, dass dies die vollkommene Freude ist. Und wenn wir nicht aufhören zu klopfen und er zornig herauskommen und uns wie nichtsnutzige Lumpen fortjagen wird mit Schimpfreden und Backenstreichen, sprechend: "Packt euch hier fort, ihr elenden Spitzbuben, schei euch ins Spital; hier sollt ihr weder Essen noch Herberge erhalten" und wir auch das in Geduld, Fröhlichkeit und Liebe hinnehmen: dann, o Bruder Leo, schreibe, dass hierin die vollkommene Freude ist. Und wenn wir, von Hunger, Kälte und dem Dunkel der Nacht gepeinigt, noch dringender anklopfen und ihn unter Tränen anflehen werden, uns zu öffnen und einzulassen, und er in noch grösserem Zorn sagen wird: "Das sind nichtsnutzige Tagediebe; ich werde ihnen nach Verdienst heimzahlen" und er mit dem Knotenstock herauskommen, uns bei der Kapuze packen, uns niederwerfen, in den Schnee stossen und uns Hieb auf Hieb mit dem Stocke versetzen wird; und wenn wir alles das in Geduld und Fröhlichkeit über uns ergehen lassen, es als Schickung Christi erachtend, die wir um seiner Liebe willen erleiden dürfen: dann, Bruder Leo, dann schreibe, dass hier und hierin die vollkommene Freude liegt. Und nun höre die Lehre daraus:







## Limmattaler assen weniger «Schoggitaler»

Verkauf ist seit 1984 rückläufig

**Seit 1984 geht der Verkauf von «Schoggitalern» in der Region Zürich-Land um mehrere hundert Franken zurück. 1987 wurden immerhin 10 752 süsse Taler verkauft.**

(e) Die Taler-Aktion des Natur- und Heimatschutzes ergab im Bezirk Zürich-Land dieses Jahr nur noch Fr. 20 835.35 gegenüber Fr. 32 641.70 im Jahre 1986. Die Sache ist aber für die segensreiche Aktion nicht so schlimm, wie dies auf den ersten Blick zu sein scheint! Letztes Jahr gehörten Zollikon und Zollikerberg noch zum Verkaufsbezirk Zürich-Land, dieses Jahr fielen diese beiden finanzkräftigen Gemeinden weg. Sie wurden dem Bezirk Meilen zugeteilt.

Hätten letztes Jahr Zollikon und Zollikerberg auch schon in der Limmattaler Abrechnung gefehlt, dann wäre dieses Jahr der Erlös gegenüber 1986 um 474 Franken geringer. Auch dieser Minderbetrag ist bedauerlich, hängt doch der «Schweizerische Bund für Naturschutz» in erheblichem Mass, der «Schweizerische Heimatschutz» beinahe ausschliesslich vom Taler-Erlös ab.

Im Jahr 1984 waren im Bezirk Zürich-Land noch goldene Taler für 38 644 Franken abgesetzt worden. Seither ging der Erlös leider von Jahr zu Jahr um mehrere hundert Franken zurück.

Der «Schweizerische Heimatschutz» verfolgt seine Ziele vor allem durch fachliche Beratung bei Bauvorhaben,

durch Mitarbeit in der Raumplanung, durch politische Stellungnahmen wie Vernehmlassungen und ähnliches, durch Meinungsbildung z. B. vermittels seiner Zeitschrift und Preisverleihungen, durch Ergreifen von Rechtsmitteln und durch finanzielle Beiträge an Restaurierungen und Publikationen.

Der «Schweizerische Heimatschutz» wurde 1905 gegründet, um die Schönheiten unserer Landschaft und unserer Siedlungen zu pflegen und zu erhalten. Aus ihm gingen hervor der «Schweizerische Bund für Naturschutz», die «Schweizerische Trachtenvereinigung» und der «Bund Schwyzertütsch». Er unterhält eine Geschäftsstelle in Zürich.

L.T. 30.10.1987.

### Mehr als zehntausend Taler verkauft

(e) Hier die Zahlen der verkauften Taler in den einzelnen Limmattaler Gemeinden:

Oberengstringen	739
Unteringstringen	679
Weiningen	457
Uitikon	1219
Urdorf	1083
Birmensdorf	600
Aesch	350
Fahrweid	625
Schlieren	1070
Dietikon	2743
Geroldswil	680
Oetwil	507

Mit freundlichem Gruss! K. Klenk.

Die Redaktoren des Limmattaler Tagblattes hätten füglich drucken dürfen, dass sie obigen Text von mir bekommen haben!



Vor Jahrzehnten, d.h. in den Jahren vor und nach 1930, reiste ich oft mit Henri Staub, einem jungen Feinmechaniker, später Techniker, aus unserer Nachbarschaft auf der "Hürnen", Meilen, über die winterlichen Wochenenden in die Flumserberge, ins Piz Sol-Gebiet oder ins Toggenburg. In der Regel fuhren wir am Samstagnachmittag nach Flums, Sargans oder Kaltbrunn und wanderten dann im Einnachten bis zur Unterkunft, zur Naturfreunde- oder SAC-Hütte oder zur Clubhütte eines Skiclubs, wo wir preisgünstig und primitiv übernachteten. Am Sonntagmorgen begann im Tagesgrauen der Aufstieg, denn Skilift-Einrichtungen gab's damals noch nicht! Nach einer schönen, mehrmals mit "Plegere" an der Sonne unterbrochenen Abfahrt im Tiefschnee, bestiegen wir am Sonntagabend um etwa 17 Uhr den sogenannten "Sportzug" zur Rückfahrt, nicht ohne vorher in einem Gasthaus in Bahnhofnähe noch eine Tasse heissen Pfefferminstee getrunken zu haben.

Etwas später, als ich Sekundarlehrer in Dietikon geworden war, fragte ich in einer Schulpflegesitzung die Herren Schulpfleger, wie es komme, dass die Schulen von Wetzikon und andern Gemeinden jedes Jahr die Skihütte des Dietiker Skiclubs in den Flumserbergen für Wintersportwochen ihrer Schulen benutzen könnten, während Dietikon selbst nie eine Skiwoche durchführe. Ich war sehr verwundert, dass die Schulpflege sofort begeistert war und mich ermunterte, ein Skilager für Mädchen und Knaben der Sekundarschule Dietikon zu organisieren. Von Anfang an beteiligte sich die Schule an den entstehenden Kosten, so dass jeder Schüler, der Interesse hatte, ins Lager mitkommen konnte. Die Schule versicherte auch die Schüler und stellte Skiausrüstungen ja sogar Seehundfelle leihweise zur Verfügung, dies allerdings nicht von Anfang an.

Die einzelnen Lager waren jeweils recht erlebnisreich. Die wenigsten Schüler konnten damals skifahren, und die Tage waren ausgefüllt mit Skiunterricht in verschiedenen Fähigkeitsgruppen. Da gab's "Säuglinge", "Hirsche" und "Kanonen"! Der Unterricht wurde so gestaltet, wie ich ihn im Schweizer Alpenclub selber erlebt hatte. Damals übten wir noch Stocksprung und Telemark im Tiefschnee, denn Pisten waren noch unbekannt. Auch besaßen wir ganz primitive Alpina-Bindungen die nur aus zwei Riemen bestanden.

Die Abende wurden jeweils ausgefüllt mit Rätselraten, Vorlesen, Gesellschaftsspielen und Improvisationstheater. Besonders lustig



war das "Zökle". Susi Wagner setzte sich jeweils in der Mitte des Aufenthaltsraums verkehrt auf einen Stuhl und liess sich nun von den Kameraden foppen. Ein witziger Apenzeller meinte da z. B.: "Du hast in der Mathematik auch noch grosse Probleme mit dem Wurzelziehen!" Darauf Susi schlagfertig: "Und du bringst beim Jäten im Garten die Unkrautwurzeln überhaupt gar nicht aus dem Boden heraus!" Susi liess sich nie lumpen. Sie wusste immer sofort eine treffende oder freche Antwort. Ein anderer Kamerad fragte dann verächtlich: "Susi, bist du heute auch einmal den Uebungshang hinuntergefahren, ohne in den Schnee zu stürzen?" "Nein, ich bin tatsächlich jedesmal umgefallen. Daher bin ich jetzt vom Schnee sauber gewaschen und nicht schmutzig wie du, hast ja noch nicht einmal deine Zähne geputzt!" Und so ging das weiter. Ein Zwischenruf folgte auf den andern. Immer wieder wurde geschmunzelt oder laut gelacht, und nur selten stockte das Hin und Her der Fragen, Ausrufe und Entgegnungen, meist zwei, manchmal sogar drei Stunden lang! Damals konnten sich die Schüler noch selbst unterhalten. Sie benötigten nicht einmal Spielsachen und kannten keine elektronische Unterhaltungsmaschine.

Natürlich hatten wir auch viel zu tun mit Holzrüsten zum Kochen und Heißen, Milch und Wasser herbeiholen, Kartoffeln, Rüben und anderes Gemüse rüsten. Der Haus- und Küchenbetrieb stand ganz unter der Leitung Marias und ihrer Schwester Trudi.

Einmal unternahm ich bei schönstem Wetter mit den drei besten Skiläufern des Lagers eine grössere Tagestour. Da es damals noch keine Skilifte gab, stiegen wir mit unsern Seehundfellen an den Skiern hinauf zur Maskenkammlücke, fuhren von dort zur Brodalp hinunter, wo wir wie andere Skiläufer ein Weilchen auf den tief verschneiten Dächern der Alphütten rasteten. Dann wurden die Felle wieder aufgeschnallt und aufgeklebt, und die SAC-Hütte weit links liegen lassend kraxelten wir hinauf zum Spitzmeingipfel. Von dort fahren eben die letzten Touristen ab, um noch rechtzeitig, vor Einbruch der Nacht, in ihre Hotels in den Flumserbergen zu gelangen. Wir verstaute unsere Felle in unsern Rucksäcken, betrachteten die herrlich klare Aussicht und rasteten noch ein Weilchen auf dem sonnenbeschieneenen Berggipfel. Wir waren überzeugt, die langsam und stockend hinunterfahrenden Touristen in schneller stiebender Fahrt bald eingeholt zu haben.



Etwa um 16 Uhr 15 verliessen wir den Gipfel. Da der oberste Hang sehr steil ist, fuhr ich vorsichtig durch den pulvrigen Tiefschnee voraus und befahl, im Steilhang genau meiner Spur zu folgen, keine frechen Schwünge und Stürze zu wagen, sondern an den von mir bestimmten Stellen sorgfältige "Spitzkehren" zu machen. Vom Gipfel weg fuhr ich etwa dreissig Meter weit ziemlich langsam geradeaus in den Schräghang hinein. Als ich zum Stillstand gekommen war, wendete ich und fuhr in der Gegenrichtung etwa vier Meter vom Wendepunkt weg. Der mir nun folgende Schüler hiess Simmen. Er befolgte meine Anweisungen genau. Dann fuhr der Schüler Rellstab in der entstandenen Spur hinten nach. Er konnte aber, da seine Skier in der gepfadeten Fahrrinne eine grössere Geschwindigkeit erreichten, an der für die "Spitzkehre" vorgesehenen Stelle nicht anhalten. Er fuhr noch etwa vier Meter weiter in den Tiefschnee hinaus, wo er schliesslich stecken blieb. Er wendete, wie gelernt, seinen untern Ski, so dass nun sein rechter Ski nach rechts, sein linker nach links zeigte. Bevor er nun, stillstehend, auch seinen oberen Ski nach links wenden konnte, verlor er sein Gleichgewicht und setzte sich langsam nach hinten gegen den Steilhang, wobei er ziemlich tief in die weiche Unterlage einsank. So blieb er sitzen. Ich kam ihm zu Hilfe und öffnete zuerst die Schnallen an seinen Bindungen, so dass er seine verdrehten Füsse wieder in eine normale Stellung bringen konnte. Als er seine schön horizontal und parallel in der Spur bereitgestellten Skier wieder anziehen sollte, da sagte er: "Ich kann nicht mehr aufstehen, mir wird ganz schlecht und schwindlig!" Da wusste ich, was passiert war: Zerrung im Knie und innere Blutung! Und dies in unmittelbarer Nähe beim Spitzmeilengipfel auf 2 500 m. ü. M.! Was war da zu tun? Rellstab konnte unmöglich selber weiter Ski fahren. Sein Knie würde bald geschwollen werden. Zuerst galt es, den Verunfallten bei guter Laune zu halten. Ich tröstete ihn mit den Worten: "Das ist nicht so schlimm! Bald wird dein Schwinselfühl wieder vergangen sein, und mit vereinten Kräften werden wir dich sicher zur Skihütte hinunterschlitteln!" Zu Schüler Simmen, dem besten Skiläufer des Lagers, sagte ich: "Fahr vorsichtig auf dem gleichen Weg, den wir gekommen sind, hinunter ins Lager und erkläre Frau Klenk und der Hilfsleitung genau, was passiert ist. Wir bringen Fritz in die SAC-Hütte und übernachten dort. Wir warten morgen in der Hütte, bis der Hilfsleiter mit einigen Schülern und mit einem "Kanadier" (=breiter Rettungsschlitten) heraufkommt, um uns abzuholen." In stiebender, sturzfreier Fahrt fuhr Simmen los und ent-



schwand bald unsern Blicken.

Ich war nun mit dem Verunfallten und einem weiteren Schüler allein, und in anderthalb Stunden würde es kalt und dunkel sein! Wir gaben unsere Jacken und Pullover dem im Tiefschnee Sitzenden, der unterdessen kásbleich geworden war, und machten uns an die Arbeit. Aus seinen Skiern und Stöcken bastelten wir mit der Hilfe aller entbehrlichen Riemen einen Improvisations-Rettungsschlitten. Rellstabs Rucksack diente als Unterlage für den Kopf. Dann zogen wir den Aermsten kopfvoran mehr oder weniger in der Fallgeraden den Steilhang hinunter. Unser Schlitten sank mit seiner Last so tief in den Schnee, dass wir auch abwärts kräftig ziehen mussten! Als dann unten der Hang weniger steil wurde und gar in eine Ebene auslief, kamen wir nur noch mühsam vorwärts. Die SAC-Hütte steht auf der andern Seite dieser ebenen Alp, leicht erhöht. In der hereinbrechenden Dämmerung blickten wir immer wieder zu dieser Hütte hinüber, die einfach nicht näher kommen wollte. Wir waren vom Schweiss überströmt. Jeder Meter musste - "Ho - Ruck...Ho - Ruck" - mit vereinten Kräften erkämpft werden. Und gleichzeitig musste mit dem Unfallopfer gescherzt werden, obwohl uns garnicht fröhlich zu Mute war. Schliesslich gelangten wir aber doch zur SAC-Hütte und fanden auch bald den versteckten Hausschlüssel hinter einem Fensterladen.

Wir betteten Fritz Rellstab mit vielen Wolldecken aufs Massenzlager, entfachten ein wärmendes Feuer im Herd und schmelzten Schnee. In einem Schrank hatten wir einige uralte Knorr-Suppenwürfel entdeckt. Unsere Suppe wurde zwar recht dünn und fade, war aber besser als gar nichts! Langsam wurde es gemütlich beim Schein der Stall-Laterne. Wir setzten uns zu unserm Patienten, dessen Knie mit der Zeit stark angeschwollen war. Immer wieder munterten wir ihn auf, indem wir ihm erklärten, es sei nicht so schlimm, auch der Arzt, wenn wir jetzt einen hätten, könnte ausser kühlenden Umschlägen auch nichts unternehmen, solange das Knie geschwollen ist. Schliesslich beschlossen wir, bis zum nächsten Morgen zu schlafen. Wolldecken hatte ja jeder so viele er wollte, so dass keiner frieren musste.

Kaum waren wir richtig eingeschlafen, wurden wir wieder geweckt. Der Wind schlug den von uns geöffneten Fensterladen mit grossem Gepolter hin und her. Wohl oder übel musste ich mich aus meinen fünf Wolldecken herauswickeln, aufstehen und für Abhilfe sorgen. Als ich



vor die Hütte hinaustrat, erkannte ich gleich, dass das Wetter umgeschlagen hatte. Es stürmte, und der Sturm peitschte grosse, nasse Schneeflocken gegen die Hüttenwand! Als ich den Fensterladen befestigt hatte, legte ich mich wieder hin, konnte aber lange nicht einschlafen, weil der Sturm ganz gewaltig um die Hütte pfiff. Nun, der Sturm würde sich gegen den Morgen schon wieder legen, und notfalls könnten wir auch eine zweite Nacht in der Hütte überleben! Schliesslich schlief ich doch wieder ein.

Plötzlich, nach ein Uhr nachts, halb im Traum hörte ich ein Geflüche und Gemurmel, ein unheimliches Klopfen und Poltern. Wir hatten die Haustüre von innen verschlossen. Als ich öffnete, tauchten mehrere Männer, offenbar Skilehrer, mit Windlichtern aus der Dunkelheit auf. Sie erklärten mir, sie seien vom Kurverein alarmiert worden und müssten hier einen schwerverletzten Verunfallten abholen!

Genau dies hatte ich vermeiden wollen. Erstens war der Verunfallte nicht schwerverletzt, und zweitens wäre es für uns eine einfache Sache gewesen, am nächsten Tag besseres Wetter abzuwarten und den Transport mit eigenen Kräften vorzunehmen! Nun waren aber plötzlich, mitten in der Nacht, diese vier erwachsenen Bergler da und wollten natürlich ihren einträglichen Auftrag möglichst rasch erfüllen, um anderntags wieder rechtzeitig ihren Skiunterricht erteilen zu können.

Der "Kanadier"-Schlitten wurde von der Wand geholt. Die Schlaumeier hatten wohlweislich keinen von unten mit heraufgebracht! Einer von ihnen rechnete schon mit einer neuen Verdienstmöglichkeit. Er wollte am nächsten Tag, nach erteilten Skistunden, den jetzt verwendeten "Kanadier" wieder an seinen Platz in der SAC-Hütte zurückbringen und sich dafür nochmals bezahlen lassen!

Auf dem Tisch in der Mitte des Aufenthaltsraums wurde Fritz Rellstab kunstgerecht auf dem "Kanadier" festgeschnürt und warm eingepackt. Wir räumten indessen rasch die Hütte auf und legten die Wolldecken zusammen, und dann gings hinaus in die dunkle, stürmische Nacht. An Seilen wurde der "Kanadier" bei den verschiedenen Hangtraversen nach oben gesichert, so dass er nicht seitwärts den Hang hinabrollen konnte. Wie Nadeln stach der Schnee, der uns vom Sturm wagrecht ins Gesicht gepeitscht wurde. Plötzlich verlor einer der "Retter", offenbar ein Mittelschullehrer, der die ganze Aktion veranlasst hatte, einen Ski. Sein Ski verschwand mit einigen hohen Sprüngen in der Dunkelheit und stürzte in ein bewaldetes Tobel hin-



unter! Er konnte erst am nächsten Tag bei Tageslicht gesucht und wieder aufgefunden werden.

Unser grösstes Problem war die Gegensteigung, die hinter der Brodalp zu überwinden war. Wir zogen alle sechse so stark wir nur konnten und gelangten schliesslich schweissgebadet hinauf zur Maskenkammlücke. Dort stellten wir unser Unfallopfer samt dem Schlitten eine Weile in die Schutzhütte hinein. Auf dem Kochherd fanden wir noch ein wenig heissen Tee für den Verletzten und für uns.

Die nun folgende Abfahrt im Morgendämmern war viel weniger problematisch. Ein Skilehrer fuhr allein mit dem Schlitten davon und wir folgten in immer grösser werdendem Abstand.

Weshalb waren eigentlich die unerwünschten "Retter" mitten in der Nacht zur SAC-Hütte heraufgekommen? Diese Sache klärte sich erst viel später genauer auf. Meine Hilfsleiter hatten nämlich nichts dergleichen veranlasst. Schüler Simmen aber war sich mit seiner Meldung äusserst wichtig vorgekommen. Er war, die Touristen überholend in rasanter Fahrt talwärts gefahren und hatte zu erkennen gegeben, dass er eine wichtige Unfallmeldung überbringen müsse. Der schon erwähnte Mittelschullehrer hatte sich wohlmeinend eingemischt und eine Rettungskolonie aufgebildet!

Der Verunfallte verbrachte den Rest der Lagerwoche auf dem Ofenbänklein und wurde schliesslich mit vereinten Kräften zu Hause abgeliefert, wo die Verletzung in einigen Wochen gut ausheilte.

Diese Geschichte hatte allerdings noch ein längeres Nachspiel. Die Schulpflege bekam eine gesalzene Rechnung von mehreren hundert Franken für die aufgebotene Rettungskolonie, die von der Schülerversicherung anstandslos bezahlt wurde. Sie wäre noch bedeutend höher gewesen, wenn wir nicht am Tage nach dem Ausflug den "Kanadier" selber zur SAC-Hütte hinaufgezogen hätten. Das Sturm- und Tauwetter hatte nur gerade eine Nacht gedauert! Der "Schweizerische Turnlehrerverein" nahm das Ereignis zum Anlass für einen längeren Aufsatz in ihrer Zeitschrift "Leibeserziehung". Der Artikel wurde verfasst vom "gwundrigen" Mittelschullehrer, der freiwillig die Rettungskolonie bestehend aus drei Skilehrern begleitet und bei dieser Aktion einen Ski verloren hatte. Er stellte all die Dinge fest, die wir bei dieser Bergtour gelernt hatten, z. B. dass man mit Schülern und auch mit andern Gruppen, wenn immer möglich, nicht zu allerletzt von einem Berggipfel abfahren sollte, so dass bei allfälligen Pannen immer noch Leute ~~hinten~~ nachfolgen, die im Notfall helfen können. Wenn man



einen Schüler als Boten abschicken muss, sollte man diesem eine schriftliche Meldung mitgeben für eine ganz bestimmte zuständige Person und ihm strikte verbieten, mit andern Leuten den Unfall zu besprechen und übertriebene Gerüchte in die Welt zu setzen. Ich besitze heute noch die betreffende Nummer der "Leibeserziehung" bezw. "Körpererziehung".



# URKUNDE

№ 005143 für

Herrn Karl Klenk

---

werden wir in Israel  
einen neuen Baum pflanzen.



«Baum für Baum»

KEREN KAYEMETH LEISRAEL



JÜDISCHER NATIONALFONDS SCHWEIZ

1988.

Ursprünglich schrieb ich noch viel mehr von der spanischen Kleinkriminalität. Doch die Sache bekam im Vergleich zum übrigen Reisebericht ein viel zu grosses Gewicht. Die Rede war ausführlich von den Dieben.

An der Küste, auf den Autorastplätzen und in den grossen Städten überfallen sie die Touristen oder nehmen sie auf elegantere Weise in noch viel grösserem Stile aus, indem sie teure Unterkünfte vermieten und die Schönheiten ihres Landes zu übersetzten Preisen vermarkten. Dem gegenüber stehen allerdings die vierzig staatlichen Paradores. Das sind in den meisten Fällen schöne alte Schlösser, die umgebaut und sauber eingerichtet zu vernünftigen Preisen als Touristen- und Ferienhotels zur Verfügung stehen.

Vor Dieben und Diebesbanden wurden wir mehrmals gewarnt. Ausrufe wie "Socorro", "Policia" und "Al ladrón" wurden uns schon am ersten Tag in Spanien beigebracht, und im "Berlitz"-Reiseführer lesen wir: "Käufer, sei wachsam! In Spaniens Einkaufszentren wimmelt es von Taschendieben. Seien Sie also stets auf der Hut!" Und an anderer Stelle wird berichtet: "In spanischen Städten und Urlaubsorten ist die Kriminalität in letzter Zeit beängstigend gestiegen. Taschendiebstähle und ähnliche "Ueberfälle" gehören beinahe schon zur Tagesordnung. Machen Sie es den Gaunern nicht zu leicht! Halten Sie Pass, ein oder zwei Schecks, Ihre Kreditkarte und Bargeld jederzeit "gut fest". Kleiden Sie sich unauffällig und tragen Sie keinen Schmuck. Schliessen Sie Ihren Wagen ab, verstecken Sie "Mitnehmenswertes" in Handschuhfach oder Kofferraum. Das gilt auch während der Fahrt. An der Ampel schlägt man Ihnen mitunter die Scheibe ein und stiehlt Ihnen im Handumdrehen alles Greifbare aus dem Auto, vor allem in Sevilla. Und denken Sie daran: Gegen Messerstecher haben Sie kaum etwas auszurichten!"

Ist es nicht eine grosse Schande für Spanien, wenn solches in offiziellen Reiseführern gedruckt werden muss (Berlitz. 12. Auflage, 1987)? Auch im Tagesanzeiger und in der NZZ las man vor kurzem ähnliches. Ein Reporter z.B. beschreibt ausführlich, wie er auf einer belebten Strasse am hellichten Tag inmitten vieler Leute von einer Bande überfallen wurde, um seine teuren



Apparaturen kam... und niemand half ihm. Selbst die Polizei war machtlos.

Noch immer kehren allzuvielen Touristen enttäuscht von ihrem Spanienaufenthalt zurück. Nicht weil das Hotel, der Campingplatz oder das Wetter schlecht war, sondern weil sie bestohlen wurden. Zum Frust über verlorenes Geld und verlorene Ausweise gesellen sich noch vielerlei Komplikationen (und das Warten), die ihre Wiederbeschaffung für die Heimreise mit sich bringen.

Die Kleinkriminalität in Spanien ist eine der Folgen der hohen Arbeitslosigkeit (offiziell 21 Prozent, nach Abzug der Schwarzarbeiter real noch 15 Prozent). Vor allem jugendliche Arbeitslose und auch Drogenabhängige aus ärmeren Vorstadtvierteln gehen auf den belebten Strassen von Stadtzentren auf Raubzüge aus. Bevorzugte Opfer sind Fremde, die Sprache und Sitten nicht kennen und sich besonders ahnungslos aufführen. Zu den besonders gefährlichen Orten gehören die Städte der Mittelmeerküste (Barcelona, Valencia, Alicante, Malaga), Sevilla und Madrid. In verschiedenen Polizeikommissariaten liegen zur Hilfe und Vereinfachung für Ausländer in mehreren Sprachen vorgedruckte Diebstahlanzeigen auf! In all diesen Städten sind die Angreifer und Autoknacker stark am Werk. Sie sind in den letzten Jahren auch kecker und dreister geworden.

Ausgeraubte Touristen stellen für die Konsularbeamten in den Ferienmonaten des Sommers eines der grössten Probleme dar. Das deutsche Generalkonsulat hat unter dem Titel "Tips für Urlauber" ein Merkblatt herausgegeben, das die wesentlichsten Vorsichtsmassnahmen in siebzehn Punkten beschreibt. Einige Ratschläge lauten: Wertsachen und Schmuck nicht mit in den Urlaub nehmen. Mitgeführtes Bargeld reduzieren. Euroschecks und Scheckkarten immer getrennt aufbewahren. Handtaschen festhalten und vorn tragen. Herrenhandtaschen zu Hause lassen, sie sind ein besonders beliebtes Beutestück. Vorsicht mit Brustbeuteln. Es besteht Strangulierungsgefahr. Motorradfahrer reissen oft ihr Opfer an der Brustbeutel-Kordel mit. Bei Annäherungsversuchen (z.B. um Feuer, Zeit, Zigaretten bitten) von mehreren Personen ist äusserste Vorsicht geboten. In solchen Fällen zügig weitergehen und belebte Strassen aufsuchen. Keine Innenstadtbesichtigungen während der Hauptessenszeit zwischen 14 und 16 Uhr. Seien Sie auf-

merksam und steuern Sie die Sehenswürdigkeiten mit zügigen Schritten an. Blicken Sie um sich, ob Sie nicht von hinten angeschlichen werden. Die Delinquenten greifen in der Regel erst an, wenn sie Ihre Ahnungslosigkeit erkannt haben....

Welch ein Gegensatz! Spanien, die stolze Hochburg der (katholischen) Religion, voll von Kirchen und religiösen Manifestationen und daneben die grausam tierquälerischen Stierkämpfe und die überdurchschnittlich stark verbreitete Kriminalität!



## Andalusien

### 1. Unsere Reiseroute im Frühjahr 1988

Von Malaga aus fuhren wir der Mittelmeerküste entlang Richtung Osten nach Nerja und immer weiter, bis wir schliesslich bei Motril nach Norden abschwanken und durch die engen Täler der Sierra Nevada nach Granada gelangten, das am Rande des andalusischen Berglands auf 670 m.ü.M. liegt. Wir besuchten hier die märchenhafte Alhambra aus dem 12. und 13. Jahrhundert und die maurische Sommerresidenz (Palazzo del Generalife), sowie die ausgedehnten und überaus prächtigen Gärten.

Als es 1492 Ferdinand II und Isabella I gelang, den letzten Maurenkönig Boabdil zu besiegen, war die Maurenherrschaft in Spanien endgültig vorbei, und an der Stelle der Hauptmoschee Granadas wurde im gotischen Stil der Bau einer christlichen Kathedrale begonnen und später im Renaissancestil vollendet.

In Granada besuchten wir noch weitere Sehenswürdigkeiten und reisten dann weiter durch das ausgedehnte Hügelland, das mit vierzig Millionen Olivenbäumen beinahe lückenlos bedeckt ist. In Jaen (sprich "Chaän") hielten wir uns nicht sehr lange auf. Wir besuchten kurz die Kathedrale (mit Kuppel) und betrachteten vom Aussichtsberg (mit Riesenkreuz) die Gegend.

In Cordoba waren wir beeindruckt von der "Grossen Moschee", in der auf einer Grundfläche von 24 000 m<sup>2</sup> tausend und zwanzig Säulen stehen, so dass hier in diesem Riesentempel 25 000 Männer gleichzeitig dem Gottesdienst beiwohnen konnten. Die Frauen waren damals ja ausgeschlossen:

Das arabische Wort "quad" bedeutet "gross". Wir folgten dem Rio Guadalquivir, also dem grossen Fluss, abwärts bis Sevilla, der wunderschönen Stadt mit den vielen Palästen an breiten Prunkstrassen und in riesigen Parkanlagen.

Sevilla wurde nach der Entdeckung Amerikas zur reichen "Hauptstadt der Welt". Auch zur "Ibero-Amerikanischen Ausstellung" von 1929 erhielt die Stadt vor allem im Maria - Luiza - Park prächtige Gebäude der verschiedenen beteiligten Staaten und Städte, und neuerdings werden im grossen Stil Strassen und Vorortsquartiere für die Weltausstellung 1992 gebaut.

In Sevilla besichtigten wir die Befestigungsanlagen und die Königsresidenz Alcazar, die von den Arabern für die christlichen Könige erbaut wurde, die Kathedrale und die Plaza de España. Wir sahen natürlich auch spät abends eine Flamenco-Show!

In Jerez de la Frontera (sprich "Cheres oder english "sherry"), unfern von Cadiz, besuchten wir eine der weltbekanntesten Weinkelereien (Sandeman). Ueber Tarifa und Algeciras erreichten wir schliesslich Gibraltar, wo wir inmitten vieler Touristen auch einen der Gibraltaraffen photographieren konnten!

La Linea, Sotogrande, Estepona, Marbella, Fuengirola und Torremolinos nennen sich die mit Villen modernster Art und mit riesigen Hotelpalästen übersäten Badeorte an der Costa del Sol, wo wir in Malaga wieder den Ausgangspunkt unserer Andalusienreise erreichten.

## 2. Pflanzen und Kulturen

Was dem Besucher Andalusiens zuerst auffällt, das ist die prächtige Pflanzenwelt. Da wiegen sich verschiedenartige Palmen im Wind. Aus dunkelgrünem Laub leuchten Zitronen und riesengrosse Bitterorangen. Mimosen, Ginster, Liguster, weiss, rosa und dunkelrot blühende Oleandergebüsche säumen die Strassen, und in den Parkanlagen blühen kräftig blau wie farbenfrohe Wolken, die aus Afrika stammenden Jacarandabäume. Nicht zu entdecken war aber der in Griechenland, z.B. in Olympia, verbreitete Frühblüher *Cercis siliquastrum* genannte "Judasbaum". Grosse blaue Blüten trägt auch die *Paulownia tomentosa*. Ich hoffe, wir seien recht informiert worden!

Leider konnten wir den Reiseкар nicht immer wieder anhalten, um all die prächtigen Blumen näher zu betrachten. Da gab es längs der Strasse eine Art riesengrosser "Margueriten", die aber nicht schneeweiss, sondern cremegelb leuchteten. Der Dill wucherte wild, und in den an die Strassen angrenzenden Trockengebieten verbreitete sich der gross und dunkelblau blühende Natterkopf (*Echium*), und uns leuchtete immer wieder der dunkel-blutrote, wilde Mohn entgegen. Wie in den Alpen, so sind auch hier im Süden die Farben der Blüten meist viel intensiver als bei uns, was wohl mit der stärkern Sonnenbestrahlung zusammenhängt.

Wir staunten oft über die „Blütenfülle“ der *Bougainvillea*, der es an Häusern und Festungsmauern besonders zu gefallen scheint. Manche bei uns unbekanntes Pflanze, so auch der "Trompetenbaum" (*Tatura* genannt) wurde uns vorgestellt.

Wo bewässert wird, ist Andalusien sehr fruchtbar. Der Mittelmeerküste entlang wird daher in grossen Plastic-Gewächshäusern Gemüse aller Art kultiviert. Wir hatten noch schnell, schnell vor der Abreise unsere Tomatensetzlinge ins Freiland ausgepflanzt (und mit einer gnädigen "kalten Sophie" gerechnet),



während hier an der Costa del Sol bereits im grossen Stil die reifen Tomaten für die Ausfuhr geerntet wurden! Im Vorbeifahren sahen wir auch schon meterhoch an ihren Stangen hinaufgerankte Bohnen, während sie bei uns in der Schweiz noch nicht einmal ausgesät werden können! Unsere Frühkartoffeln im Garten sind noch so klein, dass sie nicht angehäufelt werden konnten, und hier werden die reifen Knollen bereits für den Export ausgegraben!

Mehr im Landesinnern, bei Axarquina und Vélez Malaga, befinden sich Rebberge und alte schneeweisse Dörfer. Die ehemaligen Fischerdörfer an der Küste aber haben sich in "moderne" Badeorte mit wolkenkratzerähnlichen Hotelbauten und allen möglichen andern "Erholungsanlagen" verwandelt. Auch von den römischen Ruinen mit Leuchtturm, Bädern und Fischräucherei ist kaum noch etwas zu sehen.

Die Oliven blühen im Mai; die Mandelbäume tragen Früchte. Die Kirschen färben sich hier im Süden schon rot, und bei uns blühen sie erst! Wie kleine gelbe Aepfel sehen die Mispelfrüchte aus, die wir zu essen bekamen. Diese sind sehr schmackhaft und haben in ihrem Innern mehrere grosse Kerne. Nicht nur Aprikosen, sondern auch Zitronen, Orangen, Bananen und aus den Tropen stammende Südfrüchte gedeihen hier. Am Südwestfuss der Sierra Nevada wird auch Zuckerrohr angepflanzt. Fabiola von Belgien besitzt am Weg nach Granada eine einträgliche Rumfabrik.

Der höchste von uns erreichte Passübergang in der Sierra Nevada heisst "Suspiro del Moro", "Seufzer des (geschlagenen) maurischen Königs", der von hier zum letzten Mal traurig auf das fruchtbare Getreidezentrum in der für ihn endgültig verlorenen Gegend von Granada zurückgeschaut haben soll! Aber nicht nur Getreide sehen wir auf riesigen Feldern, auch an regelmässig angelegten Wassergräben raschwachsende Pappeln in Reih und Glied, die zur Papierfabrikation abgeholzt werden.

An den Hügeln und in den weiten Tälern zwischen Granada und Sevilla liegen fruchtbare Plantagen für Artischocken, Reis, Mais, Sonnenblumen, ganze Felder rot und ganze Felder weiss blühenden Mohns, sowie Erdbeerkulturen. Erhöhte Betonkanäle und andere Leitungen versorgen die Reis- Baumwoll- und Wassermelonfelder mit dem benötigten Nass. Viele Jungpflanzungen befinden sich

unter langen Plastikstreifen, die je nach den darunter angelegten Kulturen näher oder weiter auseinander parallel die Aecker durchziehen.

Je weiter wir nach Süden vorstossen, umso häufiger sehen wir auch Agaven, Feigenkakteen, Orangen, Korkeichen, Weihnachtsterngebüsche und Pinien. Einmal kreuzen wir gar einen Heuschreckenschwarm, und mehrmals sehen wir Störche in Feldern und auf Dächern.

Eine eigentliche Kornkammer ist auch der flache, gut geschützte Talkessel von Ecija (sprich "Eschika"), wo die Lufttemperatur im Sommer stets zehn Grad höher ist als im übrigen Andalusien. Die relativ kleine Ortschaft zählt auffallend viele Kirchen.

Und nun die Oliven! Zwischen Granada und Cordoba, in der näheren und weiteren Umgebung von Jaen (sprich "Chaän") werden vierzig Millionen Olivenbäume gepflegt, so viele, wie Spanien Einwohner zählt! Von ferne betrachtet, sehen die sanften Hügel "gestreift" aus, denn die Oelbäume stehen in schnurgeraden unendlich langen Reihen, die sich bis zum Horizont hinziehen. Sieht man näher hin, dann entdeckt man, dass die Bäume stets in Dreier- oder Vierergruppen eng aneinandergepflanzt sind. Der Zwischenraum zwischen den Baumreihen wird maschinell unkrautfrei gehalten, so dass die nackte Erde zu Tage tritt. Diese ist je nach dem Mineral- bzw. Kalkgehalt des Bodens rotbraun, gelbbraun oder weisslich. Die Olivenhaine werden im Gegensatz zu den Weinbergen nicht bewässert. Jetzt, im Monat Mai, stehen sie in voller Blüte, wobei zwar die Blüten zwischen den graugrünen Blättern kaum auffallen. Sie sind klein, gelblich weiss und wohlriechend. Der Oelbaum ist der typische immergrüne Baum der Mittelmeerländer. Die noch grünen Oliven werden gegen Jahresende in einem ersten Durchgang von Hand geerntet. Die Aeste werden kräftig geschüttelt und mit Stöcken beklopft, so dass die Früchte auf die unter den Bäumen ausgebreiteten Plastikfolien hinunterfallen. Man wundert sich, weshalb man bei so vielen zu schüttelnden Bäumen noch nicht auf den Gedanken gekommen ist, die in Amerika entwickelten Baumschüttelmaschinen einzusetzen! Die Oelbäume werden eben meist nicht von Grossgrundbesitzern betreut, die sich solche Maschinen leisten



könnten. Die Plantagen gehören kleineren Genossenschaften oder sind Familienbetriebe. Ausserdem fällt die Olivenernte in den Winter, d.h. in die Regenzeit. Der Boden ist alsdann aufgeweicht, und die sehr schweren Schüttelmaschinen bewähren sich hier nicht, da sie zu sehr in die Erde einsinken.

Wir waren der irrigen Meinung, es gäbe zwei Sorten von Oelbäumen, solche mit grünen und solche mit schwarzen Früchten. Dies ist nicht der Fall. Die zuerst geernteten Oliven sind noch grün, die, welche zwei, drei Monate später in einem zweiten Durchgang geschüttelt werden, sind reif und dunkel.

Sie werden in einer der vielen kleinen, genossenschaftlich betriebenen Oelfabriken, die zerstreut in der ganzen Gegend zu finden und am Geruch leicht zu erkennen sind, zerkleinert, leicht erwärmt und schwach gepresst. Diese sogenannte Kaltpressung liefert das vorzügliche Speiseöl. Durch stärkeres Pressen und höhere Erhitzung erhält man weniger reines Oel. Die Rückstände werden mit allerlei Zusatzstoffen zu Seifen, Salben, Brenn- und Schmiermitteln weiter verarbeitet.

Die Oelbäume Spaniens werden etwa dreihundert Jahre alt. Ihr bestes Alter liegt zwischen fünf und hundert Jahren, sie können aber ohne weiteres auch siebenhundert Jahre alt werden. In Israel wurden uns im Garten Gethsemane uralte Olivenbäume gezeigt, von denen behauptet wurde, sie seien mehr als zweitausend Jahre alt!

Eine normale spanische Olivenernte bringt etwa 560 Millionen Kilogramm Früchte, was 140 Millionen Liter Olivenöl ergibt, das über die EG (Europäische Gemeinschaft) problemlos verkäuflich ist.

Fährt man von Sevilla Richtung Jerez de la Frontera, so gelangt man in ein ausgesprochenes Weingebiet. Alkoholreklamen sind uns zwar schon in der Sierra Nevada und andernorts aufgefallen. Wenn eine Strasse gegen einen weithin sichtbaren, hübschen Hügel führt, so kann es sein, dass zu oberst auf diesem Hügel als riesige, wahrhaft künstlerisch gestaltete Silhouette ein schwarzer Stier von gigantischen Ausmassen steht (= Osborn-Reklame) oder auch ein viele Meter hoher und weithin sichtbarer Mann mit Hut und Mantel (= Sandeman - Reklame). Jerez (sprich "Cheres") und zwei weitere, benachbarte Gemeinden sind die einzigen, die ihren Wein als Jerez (= Sherry) bezeichnen dürfen. In vielen andern Ortschaften Andalusiens wird der spanische Süsswein genau gleich sorgfältig hergestellt und weist auch die



genau gleichen Qualitäten auf, er darf aber den Namen "Jerez" oder "Sherry" nicht führen, denn er kommt ja nicht von Jerez de la Frontera.

Es wird erzählt, der englische Seefahrer und Entdecker Frances Drake habe hier im Süden Spaniens dreihundert Schläuche Wein "gefunden" und nach England gebracht. Dieser Süsswein fand in Grossbritannien so grossen Anklang, dass er nicht mehr vergessen wurde. Im Jahr 1790 kam ein gewisser Herr Sandeman aus Schottland nach Jerez und gründete die heute noch existierende, berühmte Weinfirma, die ihre Produkte hauptsächlich nach England ausführt. In Jerez zählt man siebenundzwanzig solcher Firmen, die alle Sherry produzieren, und zwar mehr als hunderttausend Fässer jedes Jahr. Diese Süssweinsorte ist sehr alkoholhaltig, denn die Trauben werden vor der Verarbeitung zur Anreicherung des Zuckergehalts einen Tag, oft auch, je nach Sorte, bis zu vierzehn Tage lang, an der Sonne gelagert, wodurch das Getränk dann "dry" wird. Die ausgeklügelte Verarbeitung, Vermischung mit "Weinmutter" (Bodensatz früherer Jahrgänge) und mit Chemikalien zur Steuerung der Gärung und der Klärung, dauert neun bis elf Jahre. Erst dann ist das Endprodukt fertig, wird in Flaschen abgefüllt und den Kunden ausgeliefert. All dies wurde uns angesichts der zahllosen Eichenfüsser und Tanks mit allen Einzelheiten erklärt, und in der sogenannten "Sakristei", was doch "Heiligtum" oder "Raum mit Heiligtümern" bedeutet, konnten die verschiedenen Sherrysorten degustiert und verglichen werden. Für uns gab's zwar auch frisches Mineralwasser. Die Wirkung des Sherrys ist frappant. Nach dem Besuch der Weinkellerei hörte man im Reisebus nur noch grosses Gelächter. Die Leute fühlten sich enthemmt und fanden jeden Blödsinn lustig.

Zwischen Jerez und der Costa de la Luz am Atlantischen Ozean befinden sich ausgedehnte, sumpfige Natur- und Vogelschutzgebiete, in denen - auch aus militärischen Gründen - nicht gebaut werden darf. Hier sind also keine Hotelpaläste am wunderschönen Badestrand, an dem nächstens eine Surf-Weltmeisterschaft durchgeführt werden soll.

### 3. Aus Spaniens und Andalusiens Geschichte.

Die frühesten bekannten Bewohner des Landes waren die Iberer und die Kelten. Um 1100 v.Chr. gründeten die Phönizier, um 206 v.Chr. die Römer ihre Kolonien im Land. Als dann das römische



Reich, das die Länder rund ums Mittelmeer umfasste, zu zerfallen begann, 409 n.Chr., gründeten die Sweben und die Wandalen auf der iberischen Halbinsel ihre Staaten, ebenso 416 die Westgoten, die 711 bei Jerez de la Frontera von den Arabern besiegt wurden. Damit kam die maurische Kultur und Architektur nach Süd- und Mittelspanien.

Doch die christlichen (katholischen) Staaten Kastilien, Aragonien und Navarra (Pamplona) drangen seit 1035 immer wieder nach Süden vor. Die Kämpfe gegen den Islam endeten erst 1492 mit der Eroberung Granadas und der endgültigen Vertreibung der Araber aus Spanien.

Um 1500 kam die grosse Zeitenwende in ganz Europa. Aufklärung, Renaissance und Reformation brachten eine neue Denkweise. Kolumbus fand Glauben bei Isabella I von Spanien, die ihren Schmuck opferte, um die kühnen Seefahrten zu ermöglichen. Kolumbus brachte unermessliche Reichtümer ins Land. Durch die Ehe Ferdinands II von Aragonien mit Isabella I von Kastilien 1469 waren beide Staaten zum Königreich Spanien vereinigt worden. Während im Norden Europas die Reformation siegreich war, wurde in Spanien jede abweichende Glaubensansicht durch die Inquisition bekämpft. Das Wort "Autodafé" ist portugiesisch und bedeutet "Handlung des Glaubens". Ein Autodafé ist eine Urteilsverkündung und Vollstreckung durch Verbrennung usw. der spanischen und portugiesischen "Ketzergerichte".

Karl I von Habsburg wurde 1516 spanischer König und 1519 als Karl V deutscher Kaiser. Das spanisch-habsburgische Weltreich, in dem die Sonne nie unterging, war erdballumspannend, und Sevilla war damals die eigentliche Hauptstadt der Welt. Ferdinand Cortez eroberte 1519 Mexiko, Franz Pizarro 1532 Peru. Spanien herrschte auf allen Weltmeeren. Handel und Gewerbe blühten.

Doch dann befreiten sich die Niederlande in den Freiheitskriegen von 1566 bis 1648 vom allmächtigen Spanien. England war zur See siegreich (Verlust der spanischen Armada 1588), und das Weltreich zerfiel unter den letzten Habsburgern, die 1700 ausstarben.

Die neuere und neueste Geschichte, der spanische Erbfolgekrieg, die Herrschaft der Bourbonen und Napoleons, der Abfall der Kolonien, der Krieg mit den USA, die Diktatur de Riveras,

General Franco und der Bürgerkrieg sind für das Verständnis dessen, was wir auf unserer Kultur- und Kunstreise studierten weniger wichtig. Franco führte 1947 die Monarchie wieder ein, und nach dem Tod des Generals am 20.11.1975 wurden bald Baskisch, Katalanisch und Galicisch als Staatssprachen anerkannt. Auch auf vielen andern Gebieten zeigt sich heute eine weitreichende Liberalisierung.

#### 4. Granada

a. Die Alhambra. Aus unserm geschichtlichen Ueberblick wissen wir, dass die Mauren (Araber) von 711 bis 1491 in Mittel- und Südspanien herrschten. Das Kalifat Cordoba wurde 929 gegründet, zersplitterte aber im 11. und 12. Jahrhundert in Kleinreiche, sogenannte Taifas. Die kriegerischen Almoraviden und die Almohaden kämpften mit wechselhaftem Erfolg immer wieder gegen die anstürmenden Christen. In Granada wurde 1232 die Nasriden-Dynastie gegründet. Ihre maurische Stadt befand sich auf der bewaldeten Felsklippe La Sabica. Von den Bauten, die einst die Höhen krönten, zeugt nur noch die Alhambra (=Rote Burg) aus dem 13. und 14. Jahrhundert mit ihren Befestigungen, Palästen und Gärten von der einstigen Herrlichkeit. An dieser einmaligen Residenz wurde zweihundert Jahre lang gebaut.

Von aussen erscheint sie zwar enttäuschend nüchtern als ein rostbrauner Klotz am Rande des Felsabsturzes über dem Tal des Rio Darro, ist aber das schönste, das älteste und das am besten erhaltene Schloss der arabischen Welt, ein Traumschloss aus 1001 Nacht!

Wir betreten den weitverzweigten Gebäudekomplex durch das schmale "Tor der Gerechtigkeit" und durch das "Tor des Weins" und gelangen auf einen weiten Platz, genannt Plaza de los Aljibes, der seinen Namen von den unterirdischen Zisternen erhalten hat, die hier im 16. Jahrhundert eingerichtet wurden. Das viele Schmelzwasser aus der Sierra Nevada, das von den vielen Brunnen, Bädern und Teichen benötigt wird, strömt schon seit dem 14. Jahrhundert unterirdisch in die Alhambra.

Um etwas Uebersicht über das Labyrinth des weitverzweigten Palastes zu gewinnen, unterscheiden wir das kriegerisch-wehrhafte Mauerwerk der Verteidigung und das zierlich-sensible Innere der Residenz mit Sitz des Sultans, der Diplomaten und der Verwaltung und den Privatbezirk, d.h. den Harem.



Die Räume gruppieren sich um zwei Innenhöfe, um den der Arrayanes (Myrten) und den der Leones (Löwen).

Rings um den Myrtenhof mit seinem spiegelnden Teich und den plätschernden Brunnen wurden die Staatsgeschäfte abgewickelt, die Audienzen, die Beratungen und Empfänge. Besonders prächtig und sehr beeindruckend ist der grosse und hohe Empfangssaal, der „Salon de Embajadores“. Die achtzehn Meter hohen Wände sind unten mit Kacheln verkleidet, im übrigen mit Stuck wie mit einem kostbaren Teppich überzogen. In den Mustern sind Verse aus dem Koran eingearbeitet, und der Name des Herrschers Jusuf I, 14. Jahrhundert, ist hier verewigt. Durch die Hufeisenfenster erblickt man unten im Tal den Darro und gegenüber das weissgetünchte Häusermeer des Albaicin. Rings in Nischen sassen die Granden mit ihren Beratern. Der Monarch thronte erhöht, während der fremde Abgesandte allein in der Mitte des Saales stehend seine Anliegen vorbringen musste. Wenn sich in dieser grossartigen Umgebung die Verhandlungen stundenlang dahinzogen, dann - und dies war beabsichtigt - ermüdete der stehende Fremdling, und er kam sich klein und hilflos vor.

Rings um den Löwenhof liegen die Räume mit intimerem und familiärerem Charakter, da sich in ihnen das Privatleben der Sultane abspielte.

Das Springbrunnenbecken in der Mitte des Löwenhofs ist einige Jahrhunderte älter als die zwölf stilisierten Steinlöwen (16. Jh.) die es auf ihren Rücken tragen. Es ist wunderschön mit Ornamenten geschmückt und mit einem Fragment aus der Kasside (= Zweckgedicht), die der Poet Zemrec für Mohammed V. geschrieben hat. Die Löwen sind ein Geschenk der Juden an die arabischen Herrscher, was an die Tatsache erinnert, dass die zwölf Löwen (= die zwölf Stämme Israels) in Spanien zur Zeit der Araberherrschaft eine wahre Blütezeit erlebten. An diese Blüte erinnern auch die sehr schönen, grossen, sauberen und heimeligen Judenviertel mit ihren verwinkelten Gässchen, Plätzen und Innenhöfen, die wir in Granada und Cordoba besuchten, die aber heute, obwohl sie baulich nicht verändert werden dürfen, vorwiegend von Christen bewohnt sind. Der Löwenbrunnen war übrigens lange Zeit durch den Aufbau eines zweiten, ja sogar eines dritten Brunnenbeckens verunstaltet. Heute hat er wieder seinen schlichten Charakter.

Ein Säulengang umgibt den verhältnismässig kleinen (28×15 m) Hof. Die einfachen und die doppelten Säulen und Bögen schaffen



eine elegante und heitere Atmosphäre und vermitteln den Eindruck eines Palmenhaines, einer Oase, so dass der Löwenhof der berühmteste Hof der Welt geworden ist.

An allen vier Seiten liegen prächtig ausgestattete Räume (ohne Möbel, ohne Teppiche etc. aber mit den schönsten Kacheln und Arabesken). Da im Sommer die Aussentemperatur in Spanien auf vierzig Grad am Schatten ansteigt, liegen diese Prunkräume durch die vorgelagerten Säulen von der direkten Sonneneinstrahlung abgeschirmt vollständig im Schatten. Kühlendes Wasser plätschert in der Nähe. Der untere Teil der Wände ist mit kühlenden Kacheln verkleidet. Weiter oben und an den Decken bewundert man die zierlichen arabischen Gipsarbeiten, die an Ort und Stelle viel eindrücklicher sind als auf den schönsten Abbildungen! Einiges ist zwar nicht so alt, wie es scheint. Eine Explosion im Jahr 1590 zerstörte manches, das im 17. Jahrhundert wieder hergestellt wurde, jedoch so geschickt, dass der Laie bei einem kurzen Besuch nicht sehen kann, was ursprünglich und was neueren Datums ist. Alles ist märchenhaft schön.

Einige der Räume waren aber auch in der Winterzeit bewohnbar, wenn die Aussentemperatur auf minus fünfzehn Grad hinter sank. Man erwärmte sie durch eine römische Zentralheizung und mit Kohlenbecken, und man zog hinauf in die höher gelegenen nach aussen abgeschlossenen Räume.

Im Saal der Könige befindet sich eine ganz besondere Rarität: Auf Leder ausgeführte Malereien, die den Sultan und seine Vorfahren, sowie höfisches Leben islamischer und christlicher Herrscher darstellen! Diese Gemälde sind bemerkenswert, weil es ausser ihnen so gut wie keine figürlichen Darstellungen in der Alhambra gibt. Der Koran verbietet ja bildliche Darstellungen von Mensch und Tier, doch die Nasriden-Könige waren eher von den christlichen Bräuchen als von den Lehren des Propheten beeindruckt.

Die Gemächer der Sultanin, ihrer Kinder und Verwandten, und die der weitem offiziellen Frauen des Herrschers sind am reichsten ausgeschmückt. Das Familienoberhaupt besass neben seinen vielen Haremsdamen vier legitime Frauen, von denen die erste die Königin war und deren erster Sohn der Nachfolger des Sultans. Es ist verständlich, dass die Eifersucht immer wieder hohe Wellen warf und bekämpft werden musste. Die Löcher in den Arabesken, die "Jalousien" sollten dazu geeignet sein, weil die Damen wohl aus ihren Zimmern im ersten Stock heraussehen konnten,



niemand aber konnte von aussen feststellen, wer in den Zimmern ist und was darin vor sich geht.

Und immer wieder genießt man von Balkonen und durch offene Bogenfenster (ohne Glas) den prächtigen Ausblick auf paradisi-sche Gärten mit Blumen und Brunnen, auf den Albaicin und das ganze Darrotal.

Eine düstere Geschichte wird dem Besucher im Saal der Abencerrajes erzählt, die auch in verschiedenen Büchern und immer wieder ein bisschen anders, vorgebracht wird. Dieser schöne Saal verfügt, ähnlich wie die Sala de las Hermanas, über eine eigenartige Stalaktitendecke. Die verschwommene Le-gende berichtet, der arabische Herrscher (man weiss nicht ge-nau, ob es sich um Mohammed, Muley Hacen oder Boabdil handelte) habe hier alle 36 Männer des berühmten granadischen Geschlechts der Abencerrajes enthaupten lassen, weil irgend einer aus die-ser Adelsfamilie heimlich mit den Christen zusammengearbeitet haben soll, oder - eine andere Version - vielleicht unterhielt einer von ihnen ein Liebesverhältnis mit einer der Haremsdamen, gab dies nicht zu und wurde von keinem seiner Verwandten ver-raten. Es heisst, die rostigen Flecken auf dem Marmor des Brun-nens stammten vom Blut der überlisteten Adligen, die anlässlich eines Empfangs einer nach dem andern beim Eintreten in diesen Saal ermordet wurden.

"Sala de las Dos Hermanas" heisst "Saal der zwei Schwestern". Ganz feines Gitterwerk in den Fenstern dämpft das grelle Licht. Die Kuppel und die silberglänzenden Stuckwände sind geschmack-voll gestaltet, und in der Mitte des Fussbodens liegen zwei weisse Marmorplatten, die dem Raum seinen Namen gaben. Vom Schlafzimmer der Königin blickt man in einen malerischen Hof mit einem von Zypressen und Orangenbäumen umgebenen Brunnen.

Gegenüber liegen die Gemächer Karls V., der keine "mauri-schen Schnörkel" um sich duldete. Sein Kamin ist dementspre-chend mit Delphinen verziert!

Durch prächtige alte Gärten gelangt man zu seinem Palast, dem "Palacio de Carlos V.", mit recht gegensätzlichem Baustil. Diesem gewaltigen Renaissancepalast musste 1526 der muslimische Fried-hof weichen. Der Architekt Pedro Machuca, ein begabter Schüler Michelangelos, wählte als Grundriss einen von einem Quadrat umgebenen Kreis, über dem sich eine Riesenkuppel hätte wölben

sollen. Die Seitenlänge des Quadrats beträgt sechzig Meter! Obwohl 1550 der Sohn Louis des Architekten weiterbaute, blieb der Palast bis heute unvollendet. Karl V. halste zwar den Moriskan hohe Steuern auf, um die benötigten Gelder zur Finanzierung dieser riesigen Palastbaute zu bekommen. Doch ach, die Untertanen meuterten und das noch vorhandene Geld verschlangen Karls Kriege. Diese wurden oft verloren, und die grosse Kuppel konnte nicht gebaut werden! So stehen wir heute auf einem riesigen kreisrunden nach oben offenen Platz inmitten des Palasts, der von einer wohlproportionierten zweistöckigen Säulenhalle umgeben ist. Franco liess den jetzigen Zustand herstellen, so dass hier grosse internationale Festspiele durchgeführt werden können. Im Palast befinden sich heute Kunstmuseen mit Gemälden, Holzschnitzereien, Keramiken und vielen interessanten Funden, die während der Ausgrabungen auf dem Alhambrahügel gemacht wurden.

Etwas höher gelegen als die Alhambra sind die wundervollen Gärten des Generalife, in denen sich einst die nasridischen Könige entspannten. Das Wort "Generalife" hat nichts mit einem General zu tun. Es bedeutet "erhöhter Garten", "erhabener Garten des Architekten Genna-alarif". Im Garten befinden sich auch einige einfache Gebäude, von denen aus man eine weite Aussicht über die Stadt Granada und die Ebene mit der Alhambra im Vordergrund und der Sierra Nevada (Mulhacén 3480 m) im Hintergrund geniesst.

In den herrlichen, alten Gärten aber plätschern vielerlei Brunnen und liegen meist rechteckige Teiche, in denen sich Zypressen, Reihen üppig blühender Rosenbäumchen, farbenfrohe Topfpflanzen und die mit goldenen Früchten behangenen Orangenbäume wunderschön spiegeln. Jeden Sommer wird in dieser herrlichen Naturkulisse ein internationales Musik- und Tanzfest abgehalten.

Viele hier vorbeikommende, abergläubische Besucher suchen die Reste eines riesigen (abgestorbenen) Baumes auf, der ohne Rinde, ohne Aeste und Zweige aber spiegelglatt und glänzend von den vielen Berührungen und "Streicheleinheiten" einsam weiter dahinstirbt. Es ist dies der sogenannte "Liebesbaum", der dem Besucher offenbar Glück bringen soll, der aber in keinem seriösen Reiseführer erwähnt wird!



b. Die Kathedrale. Königin Isabella und König Ferdinand, die im Laufe der "Reconquista", der Wiedereroberung des heimatlichen Bodens, die Muslime und die Juden, die nicht katholisch werden wollten, aus dem Land vertrieben, einigten Spanien und setzten endgültig die katholische Religion durch. Sie waren etwa gleichzeitig durch Kolumbus reich geworden und wählten Granada als ihre letzte Ruhestätte. Die "Capilla Real", die Königskapelle, wurde zwischen 1505 und 1507 als Mausoleum für die Könige entworfen und im Stile der Hochgotik erbaut.

Die vier Grabmäler der hier Bestatteten sind von Domenico Fancelli und Bartolomé Ordóñez meisterhaft aus Carrara-Marmor gearbeitet. In etwa Lebensgrösse liegen auf ihren Sarkophagen Isabella I., Ferdinand II., die Königstochter Johanna die Wahnsinnige und Philipp der Schöne. Von den beiden zuletzt genannten Persönlichkeiten vernahmen wir, Philipp sei im Alter von 28 Jahren vergiftet worden, was seine Gemahlin zum Wahnsinn trieb. Sie wollte und konnte diese Tatsache seines Todes nicht begreifen und nicht glauben. Doch sie wurde sehr alt, lebte nach Philipps Tod noch fünfzig Jahre.

Mit dem Bau der Kathedrale wurde 1523, zwei Jahre nach der ersten feierlichen Königsbeisetzung in der "Capilla Real", im gotischen Stil begonnen. Mit ihren fünf Schiffen erhielt sie aber bald ein elegantes Renaissancegepräge. Die Bauarbeiten an diesem mit der Königskapelle verbundenen, beeindruckenden, weissgoldenen Sakralbau mitten im Häusermeer Granadas zogen sich bis 1703 dahin, und es waren grosse Künstler am Werk, wie z. B. Enrique de Egas (Gotik), Diego de Siloé (Renaissance) und Alonso Cano (Fassade) und andere.

Die Sakristei der königlichen Kapelle ist ein hochinteressantes Museum. Zuerst fällt der Blick des Besuchers auf die grosse Vitrine in der Mitte des Raumes. Diese enthält auf einem goldgelben Seidenkissen Isabellas schlichte Königskrone, die aus purem Gold besteht, aber mit keinem einzigen Edelstein verziert ist. Daneben bewundert der Besucher das goldene Szepter, das goldene Prunkschwert und die etwa vierzig Zentimeter lange und beinahe ebenso hohe goldene Schmucktruhe Isabellas, die jene Juwelen enthielt, die sie Kolumbus gab, um ihm Bau und Ausrüstung seiner drei Karavellen für die gewagte Seefahrt zu ermöglichen. Isabella von Kastilien allein glaubte die umstritte-

nen Theorien des Seefahrers und wagte ihr privates Vermögen! Ein Denkmal mitten in der Stadt Granada stellt sie dar sitzend im Gespräch mit dem vor ihr stehenden oder knienden Kolumbus.

In einer Vitrine an der Sakristei-Seitenwand sind weitere von Isabella stammende goldene Gegenstände ausgestellt, so z.B. kirchliche Goldschmiedearbeiten wie zwei grosse Monstranzen, in deren Mitte kreisrunde Glasscheiben aus Isabellas Toiletten- spiegel eingesetzt sein sollen.

Noch wertvoller sind die Gemälde aus der besten flämischen Schule, deren Figuren Bewegung und echte Gefühle ausdrücken. Von diesen Meisterwerken sind zwar einige nach Amerika gebracht worden, doch Spanien, das früher die "Neue Welt" dermassen ausplünderte, kann und darf sich nicht beschweren und die Kunstschätze zurückverlangen. Die noch vorhandenen Flamen sind die besten der Welt. Sie stammen von Dierik, Bouts, R. van der Weyden (Geburt und Pietâ) und Hans Memling (Kreuzabnahme). Auch ein kleines Bild des Florentiners Boticelli (Christus am Oelberg) ist zu sehen, sowie eine wertvolle, wunderschöne handschriftliche Bibel und der Teppich aus dem Feldlager der Königin.

Der um und über der Königskapelle später erbaute Renaissance-Sakralbau ist der viertgrösste der christlichen Welt nach Rom, London und Sevilla. Rund herum, von allen Seiten, sollte man die Königsgräber sehen können, und durch spätere Einbauten von Orgeln und geschnitzten Chorstühlen sollte der "heidnische Renaissancestil" etwas christlicher, katholischer, gemacht werden. Das prunkvolle Innere weist eine unwahrscheinliche Höhe auf mit schönen Glasmalereien hoch oben in den Bogenfenstern.

c. La Cartuja = Das Kartäuserkloster. Der heilige Bruno von Köln (1032 bis 1101) stiftete den Kartäuserorden 1084 im Tal "La Chartreuse" nördlich von Grenoble, südlich von Genf. Die Anhänger dieses "strengen" Ordens dürfen (mit kleinen Ausnahmen) nicht reden. Sie essen kein Fleisch, beten jeden Tag fünfmal zu bestimmten Zeiten und zweimal jede Nacht. Von den vierundzwanzig spanischen Kartäuserklöstern sind heute noch deren drei bewohnt, in der Schweiz nur noch "La Valsainte"! Neunzehn Jahre lang bleibt ein Anwärter als Ordensbrüder in einer Art "Probezeit". Dann stimmen die Mönche mit weissen und schwarzen Bohnen ab, ob der Kandidat in ihre Gemeinschaft aufgenommen werden kann.



Die Barockkirche (1516) und die Rokokosakristei des Kartäuserklosters von Granada werden auch "christliche Alhambra" genannt. Und wahrhaftig - der Betrachter staunt! (über den Prunk des armen Ordens!). Hier scheint alles unruhig zu vibrieren. Säulen, Gesimse, Sockel, Kapitelle, Decken und sogar der Fussboden bilden eine wahre Flut von Kurven, Windungen, eine wahre Symphonie aus Marmor, behauenen Stein, Spiegelchen, wie Sahne erscheinendem Gips, Silbereinlegearbeiten, Elfenbein, Muscheln, Gold und Ebenholz.

Das reiche "Allerheiligste" durfte einzig und allein vom Abt betreten werden. Die Mönche und die Ordensbrüder konnten höchstens einmal durch zwei kleine Löcher einen Blick auf die himmlische Herrlichkeit werfen! Sie lebten und beteten ja in Armut für ein kommendes Leben! Ihr Speisesaal, das Refektorium, war dementsprechend kahl und nüchtern, und über der Eigangstüre sahen sie, den Appetit vertreibend, ein Gemälde: Den abgeschlagenen, noch blutenden Kopf des heiligen Johannes auf einer Silberplatte!

Wenn ich recht verstanden habe, dienten die zum Kloster gehörenden Gebäude nach dessen Aufhebung als königliches Spital, als Zentralbibliothek und als Universität mit allen Fakultäten für 36 000 Studenten.

##### 5. Etwas andalusische Folklore

Schon auf unserer Fahrt der Costa del Sol entlang, in der Gegend der Nerja-Grotten, die wir leider nicht besichtigen konnten, sahen wir auf einer Nebenstrasse einen langen, ungewohnten Umzug mit buntgeschmückten Menschen, Pferden und Wagen daherkommen und langsam dem Hauptort zustreben. Zur Frühlingszeit werden in Spanien und vor allem in Andalusien viele Prozessionen, Wallfahrten und andere religiöse Grossveranstaltungen durchgeführt.

Dass jeder Ort, jede Gegend, ihren ganz besondern Schutzheiligen hat und gebührend verehrt, das erlebten wir schon am zweiten Tag unserer Reise, am Sonntag, 15. Mai 1988, in Nerja, wo das Fest des heiligen San Isodoro mit grossem Aufwand begangen wurde. Es handelt sich vielleicht um Isidorus von Sevilla, um 560 bis 636 n.Chr, Bischof und Gelehrter, der die antiken Klassiker sammelte.

In einer Nebenstrasse standen schon einige geschmückte Wagen bereit. Weitere, meist mit kräftigen Stieren bespannt, tra-



fen nach und nach aus verschiedenen Richtungen ein, und als wir vom Palmenstrand ins Zentrum der Stadt zurückspazierten, begegneten uns immer wieder ganze Gruppen von festlich gekleideten, aufgeregten Leuten, die zu Fuss und zum Teil auch allein oder zu zweit auf einem Pferd oder Esel reitend daherkamen. Eine ganze Familie, Vater, Mutter und Kind, ritten allesamt auf einem einzigen geduldigen Esel oder Maultier. Besonders üppig und farbenfroh herausgeputzt waren die quer hinter den Reitern auf den Pferden sitzenden Spanierinnen.

Riesige grellgelbe Puffärmel, die Schultern gewaltig verbreitern, lange, weit abstehende, feuerrote, gelbe, hellgrüne und hellblaue Röcke aus vielen Metern wallendem Stoff mit Spitzen geschneidert, sowie band- und blumengeschmückte Frisuren zeugten von der liebevollen Vorbereitung des Fests. Wir liessen uns auch sagen, dass sich die vielen Kinder und Damen jeden Alters für jedes Jahr ein neues Kostüm beschaffen, d. h. in der Regel selbst schneiden und nähen.

Als wir in Granada zum Restaurant fahren wollten, wo wir unsere Mittagsverpflegung einnehmen sollten, versperrte auch hier ein noch viel grösserer Menschenauflauf den Weg. Die Polizei hob - für uns allein - eine Strassensperre auf und lotste uns auf einen Platz in der Nähe. Durchs Gedränge der Festteilnehmer und Zuschauer bahnten wir unsern Weg zur breiten Strasse mit schattiger Mittelallee, in der Zigeuner, Neger und Türken am Boden und auf Marktständen ihre Ware feilboten. Auf der einen Fahrbahn wurde mit Hilfe der Polizei und grossem Hallo die Prozession bereitgestellt, die wohl eine Woche lang durchs Land ziehen wird, Tag und Nacht sich langsam weiterbewegend bis nach Seville, d.h. etwa zweihundert Kilometer weit.

Einige Tage später suchten wir in Sevilla ein Einkaufszentrum auf und sahen dort zufällig in der Elektronikabteilung am Fernsehapparat eine längere Reportage von dieser Prozession, schöne Nahaufnahmen von den blumengeschmückten Wagen und den darin mitgeführten Heiligenfiguren, von den vielen Leuten, welche die Figur oder wenigstens den Wagen des Heiligen berühren wollten, von den verzückten Frauen und den Männern, die ihre Hüte in die Höhe warfen.

Da gelangte z.B. der Umzug nachts, ungeduldig erwartet, und von der Menge freudig begrüsst in eines der abgelegenen, weiss-



getünchten Dörfer und blieb im Menschenhaufen buchstäblich stecken. Im Gedränge kippte gar ein Wagen mit seiner Heiligenfigur bedenklich zur Seite. Doch er konnte nicht umfallen. Mit grossem Jubel wurde er von allen Seiten gestützt. Viele Leute trugen lange Stangen mit sich, an denen sie prächtige Blumensträusse befestigt hatten. Andere steckten ihre Hüte auf die Stangen, um damit den Wagen zu begrüßen. Viele klatschten in einer Art Trancezustand rhythmisch in die Hände oder betätigten ihre Kastagnetten. Wieder andere trugen brennende Fackeln oder Fahnen. Im Hintergrund sah man auch prächtiges Feuerwerk in den klaren Nachthimmel steigen.

Jetzt wurde uns auch klar, was wir in der Nacht vom Flugzeug aus gesehen hatten. Beim Blick auf die Lichter grösserer Siedlungen waren uns lange Ketten besonders festlich beleuchteter Strassenzüge aufgefallen, und in der Tat, dort, wo ein Fest gefeiert wurde, wo die "Romeria de San Isidoro" (=Wallfahrt des heiligen Isidor) mit ihren geschmückten Wagen und kostümierten Reitern vorbeikam, in Estepona und Nerja, und in andern Städten waren jeweils elektrisch beleuchtete Girlanden über die Strassen gespannt mit phantasiereichen Mustern, Rosetten, geometrischen Figuren und Wappen, etc., und die Leuchtkörper in einheitlichen Pastellfarben ergaben auch tagsüber ein ganz erfreuliches Gesamtbild, das auf Konzerte, Volkstänze und Feuerwerk aufmerksam machte. Dass auch bei den Umzügen immer Gesang, Musik und Tanz dabei waren, versteht sich in Spanien von selbst. Wir sahen Gitarren, Flöten, Trommeln und andere volkstümliche Musikinstrumente.

Recht häufig trafen wir Zigeuner, vor allem aber Zigeunerinnen und Zigeunerkinder, die uns teure Spielsachen und "Orginal" - Kastagnetten verkaufen wollten, oder die ganz einfach bettelten. Eine junge Frau z.B. sass, zerfetzt und liederlich gekleidet, einen lieblichen Säugling im Arm wiegend, an eine Hauswand angelehnt, im Strassengraben und erwartete, dass ihr die Mitleid empfindenden Touristen Geldstücke in ihren bereitliegenden Papierteller warfen. Es wurde uns empfohlen, mit allfälligen aufdringlichen Schuhputzern und Wahrsagerinnen vor Beginn der Arbeit den Preis auszuhandeln, da wir andernfalls unangenehme "Wunder" erleben könnten. Wir waren ohnehin entschlossen, dieser Art von Leuten möglichst aus dem Weg zu gehen.

Von der Alhambra und vom ältesten, mauerumgebenen Stadtteil Granadas, dem Albaicin oder Zigeunerviertel aus, hatten wir eine

gute Aussicht auf den Sacromonte, in dessen Höhlen Granadas Zigeuner hausen. Es sollen ihrer etwa fünfhundert sein. Jede Familie besitzt drei oder vier unterirdische Zimmer mit einem Entlüftungskanal nach oben, mit dessen Hilfe in den Höhlen sowohl im Sommer als auch im Winter eine angenehme Wohntemperatur hergestellt werden kann. Die spanischen Zigeuner seien nirgends registriert, liessen wir uns sagen, sie bezahlen keine Steuern und schicken ihre Kinder nicht zur Schule! Die könnten ja dort etwas lernen, und das "schöne Zigeunerleben" würde ihnen dann vielleicht nicht mehr gefallen. Ihr "Leben" ist zwar nur ein mühseliges "Ueberleben" am Rande der Kriminalität.

In den südlichen Tälern und schwer zugänglichen Schluchten der Sierra Nevada hausten früher die Räuber und Seeräuber! Jetzt leben sie aber immer noch, doch sie verstecken sich nicht mehr im Gebirge.

Es war am 18. Mai 1988 in Sevilla. Wir wohnten im Viersternhotel "Porta Coeli", was so viel heisst wie "Himmelspforte". Es war tatsächlich sehr schön hier. Alles ist neu, gepflegt und wahrhaft künstlerisch gestaltet! In der riesigen Eingangshalle erfreuten uns Pflanzen und Blumen, dazwischen die über lebensgrosse Engelsstatue, die interessanten Oelgemälde an den Wänden, die teuren Teppiche und Polstermöbel, die zum Ausruhen einluden.

Da in südlichen Ländern die Abendveranstaltungen erst um 21 oder gar um 22 Uhr beginnen, begaben wir uns etwa um 20.45 Uhr vor die "Himmelspforte", wo sich der Hauptstrasse entlang ein kleiner Park mit prächtig blühenden Jacarandabäumen und einige Autoabstellplätze befinden. Ein uniformierter, stämmiger Hotelportier patrouilliert beständig vor dem Hoteleingang.

Als unser Gesellschaftsbus einige Minuten vor der Zeit eintraf, schwatzten wir noch ein Weilchen, die kühle Abendluft geniessend, bevor wir dann doch als einige der ersten im Innern des Fahrzeugs Platz nahmen, während sich andere draussen noch weiter miteinander unterhielten.

Eine Frau, der es seit einiger Zeit gesundheitlich nicht so gut erging, wollte auf den Besuch der Abendveranstaltung verzichten, war aber mit uns aus dem Hotel herausgekommen, um sich von ihrem Mann zu verabschieden und um der Abfahrt des Cars beizuwohnen.

Da, plötzlich, riss ein kräftiger, gut aussehender Mann dieser Dame die Handtasche weg und rannte, verfolgt vom Gemahl der



beraubten Frau, quer über das Rasenstück. Es gelang dem Verfolger auch, den Banditen am Arm zu packen, doch der Reiseleiter rief ihm beschwörend zu, er solle sofort loslassen, das Festhalten sei allzu gefährlich. So entkam der Halunke. Wir sahen ihn mit eingezogenem Kopf gegen die Hausecke rennen, wo auf einem kleinen schon schnurrenden Motorrad ein anderer Ganove auf ihn wartete. Im Nu waren sie in der Nebenstrasse verschwunden, und sogleich folgten ihnen auf zwei weiteren Motorrädern vier weitere Kerle, die offensichtlich alle zur gleichen Diebesbande gehörten.

Ein Schweizer, obwohl er hinkte, ergriff einen Gartenstuhl und rannte dem Gesindel nach! Er konnte natürlich nichts ausrichten gegen die motorisierte Uebermacht. Auch der patrouillierende Hotelportier und alle die vielen herumstehenden Hotelgäste waren völlig überrumpelt und machtlos.

Die beraubte Dame war schreckensbleich und griff an ihren Hals, an dem sie ihre goldene Halskette vermisste. Nur mit grosser Mühe unterdrückte sie die Tränen, und auch ihrem Mann war die Lust aufs Ausgehen vergangen. Der Reiseleiter tröstete die beiden und versprach, ihnen am folgenden Tag bei der Polizei als Dolmetscher behilflich zu sein. Er meinte, die Räuber hätten es in der Regel nur auf Geld und wertvolle Gegenstände abgesehen und seien an Reisepässen und Ausweiskarten nicht so sehr interessiert. Diese würden samt den geklauten Taschen manchmal schon in den folgenden Tagen irgendwo wieder aufgefunden und vom Fundbüro den Eigentümern wieder zugestellt.

Als der Reiseleiter zu uns in den Bus hereinkam, sagte er nur: "Nun ist es also passiert! Es vergeht selten eine Woche ohne einen solchen Zwischenfall!"

Natürlich war man gespannt zu hören, wie die Sache weiterging. Während wir am folgenden Tag eine Stadtrundfahrt durch Sevilla unternahmen, begaben sich die Beraubten zur Polizei und wahrscheinlich auch zum Schweizer Konsulat. Wir hatten vorher schon erfahren, dass mit der gestohlenen Handtasche beide Schweizerpässe, alles Geld des Ehepaars, die Schlüssel und die Brille der Frau abhanden gekommen waren! Als die beiden Aermsten von der Anzeige zurück in der "Porta Coeli" erschienen, erzählten sie, bei der Amtsstelle hätten sie lange Zeit warten müssen. Sie seien gar nicht die einzigen gewesen, die am vorhergehenden Tag bestohlen worden seien. Der Polizeiraum habe einem grossen

überfüllten Wartesaal geglichen, und viele der hilfeschuchenden Opfer hätten eingegipste Arme oder Beine, verbundene Gliedmassen und Köpfe gehabt, weil sie sich (erfolglos) gewehrt hätten.

Die Räuber, das muss deutlich hervorgehoben werden, sahen gar nicht wie solche aus. Sie waren alle sechs sauber gekleidet: Dunkle Hose, saubere Halbschuhe, schneeweisses Hemd mit Kravatte. Es sollte den Staaten doch möglich sein, ausreichende Erziehung, Schulung und Bildung, sowie menschenwürdige und menschenwürdig bezahlte Arbeit für alle zu gewährleisten!!! Trotzdem noch vorkommende Kriminalität müssten Staat und Polizei völlig in den Griff bekommen. In der Schule fragte ich jeweils: "Was verlangt ihr vom Staat?" (Schutz. Strassen. Spielplätze. Schwimmbad....) "Was verlangt daher der Staat von euch?" (Militärdienst, Steuergelder. Mitarbeit). Erkenntnis: Der Staat, das sind wir selber!

Zur andalusischen Folklore gehört auch der Flamencotanz, der bei uns als "spanischer Nationaltanz" bekannt ist, und Sevilla gilt als die Hochburg dieses ebenso leidenschaftlichen wie tief traurigen "Zigeunertanzes", der von Flamenco-Künstlern jeden Tag, besser gesagt, jede Nacht, in verschiedenen speziellen Lokalen den Fremden und den Einheimischen vorgeführt wird.

Wir besuchten eine Vorstellung im Lokal "El Patio Sevillano" in der Nähe der Stierkampfarena an der Pl. de Toros, Paseo de Cristóbal Colon, 11, Sevilla. Enggedrängt sassen wir auf den besten Plätzen mit freiem Blick von schräg oben auf die Bühne und bekamen, im Preis inbegriffen, ein beliebiges Getränk serviert. Die Vorführung war so interessant, dass wir beinahe vergassen, etwas zu trinken.

Der Flamenco kennt keine festgelegte Form und tritt in vielen Varianten auf, die uns nacheinander vorgeführt wurden. Er hat seinen nicht geklärten Ursprung teilweise in Zigeunertänzen, die zu Gesang und Klatschchor als Saeta oder zu Gitarrenmusik mit und ohne Kastagnetten als Segaidilla und Fandango getanzt werden.

Was zuerst auffällt, ist der Gegensatz zum klassischen Ballett. Nie wird auf den Fussspitzen getanzt. In feurigem Rhythmus hämmern und stampfen die harten Absätze auf den Boden. In der Regel tanzt eine Tänzerin ganz allein und zeigt ihre Virtuosität. Stolz ist die Haltung. Arme, Hände, Kastagnetten und Fussarbeit spielen virtuos zusammen. Es trat aber auch ein besonders ge-



schickter Flamenco - Solotänzer auf. Und immer wieder folgten Gruppentänze verschiedener Art mit vier und sechs Paaren.

Die Flamencomusik zeigt deutliche Verwandtschaft zur arabischen Musik. Auf einer grossen, kreisrunden Tafel rechts neben der Bühne wurden der Reihe nach die Namen der Tänze angezeigt. Wenn - in spanischer Sprache natürlich - beigefügt war: "Mit volkstümlicher Gitarre", dann erschien jeweils in der linken hintern Ecke der Bühne ein einzelner Gitarrist. Neben ihm stellte sich ein Sänger. Die beiden brachten immer dann mit Zupfen, Singen und Klatschen die benötigte Musik hervor, wenn nicht ab Tonband ein riesiges Orchester klassische Musik zu den Tänzen spielte. Der andalusische Opernkomponist Manuel de Falla, 23. November 1876 bis 14. November 1946, und andere Grössen komponierten für reiche Orchesterbesetzung prächtige, ja pompöse Musikstücke, die von den Flamencotänzern gerne als Tanzmusik verwendet werden. Das Singen, Klatschen und Gitarrespielen ist wahrscheinlich ursprünglicher und echter. Doch mir scheint, es sollte eine grössere Anzahl wirklich guter Gitarristen und Sänger mitwirken.

Wenn eine einzelne Flamencotänzerin wuchtige Wirbel auf den Boden stampft, dass das ganze Haus gewaltig dröhnt und zittert, dabei Kopf und Arme stolz in die Höhe wirft und dazwischen wie eine Furie herumwirbelt und ihre Röcke schwingt, dann könnte man auf den Gedanken kommen, sie sei von einer äusserst gehässigen Wut erfüllt, irgend jemand wollte ihr offenbar etwas zumuten, das sie sich nie und nimmer bieten lassen wird!

Hämmernde Absätze, stolze Haltung und klappernde Kastagnetten, so lässt sich der Flamenco zusammenfassen. Mit grosser Leidenschaft sind Tänzerinnen und Tänzer bei der Sache. Das Kastagnettengeklapper ist genau abgestimmt und kombiniert mit dem Absatzgehämmer, was natürlich nur durch härtestes und tägliches Training erreicht werden kann.

Das Wichtigste ist aber doch die innere und äussere "Haltung": Kopf hoch, Brust zur Decke gerichtet, dazu meist ein strahlendes Lächeln, als ob alles nur ein Kinderspiel wäre! Die Tänzerinnen und Tänzer müssen sehr selbstbewusst sein, um in dieser Art tanzen zu können. Sie müssen ehrlich stolz sein und völlig überzeugt von ihrem Wert und ihrer Schönheit. Und tatsächlich, sie haben Freude an sich selbst und strahlen echtes Selbstbewusstsein aus.

Schwierig und anstrengend ist die Führung der Arme. Wie ein ovales Photorähmchen sollen sie aussehen mit dem schönsten Bild der Tänzerin darin, und dies eine halbe Stunde lang. Gleichzeitig führen die Hände anmutige Kreisbewegungen über und hinter dem Kopf aus, streifen gelegentlich auch Gesicht und Körper und zeichnen grazile Figuren in die Luft, verbunden mit Klatschen, Fingerschnippen, Rock-, Fächer- oder Kastagnettenspiel.

Die Kastagnetten haben je nach der Holzart einen verschiedenen Klang, und die rechte (a embra = Weibchen) muss etwas höher tönen als die linke (el macho). Am Beiwerk, an den Accessoires, finden die Tänzerinnen jeden Alters einen gewissen Halt. Sie können mit Frisuren (Haarknoten mit Kämmen und Blumen darin), mit weiten Röcken und deren Rüschen und Spitzen spielen und müssen nicht nur einfach ihren Körper zur Schau stellen. Die Röcke, gelb, orange, rot, grün, blau, violett, braun und schwarz, werden korrekt und kokett mit zwei Fingern gefasst, schwungvoll zur Seite oder hochgezogen, so dass mitunter ein Bein hervorblitzt.

Die Schuhe mit ihren festen Absätzen sind eine Art Musikinstrument wie die Kastagnetten. Sie hämmern mit Kraft die verschiedensten Rhythmen und ersetzen die (afrikanische) Trommel. Hier dringt die nordafrikanische Wurzel des Flamenco, dessen Ursprung, wie schon gesagt, nicht geklärt ist, der aber indische, arabische und jüdische Einflüsse aufweist, klar hervor.

Ein besonders neckisches Spielzeug ist der Fächer. Ganz plötzlich, mitten im Tanz, ist er da! Vorher war er im Rock versteckt. Im passenden Augenblick zieht ihn die Tänzerin heraus, öffnet, dreht und wendet ihn und versteckt die Hälfte ihres Gesichts dahinter, doch ihre Augen blitzen keck hervor.

Auf der Bühne wurden durch eine raffinierte Beleuchtung weitere Ueberraschungseffekte erzielt. Auf dem Hintergrund entstand durch den Schattenwurf ein vergrößertes Abbild der Pirouetten und der Gruppenbewegungen.

Der Höhepunkt kam zum Schluss. Der offensichtliche "Star" der Tanzgruppe war ein Mann, der den Flamenco perfekt und äusserst virtuos tanzte. Mit seinen Armen arbeitete er zwar weniger als die Tänzerinnen, aber seine "Fussarbeit" war allerhöchste Klasse!

Was könnte Geist, Lebensfreude, Mut und Stolz dieses Landes teils besser ausdrücken als der Flamencotanz?



In Cordoba führt eine belebte, sechs Spuren breite Hauptstrasse kilometerweit dem Viktoriapark entlang. Als wir dort vorbeifahren, sahen wir, dass im Park und der Strasse entlang viele Häuschen aufgebaut und geschmückt wurden. Vor und in diesen Festhäusern wird die ganze Nacht und eine ganze Woche lang gegessen, getrunken und Flamenco getanzt werden, je nach Wetter und nicht als Vorführung. Die langen, farbenfrohen Röcke sind bereit. Die Familien laden sich gegenseitig in diese "Casettas" ein. So wird hier ein Volksfest gefeiert.

## 6. Cordoba

Aus dem schon früher Erwähnten wissen wir, dass Cordoba von den Karthagern gegründet, von den Römern erobert, von den Goten besetzt und schliesslich von den Mauren zur Hauptstadt eines islamischen Riesenreichs gemacht wurde. Diese Stadt erreichte im 10. Jahrhundert den Zenit ihrer Macht und ihres Glanzes und war die volkreichste und zivilisierteste des Westens. Damals existierten in Cordoba rund dreihundert Moscheen, und die "Grosse Moschee" war das reichste und strahlendste Monument des Islams, ein Wallfahrtsziel, das sogenannte "europäische Mekka". Die Kalife waren milde Herrscher. Sie baten Andersgläubige lieber zur Kasse, als sie zu bekehren oder zu verbannen. Ausgeklügelte Bewässerungsanlagen erlaubten den Anbau von Reis, Baumwolle, Zuckerrohr, Orangen und Pfirsichen. Die Herstellung von Glas und Papier wurde ebenfalls von den Mauren in Europa eingeführt. Kunst und Wissenschaften blühten und erlebten hier einen Höhepunkt.

Als wir durch einen der ältesten Stadtteile spazierten, sahen wir in einem kleinen Hof, in einer Nische zwischen den Häusern, eine zierliche Sitzstatue in ungefährender Menschengrösse. Der dargestellte Mann hat ein scharf geschnittenes, schmales Gesicht, zarte Glieder und Hände und ist angeschrieben als Rabbi Mose ben Maimon. Moses Maimonides, wie dieser berühmte jüdische Philosoph und Arzt bei uns genannt wird, wurde am 30. März 1135 in Cordoba geboren. Er verliess aber schon 1148 seine Geburtsstadt und Spanien aus religiösen Gründen. Von 1159 bis 1165 lebte er in Fes, Marokko. Er reiste dann über Palästina nach Aegypten, wo er Leibarzt des Sohnes des Sultans Saladin und Vorsteher der jüdischen Gemeinden Aegyptens war. Er starb in Kairo am 13. Dezember 1204. Die Ueberlieferung ver-

legt sein Grab nach Tiberias.

Maimonides nahm die Juden in Schutz, die zum islamischen Lippenbekenntnis gezwungen wurden. Er sichtetete und systematisierte die jüdische Theologie und wies ihre Vernunftgemässheit nach. Er stellte nicht nur einen Grundriss der Ethik nach psychologischen Grundsätzen auf, sondern auch dreizehn Glaubenssätze in dichterischer Fassung. Sein drei Bände umfassendes

Hauptwerk "Dalalat al-chairin" ist ein "Führer der Unschlüssigen". Das Original ist arabisch. Es wurde 1204 ins Hebräische übersetzt, 1205 bis 1212 und später noch einmal ins Französische, 1923/24 von A. Weiss auch ins Deutsche. Das Werk wendet sich an die Gebildeten, die von der Ueberlegenheit der arabischen Philosophie beeindruckt in ihrem traditionellen Glauben unsicher geworden waren. Die bildliche Redeweise der Offenbarung sei dem Verständnis der Menge angepasst, meint er, sie enthalte aber einen tieferen Sinn, den erst der Philosoph aufzuschlüsseln vermöge. In orthodoxen Kreisen fand der Intellektualismus des Maimonides lebhaften Widerspruch. Seine Anhänger und seine Gegner bekämpften sich heftig. Maimonides beeinflusste Albert Magnus und Thomas von Aquino, den bedeutenden Theologen der katholischen Kirche (1225 bis 1274. Er führte die strenge Scheidung von Philosophie und Theologie durch und wurde 1323 heilig gesprochen).

Maimonides verfasste auch rund zehn medizinische Abhandlungen voller Aphorismen, z. B. über die Gifte, über die Lebensdauer und über andere Probleme.

Eine eigenartige Sehenswürdigkeit in Cordoba ist die "Grosse Moschee", genannt "Moschee-Kathedrale" oder "Mezquita", die grösste der Welt nach Mekka! Kalif Abd-er-Rahman I liess sie 785, nach andern Quellen 788, auf den Resten eines westgotischen, später römischen, Tempels errichten, wobei Säulen und Kapitelle der früheren Bauten mitverwendet wurden. Andere Säulen und andere Baubestandteile stammen aus verschiedenen Provinzen Spaniens, aus Frankreich und aus Italien. Dreimal wurde die Moschee vergrössert, und die Ausmasse sind tatsächlich beeindruckend!

Auf einer Grundfläche von 24 000 Quadratmetern, etwa 180 auf 130 Meter, stehen tausendundzwanzig Säulen, zwei davon aus Alabaster, die übrigen aus Porphyry, Onyx, Marmor und Jaspis, die alle durch wunderschöne einfache und doppelte Hufeisen-



bogen kunstvoll verbunden und mit Arabesken ausgeschmückt sind. Viele der Bogen sind weiss-rot gestreift, aus Kalk und Ziegelstein, was zusammen mit den auf Sand und Stroh liegenden Bodenteppichen einst wunderschön ausgesehen haben muss!

Wenn bei Regenwetter viele Tonnen Wasser auf die Riesenmoschee fallen, dann bewährt sich noch heute die sinnreiche Dachkonstruktion. Die Säulenreihen sind so angeordnet, dass auf dem Dach über ihnen das Wasser wie in Aquädukten rasch abfliessen kann. Viel Wasser wurde ohnehin benötigt für die im Islam vorgeschriebenen Fusswaschungen draussen im Hof vor dem Heiligtum.

Die Moschee fasste gleichzeitig fünfundzwanzigtausend Männer! Frauen durften ja keine eintreten!

Nach der Uebernahme durch die Christen wurde an der Moschee zunächst nicht viel verändert. In der Amtsperiode Karl V. tauchte dann aber die unglückliche Idee auf, mitten im Wald der moslemischen Säulen eine christliche Kathedrale zu errichten.

Dies führte zu einem heftigen Streit. Die Bewohner der Stadt wollten von einem solchen Um- und Neubau nichts wissen und drohten den Handwerkern mit dem Tode. Doch Karl V. persönlich gab schliesslich sein Einverständnis. Er bereute es dann später! Doch der Schaden war nicht mehr gutzumachen, aber seitdem leben hier Islam und Christentum friedlich nebeneinander.

Da an der christlichen Kathedrale zweihundertfünfzig Jahre lang gebaut wurde, weist sie alle Stilarten auf, die in dieser langen Zeit nacheinander Mode wurden, von der Gotik bis zum Barock. Wenn nur der unglückliche Standort mitten in der Moschee nicht wäre! Die Kathedrale besitzt nämlich einen unbestreitbaren Eigenwert. Der Altar aus rotem "Marmor" und das Chorgestühl aus Mahagoni sind Meisterwerke. In der Sakristei und im Kapitelsaal wird der beträchtliche Kirchenschatz aufbewahrt: Reliquien-schreine, Kelche, ein berühmtes Elfenbeinkruzifix und die silberne Monstranz.

Im Vorhof, zwischen Palmen und Orangenbäumen, sind noch Reste der Reinigungsbrunnen zu sehen. Vorhof, Glockenturm, die Moschee mit der darin versteckten Kathedrale, all dies ist von Mauern umgeben, die in ihrem Innern zweitausend Jahre Geschichte umschliessen.

## 7. Sevilla

Wir näherten uns, von Cordoba herkommend, dem Guadalquivir abwärts folgend, der berühmten Stadt Sevilla, die ja nur noch 10 m.ü.M. liegt (Cordoba 70 m.ü.M.). Die Hügel sind hier weniger steil und weniger hoch, die fruchtbaren Ebenen ausgedehnter, und auf dem Guadalquivir fahren auch heute noch die Meerschiffe, vom Atlantik herkommend, den Fluss herauf bis mitten in die Stadt. Der Hafen Sevillas, wo Vespucci und Magellan zu ihren Reisen aufbrachen, liegt 90 Kilometer vom Meer entfernt.

Julius Caesar kam 45 v.Chr. hier vorbei. Sevilla wurde dann die Hauptstadt des Westgotenreichs und später einer maurischen Taifa. Ferdinand III. eroberte die Stadt 1248, die nach den Entdeckungen, d.h. nach 1500, das Alleinrecht für den Handel mit Amerika innehatte. Sevilla wurde damals als die reichste Stadt auch "Hauptstadt der Welt" genannt!

Für uns ist Sevilla vor allem die Stadt von Bizets "Carmen", von Mozarts "Don Juan" und von Rossinis "Barbier...", aber auch die Stadt, in der die Maler Velasquez und Murillo geboren wurden. Sie zählt heute rund 600 000 Einwohner. In den alten Quartieren hat sie ihren spanischen Charakter bis heute bewahrt. Sie ist die Hochburg des Flamenco und der Stierkämpfe. Ein wahres Bilderbuchspanien lebt in ihren weissen Häusern mit den heimeligen, offenen, gekachelten und pflanzengeschmückten Innenhöfen. Geist, Herz und Seele des spanischen Volkes treten zu Tage, während die Höfe in Granadas Häusern eher verschlossen sind.

Als wir durch die Stadt spazierten, staunten wir über das milde Klima. Während bei uns in der Schweiz noch winterliche Temperaturen herrschten, stieg in Sevilla das (Strassen-)Thermometer nachmittags 16 Uhr auf 29 Grad, und im Hochsommer sollen gar 48 und 49 Grad gemessen werden!

Bei einer Rundfahrt durch die wichtigsten und interessantesten Stadtteile Sevillas fallen dem Fremden die unwahrscheinlich breiten Strassen, die vielen stattlichen Plätze, die grossartigen Paläste und vor allem die ausgedehnten zum Teil offensichtlich uralten und vorbildlich gepflegten Parkanlagen auf. Wie kam diese Stadt zu solchem Schmuck, der den Besucher in Staunen versetzt?

Wahrscheinlich wurde sie schon zur Zeit ihres grössten Reichtums, nach 1500, so grosszügig geplant. Ausserdem wurden grosse



Teile des Alcazars abgerissen, was Platz für Freiräume schaffte. Ich kann mir nicht vorstellen, dass zur Zeit der Entdeckungen nur das ehemalige Hafenviertel und die heutige Zigeunerstadt Triana am rechten Ufer des Guadalquivir existiert haben, befinden sich doch auch recht alte Bauwerke wie Giralda, Kathedrale und Alcazar am linken Ufer!

Ausserdem wurde vieles für die "Ibero-Amerikanische Ausstellung" von 1929 neu und grosszügig gestaltet. In den Parkanlagen und den Strassen entlang prunken noch heute die Ausstellungs-"Pavillons" von Spanien, Portugal, Peru, Guatemala, etc., etc., etc.... Diese "Pavillons" sind nicht etwa schäbige Provisorien, sondern eigentliche Prunkbauten im "Stil" der betreffenden europäischen und amerikanischen Länder. Sie hätten die Verschandelung des Maria Luisa - Parks bedeuten können, gereichten aber vielmehr zu dessen Vollendung. Der edle Garten des Alcazars, der Murillo-park für den "täglichen Gebrauch" und die zahlreichen andern Park- und Gartenanlagen verschönern das Stadtbild Sevillas, jeder Park und jeder Garten auf seine spezielle Art.

Der Maria Luisa - Park z.B. ist durch und durch romantisch. Lauben, Spazierwege, Pferdekutschen, Seerosenteiche, gekachelte Bänke, Brunnen und viele schneeweisse Tauben erfreuen die Besucher. Vor dem schlossartigen Spanienpalast, rund um die entsprechend riesige Plaza de Espania zieht sich im Halbkreis ein Kanal, auf dem sich Ruderboote tummeln. Die gewölbten Brücken über diesen Kanal haben blauweisse Keramikbalustraden. Sehr schön sind auch die mit Keramiktafeln verkleideten Bänke mit den Sinnbildern und den Wappen der 58 spanischen Provinzen. Auf dem Fussboden vor den 58 Bänken (Längs der Vorderfront des Palasts) zeigt jeweils ein Mosaik die Landkarte der betreffenden Provinz.

Die breiten Avenuen, die zu diesen Parkanlagen und zum Teil mitten durch sie hindurchführen, tragen stolze Namen wie z.B. Calle de San Fernando, Avenida de la Constitución, Av. de Isabel la Católica, Av. de Maria Luisa, Av. de Rodriguez, etc..

Das Wort "Alcazar" ist arabisch und bedeutet "Burg", "Schloss", "Befestigung". Der Alcazar von Sevilla wird noch heute vom spanischen König für Empfänge und vorübergehend als Residenz gebraucht. Seine wesentlichen noch bestehenden Teile wurden im 14. Jahrhundert von den Arabern für die christlichen Könige erbaut. Vorher, im 12. Jahrhundert, war diese Festung um ein

Vielfaches grösser. Sie reichte bis zum "Torre del Oro" (Goldturm) am Ufer des Guadalquivir, von dem aus einst eine Kette quer über den Fluss zu einem heute nicht mehr vorhandenen Zwillingssturm gespannt war, um die Durchfahrt feindlicher Schiffe zu verhindern. Vergoldete Ziegel deckten einst das schachfigurenartige Gebäude, woraus sich der Name "Goldturm" erklärt. Heute ist in seinem Innern ein Schiffahrtsmuseum untergebracht.

Was vom Alcazar, der Burg Peters des Grausamen, 14. Jahrhundert, noch übriggeblieben ist, gruppiert sich um den von Säulengängen mit Fächerbogen flankierten "Patio de las Doncellas", den Hof der Mädchen oder Jungfrauen. Decken und Wände des Empfangssaals und auch der andern Räume sind - für uns in ganz ungewohnter Weise - mit Stuck verziert, im Tanz- und Speisesaal aber wurden die Wände mit bemalten Gobelins bespannt, die für die grosse Ausstellung von 1929 entstanden. Sie illustrieren wichtige Ereignisse aus Spaniens Geschichte (Isabella, Ferdinand, Kolumbus, etc.).

Vieles am Alcazar wurde nach dem Erdbeben von Lissabon, 1755 und im 19. Jahrhundert "stilgerecht" verändert, umgebaut, renoviert. Die vielen Springbrunnen im fünf Hektaren grossen Garten werden aus einem mehrere Meter tiefen Bassin gespeist.

In unmittelbarer Nähe des Alcazar befindet sich die Riesenkathedrale - die drittgrösste nach dem Petersdom in Rom und St. Pauls in London - mit einem der meistbewunderten Türme der Welt. Dieses auf den Fundamenten eines Minarets errichtete Wahrzeichen Sevillas aus dem 12. Jahrhundert und später heisst "La Giralda" und ist beinahe hundert Meter hoch und geschmückt mit arabischen Ornamenten. Die riesige Statue oben auf der Spitze des Glockenturms ist in Wirklichkeit eine sich nach dem Wind drehende Wetterfahne, die - nicht gerade passend - den "Glauben darstellen (symbolisieren) soll. "Giralda" bedeutet "die Drehende", "Giraldillo" "die Wetterfahne"!

Im Jahr 1420 wurde mit dem Bau der fünfschiffigen Kathedrale von Sevilla begonnen. Das Innere dieses grössten gotischen Sakralbaus - 130 auf 76 Meter und 75 Meter hoch - birgt zwischen vierzig Säulen fünfundvierzig Privatkapellen und ungefähr ebensoviele Altäre, von denen der grosse "Gold-Altar" am meisten auffällt und beeindruckt. Dieses Kunstwerk strahlt von einheitlichem Prunk. Es ist zwanzig Meter breit und vierzig Meter hoch, der grösste Altar der Christenheit. Er erzählt auf



zweihundert Quadratmetern mit mehr als tausend Figuren die biblische Geschichte. In achtzig Jahre dauernder Arbeit wurde dieser Altar zwischen 1482 und 1564 von sechsundzwanzig Künstlern verschiedener Nationalität angefertigt. Die reizenden Figuren sind alle aus Holz geschnitzt und vergoldet.

Ein einmaliger Festbrauch heisst "Los seises" (= Die Sechs). Gemeint sind die sechs Knaben im Alter von etwa elf Jahren, die dreimal im Jahr vor diesem Altar tanzen, und zwar vor der Fastenzeit, im Karneval, am Fronleichnams- und am Mariae-Empfängnistag. Diese Knaben - obwohl "die Sechs" genannt, sind es heute meist ihrer zehn - tragen spezielle Hüte, singen und tanzen und betätigen ihre Castagnetten, was in dieser Kathedrale ganz herrlich tönen muss!

Das ganze Innere dieses Gotteshauses ist eine Welt der Kunst, in der jedes einzelne Detail unsere Aufmerksamkeit verdient. Aus kubanischem Holz wurde zwischen dem 16. und dem 18. Jahrhundert die Orgel mit ihren 6200 Pfeifen geschnitzt. In der "Sakristei" genannten Schatzkammer, die eigentlich ein Kunstmuseum ist, befindet sich unter anderem, neben vielen Kultgegenständen aus purem Gold, das Silbertabernakel, eine Monstranz aus 320 Kilo Silber! Besonders hervorzuheben sind die Gemälde von Goya, Murillo und andern berühmten Künstlern.

Eine besonders pompöse Skulpturengruppe ist das "Kolumbusgrab" (Tumba de Cristobal Colón von Arturo Mérida), das 1899 von Havanna hierher gebracht wurde. Vier überlebensgrosse Bronzeträger, die auf einem Sockel stehen, tragen den Sarg. Sie symbolisieren Leon, Castilien, Aragon und Navarra. Wir wissen, dass der grosse Entdecker 1506 in Valladolid allein, verbittert und vergessen starb. Die spanischen Granden hatten ihm den ganzen Profit aus seinen Entdeckungen weggeschnappt! Da es keine sterblichen Ueberreste des Admirals Kolumbus gibt, handelt es sich hier nur um eine symbolische Grabstätte!

In der "Capilla Real", der Königskapelle beim "Gold-Altar", befinden sich jedoch die echten Gräber Alfons X, des Weisen und Ferdinand des Heiligen, der die Stadt von den Sarazenen zurückeroberte, und dessen Leichnam (angeblich) nicht verwest. Dies "Wunder" wird jedes Jahr ein paamal dem staunenden Volk durch eine Glasscheibe vorgeführt. Hier kommt uns schon wieder etwas "spanisch" vor!

Die vielen früher in Sevilla lebenden Juden kamen mit den Römern und Arabern ins Land. Sie wohnten jahrhundertlang in einem "heimeligen" Quartier, in dem, um es in seiner Eigenart zu erhalten, nicht modern gebaut werden darf. Das Stadtviertel oder der "Barrio" de Santa Cruz, zwischen Alcazar und Murillo-park, ist eine Oase, ein wahres Paradies, In jeder Gasse findet man mit herrlichen Blumen überladene Balkone, an jeder Tür gepflegte Pflanzenkulturen, in jedem offenen Innenhof plätschende Brunnen! Der unvorbereitete Besucher wird sich in einem maurischen Viertel mit seinem Blumen- und Wasserreichtum glauben. Er täuscht sich aber. Der ganze Barrio wurde nämlich in den Zwanzigerjahren unseres Jahrhunderts von dem vortrefflichen Wegbereiter des "wissenschaftlichen" Tourismus in Spanien, vom Marqués de la Vega Inclán "erfunden"!

Heute wohnen alle möglichen Leute im schönen, "alten" Barrio. Die etwa noch dreihundert Juden der Stadt Sevilla verteilen sich auf alle Stadtteile.

Das alte, fabrikartige Gebäude, in dem heute Teile der Universität untergebracht sind, war früher tatsächlich eine Fabrik, die Zigarettenfabrik der "Carmen". "Carmen", Oper nach Merimé von Bizet!

Zum Schluss bleibt noch zu erwähnen, dass 1992 in Sevilla eine Weltausstellung stattfinden soll.

## 8. Gibraltar

Während der Fahrt nach Gibraltar erlebten wir um die Mittagszeit ein ungewohntes Fischessen. Das Fischstück ohne Gräte, das wir bestellten, heisst "Urta". Dazu gab's herrlichen Salat, wie immer in Spanien, zum "Selberanmachen". Die im kleinen Restaurant in einer Vitrine ausgestellten, frisch gefangenen Fische und Krebse aller Art waren für uns "Landratten" aus der Schweiz tatsächlich eine Sehenswürdigkeit. Was es doch für interessante Lebewesen im Atlantik gibt, hier an der "Costa della Luz"

Bevor wir bei Tariffa den südlichsten Punkt Europas - südlicher als Sizilien - erreichten, fuhren wir am "Cabo Trafalgar" vorbei, und mit einem vorher nicht programmierten Halt am Meeresstrand wurde ein Teilnehmerpaar der Reisegesellschaft gefeiert, das just an diesem Tag fünfundzwanzig Jahre lang verheiratet war. Es wurde gratuliert, Glück gewünscht, und zwar mit allem Drum und Dran, auch zum bewegten Atlantikstrand spaziert, an dem nächstens eine Surf-Weltmeisterschaft ausgetragen werden soll.



Bald sahen wir auch hinüber nach Afrika, wo das zu Spanien gehörende Ceuta liegt. Der markante 425 Meter hohe und 14,6 Kilometer breite Felskopf von Gibraltar stand nun stets vor uns, als wir um die riesige Bucht von Algeciras herumfuhren.

Falsch ist die Vorstellung, der berühmte Felsen falle steil gegen das Meer ab. Es verhält sich gerade umgekehrt. Der steilere Abfall des Felsens ist im Norden gegen eine Ebene, in deren Mitte die Zollstationen und die aufs Meer hinaus verlängerte Flugpiste liegen. Die Zufahrtstrasse nach Gibraltar führt quer über die Flugpiste. Wenn Flugzeuge starten oder landen, dann werden an der Strasse die Barrieren gesenkt, ähnlich wie bei einem Bahnübergang. In der Bucht, am Fusse des Felsens, neben der Piste liegt der Kriegshafen voller Schiffe.

Der Felsklotz von Gibraltar, arabisch "Dschebel al Tarik", wurde 711 durch den arabischen Feldherrn Tarik befestigt, als er bei Jerez de la Frontera die Westgoten geschlagen hatte. Das Gebiet wurde 1704 von den Engländern erobert und zu einem militärisch wichtigen Stützpunkt ausgebaut, der es erlaubt, die Strasse von Gibraltar zu kontrollieren, durch die täglich etwa hundertfünfzig Schiffe fahren.

Im Vertrag von Utrecht wurden 1713 die Besitzverhältnisse geregelt, die zwar der spanische Staatschef und Diktator General Franco (1892 bis 1975) gerne zu Spaniens Gunsten geändert hätte. Er sperrte nicht nur die Fahrstrasse nach Gibraltar, sondern auch die Strom- und die Trinkwasserzufuhr. Doch die Engländer und die auf Gibraltar wohnenden etwa 25 000 spanischen Einwohner wussten sich zu helfen! Ein weithin sichtbares Beispiel ist die Wasserversorgung. Mit einer riesengrossen Betonplatte auf der Nordseite des Felsens wird jeder Regentropfen sorgfältig gesammelt.

Ausserhalb der alten Festungsmauern, gegen das Meer hinaus, wurde so viel Material aufgeschüttet, dass darauf ein ansehnliches Stadtquartier erbaut werden konnte mit schönen Strassen und Kaufhäusern. Seit 1964 ist die spanisch-englische Bevölkerung weitgehend autonom.

Im Innern des Felsens - für die Besucher zum grössten Teil unzugänglich - befinden sich 47 Kilometer Tunnel mit Aufenthaltsräumen, Spital und Casino etc. In der Festung leben stets 2500 bis 3000 Mann. Das "Auxiliary Hospital" wird jetzt als Konzertsaal benützt.

Mit einem kleinen Taxi fuhren wir am Fuss der steilen Was-

serfassungsplatte entlang, um den Felsen herum und so weit hinauf, wie der Zugang den Touristen erlaubt ist. Beim Aussichtsrrestaurant lasen wir von einer Grotte, die angeblich "bottomless" ist und auf einer Gedenktafel, dass am 10. und 11. Mai 1954 die Queen hier weilte. Die Aussicht aufs Meer und hinüber nach Afrika genossen wir bei schönem, leicht dunstigem Wetter.

Hier oben trafen wir auch die berühmten Affen, die einzigen, die in Europa "wild" leben. Hier spazierten sie gemütlich zwischen den Touristen hin und her und liessen sich von den Taxichauffeuren mit allerlei mitgebrachtem Laub füttern.

Früher war ganz Spanien wie der Felsklotz von Gibraltar stark bewaldet. Die Affen hätten sich damals von hier bis in die Pyrenäen von Baum zu Baum schwingen können, ohne ein einziges Mal auf den Erdboden hinabspringen zu müssen! Heute jedoch gibt's in Spanien riesige baumlose Gebiete, und wir sahen, dass sie dank sorgfältiger Bewässerung in Andalusien sehr fruchtbar sind.

## 9. Schluss

Unser Flug von Zürich nach Malaga war mehrere Stunden verspätet und wurde zu einem eigentlichen Nachtflug. Der Rückflug jedoch erfolgte planmässig mit schönster Aussicht auf Pyrenäen und Meer Alpen. Von Malaga bis Alicante sass eine Frau am Steuer der DC9 mit 165 Passagieren. Das Flugzeug "Panafrika" flog in einer Höhe von 11 800 Metern.

Torremolinos bei

Malaga:	...	...	Hotel Cervantes
<b>Granada:</b>	...	...	Hotel Alcano Sol
Cordoba:	...	...	Hotel Los Gallos
Sevilla:	...	...	Hotel Porta Coeli.

Spanien ist gut 12 mal, Andalusien etwas mehr als doppelt so gross wie die Schweiz. Wir besuchten sechs von den acht Provinzen Andalusiens.

Mai 1988

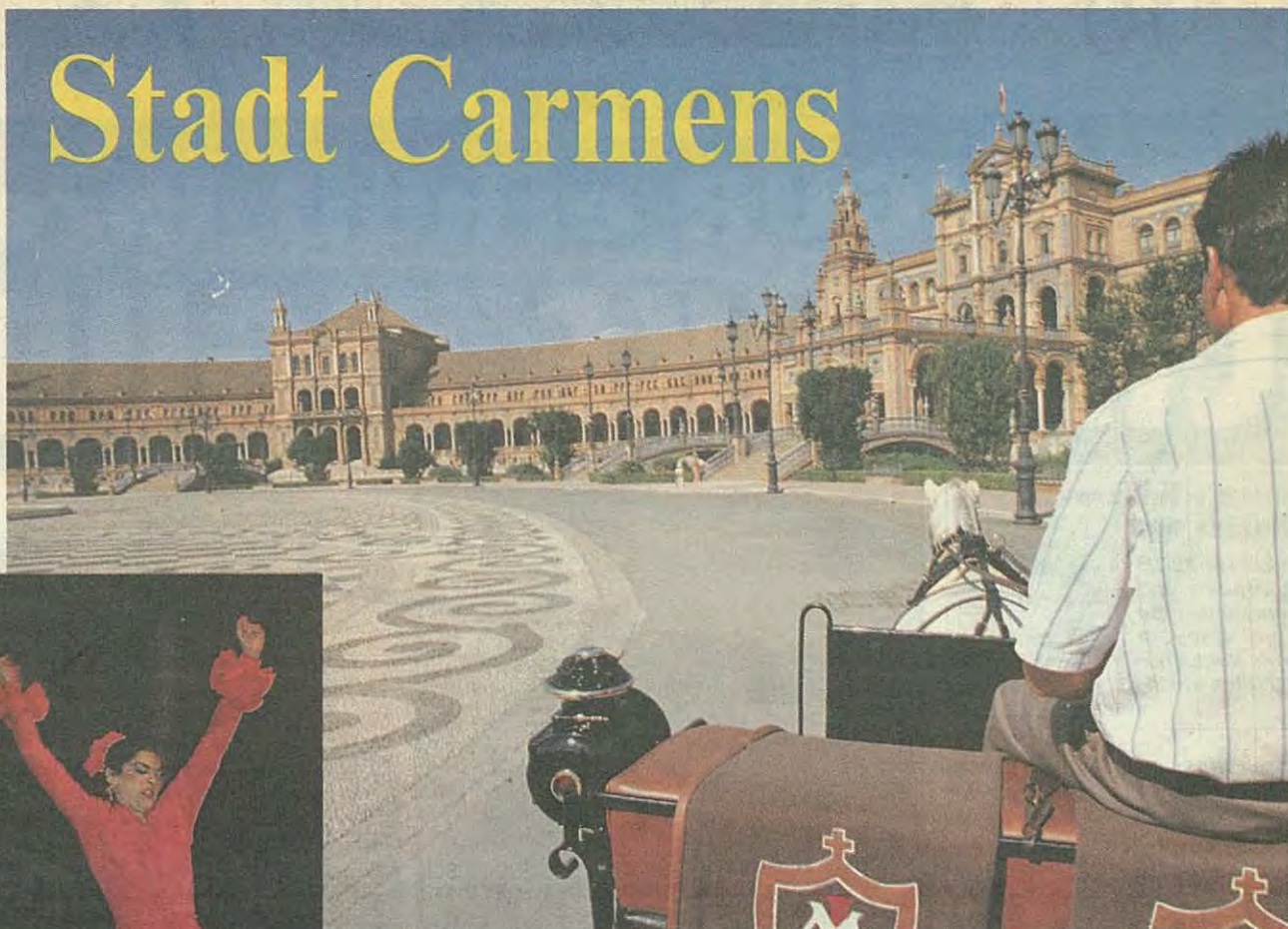
Karl Klenk

*Karl Klenk*



# Stadt Carmens

Mit der ferdeutsche Sevilla entdecken: die Plaza de España. Ein flamencobend wird um unveresslichen Erlebnis.



sper Mérimée beschreibt in seinem Roman «Carmen», der als Vorlage für Bizets gleichnamige Oper diente, wie leichtbekleidete Frauen in schattiger Schwüle Zigarren von Hand drehten. Heute beherbergt der riesige Barockbau die Universität von Sevilla.

Die an den Park anstossende «Plaza de España» war Zentrum der iberoamerikanischen Ausstellung von 1929. Die Riesenbaustelle für die «Expo '92», den nächsten Grossanlass, den Sevilla erwartet, liegt im Norden schon etwas ausserhalb des Stadtzentrums. Die letzte Weltausstellung dieses Jahrhunderts steht unter dem Motto der «500jährigen Entdeckung Amerikas». Kolumbus hat seine Reise in die Neue Welt zeitweise im Karthäuserkloster von Sevilla vorbereitet und lag hier auch 27 Jahre begraben. Die charakteristischen Türme des Klosters werden Wahrzeichen und Zentrum der Weltausstellung sein.

## Halbinsel für «Expo '92»

Sieben neue Brücken verbinden die Stadt mit der Ausstellungshalbinsel «La Cartuja», auf der in den letzten Jahren eine halbe Million Bäume und Sträucher gepflanzt wurden. Sie sollen zusammen mit einem komplizierten Bewässerungs- und Belüftungssystem ein Mikroklima im heissen Sommer von Sevilla schaffen.

Zurück auf unserer Aussichtskan-

zel, lassen wir die Augen weiter über die Stadt schweifen. Am Guadalquivir liegt das Rund der Maestranza, der Stierkampfarena von Sevilla. Über das beliebte Quartier Triana gleitet der Bilck zum «Goldenen Turm» hinüber, der heute das Marinemuseum beherbergt.

## Gemächlich flanieren

Beim Versuch, etwas Ordnung in das Gassengewirr des Santa-Cruz-Quartiers zu bringen, gesellt sich die hübsche Sevillanerin Rosario Romero zu uns. Sie gibt uns in einem sympathischen, nicht enden wollenden Wortschwall Geheimtips ihrer Stadt preis: «Die schönste Aussicht auf Sevilla genieisst man vom Remedios-Turm», meint sie, «und auch wenn ihr nicht dort übernachten wollt, solltet ihr einen Blick ins Luxushotel 'Alfonso XIII' werfen, es lohnt sich.

Mein Lieblingsrestaurant ist zwar 'San Marco', aber den besten 'Gazpacho' gibt es bei 'Don Raimundo'. Eine Tapas-Tour durchs Arenal-Viertel ist meiner Meinung nach für jeden Besucher ein Muss, im Haus des Pilatus könnt ihr die wunderschönen Kacheln betrachten, und überhaupt, wart ihr schon im ...»

Mit diesen Insider-Informationen versehen, heisst es von der Aussichtskanzel runterzusteigen und der Kathedrale, dem drittgrössten Gotteshaus der Welt, einen Besuch abzustatten. Sie steht zusammen mit dem Archivo de las Indias, mit Dokumenten aus der

Entdeckerzeit, und dem Alcázar als Weltkulturgut unter dem Schutz der Unesco.

Erst beim ziellosen Flanieren wird man der besonderen Atmosphäre Sevillas gewahr. Etwa die Mädchen, welche in der Einkaufsstrasse Sierpes mit ihren Kastagnetten ein spontanes Konzert veranstalten. Oder der Blick in einen zwischen weissgetünchten Häusern versteckten Innenhof. Der darin plätschernde Brunnen weht einem kühle Luft entgegen. So gemächlich wird man Sevilla während der Weltausstellung kaum erleben. Während der 176tägigen Dauer der «Expo '92» erwarten die Organisatoren rund 18 Millionen Besucher – einige werden bis zu 300 Kilometer weit entfernt übernachten müssen.

Text und Bilder Heinz Hebeisen

## Praktische Tips

Beste Reisezeit für Sevilla ist Frühling und Herbst, im Sommer ist es für die meisten Schweizer/innen zu heiss. Im Festmonat April (Semana Santa und Feria) schnellen die Preise in die Höhe, und Unterkünfte müssen lang zum voraus gebucht werden. Reisen nach Sevilla bieten einige Schweizer Reiseveranstalter an. Auskünfte in Ihrem Reisebüro.

Weitere Informationen beim Spanischen Fremdenverkehrsamt, Seefeldstrasse 19, 8008 Zürich.





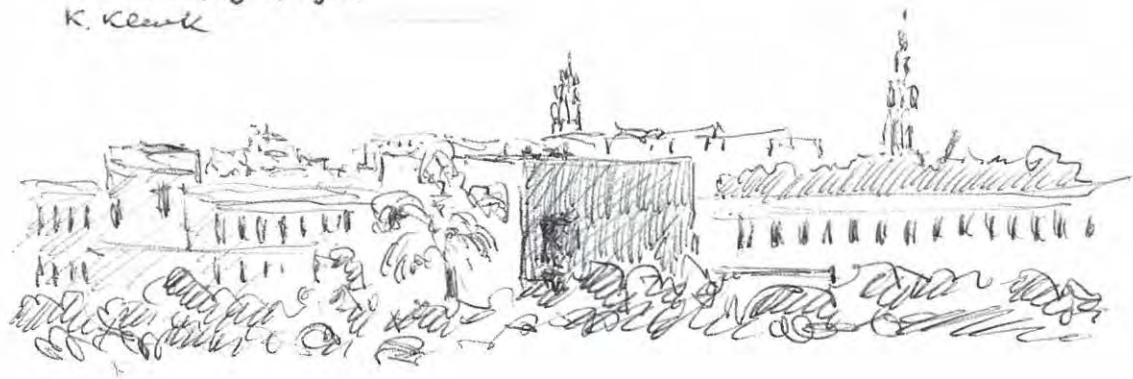




Alcanosol,  
Granada, 16.5.1988

K. Kleink

Sevilla, 19.5.1988  
K. Klenk

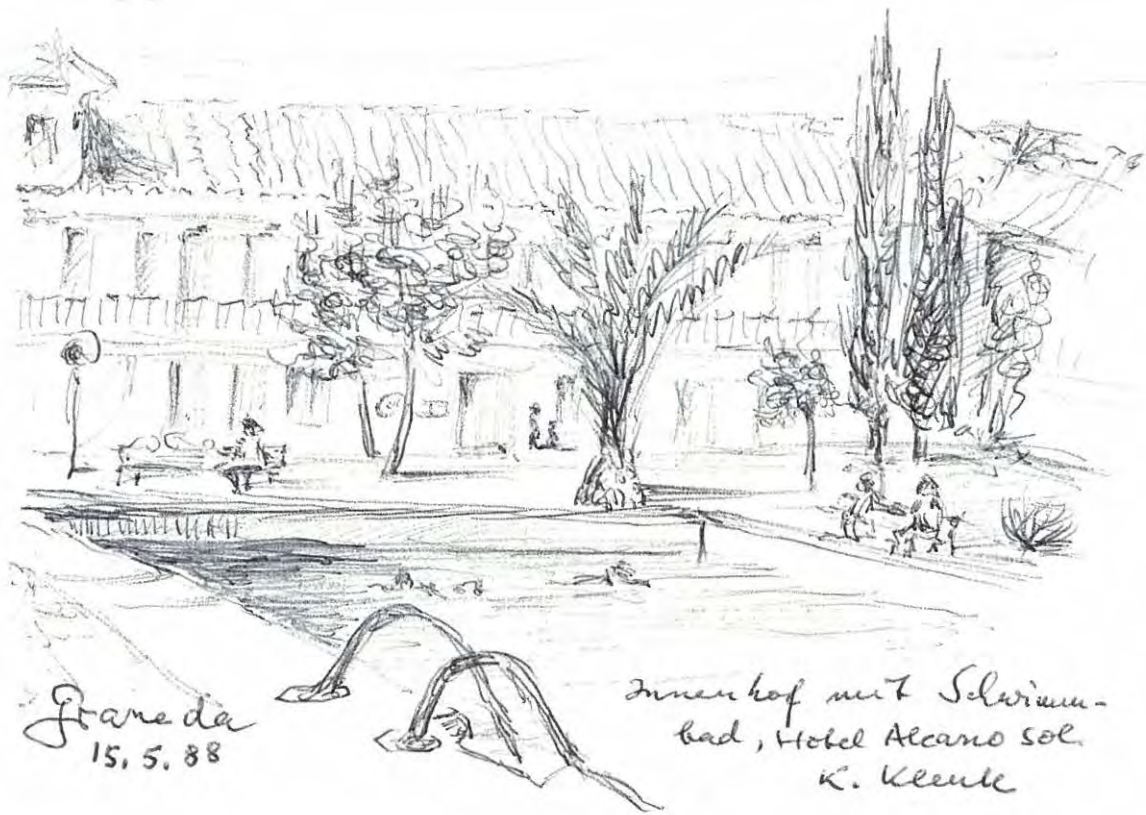






J. Galtas,  
20.5.1988  
K. Kleink

Beidk gegen Afrika



Granada  
15. 5. 88

Innenhof mit Schwimmbad,  
Hotel Alcaño Sol.  
K. Kleutle



Cardoba, 18.5. 1988



Ki Klean

*in eine neue Form gefasst worden (wie z.B. die Basler Fasnacht) und haben damit eine Sinn-Erneuerung erfahren. Meine Zeitreise durch ein Jahrtausend endet in Greenwich/ England, wo 1675 eine Sternwarte gegründet und im folgenden Jahr gebaut wurde. Nachdem 1883 von diesem Punkt der Erde aus der mittlere Sonntag festgesetzt worden war, dauerte es noch bis 1925, um die Greenwichtime allgemein als Weltzeit einzuführen. Alles braucht seine Zeit, auch die Zeit(rechnung)!*

*Herzlich*



*Franziska Heuss*

*Lit.: Walter Baumann, Folklore  
Schweiz. Brauchtum, Feste, Trachten.  
Orell Füssli, Zürich 1979*

#### **In eigener Sache**

Aus diversen Gründen – sei es fehlende oder nicht funktionierende EDV, Irrwege bei der Post, Abwesenheit oder Überbeschäftigung – erhält Ihr die Dezember-Ausgabe unseres Rundbriefes erst in diesem Jahrtausend.

Doch zumindest einen Vorteil hat das Ganze: Ihr müsst dafür nicht so lange auf die nächste Ausgabe warten...



## Beiträge



Durch eine glückliche Fügung habe ich die Möglichkeit, Euch von einer Neuerscheinung Kenntnis zu geben und gleichzeitig meinem Anliegen gerecht zu werden, im letzten Rundbrief des Jahres über Themen zu berichten, die über den vereinsinternen Rahmen hinausgehen. Am Weihnachtslehrgang von Francis Feybli in Beckenried (mit Don Armstrong und Mircea Ivanescu) stach mir ein rosa Zettel in die Augen: **La Française mit Karl Klenk**, eine Einführung mit Tanzanleitung zur neu erschienenen CD im VAW-Verlag. Die Quadrille aus der Fledermaus von Johann Strauss wird gespielt vom Jugendorchester Crescendo Zürich unter der Leitung von Käthi Schmid Lauber. Zum ersten Mal liegt damit ein Tonträger vor, auf dem die verloren gegangene 6. Figur (4. Tour), die Trénis, enthalten ist.

Für den Zürcher Volkstanzball 1999 hatte Karl Klenk einen Text verfasst, den er mir zukommen liess und den ich damals nicht unterbringen konnte (publiziert im Heft 2, März 1999 von Singt und Springt, hrsg. von der Schweiz. Vereinigung für Volkslied und Hausmusik). An der Schwelle zum neuen Jahrtausend kommt es mir wie eine schöne Geste vor, den uns vertrauten Tanz, der sich aus früheren, höfischen Zeiten erhalten hat, ins nächste Jahrhundert hinüber zu tragen, auf das er uns auch weiterhin erfreue. Karl Klenk bewundere ich für seine Hartnäckigkeit, mit der er sich durch all die Jahre für die Trénis-Figur eingesetzt hat. Mit dieser neuen Einspielung hat er ihr zum endgültigen Durchbruch verholfen und wir Volkstänzerinnen und Volkstänzer können uns glücklich schätzen, eine „Schweizer Version“ der Allgemeinen Française zu besitzen.



## Die Entstehung unserer Française-Tradition

Einige Jahre nach dem zweiten Weltkrieg lud Louise Witzig, die damalige Sekretärin der Schweizerischen Trachtenvereinigung, die **Volkstanzwissenschaftler Prof. Richard Wolfram, Hans und Helma Severin, Ludwig Burkhardt**, sowie weitere Volkstanzkenner in die Jugendherberge Rotschuo am Vierwaldstättersee ein, wo uns Burkhardt die von ihm in den Fünfzigerjahren beschriebenen Figuren der *Allgemeinen Française* zeigte.



Schon 1961, am ersten Volkstanzball im Übungssaal des Kongresshauses Zürich, wagte es der Tanzkreis Zürich, ausser *Newcastle* (England), *Webertanz* (Schweden) *Branle de Quercy* (Frankreich) u.a. auch die erste Figur der Française als Kontrattanz vorzuführen, was zufällig punkt Mitternacht geschah. Am zweiten Volkstanzball (1963), der im Konzertfoyer des Kon-

gresshauses Zürich durchgeführt wurde, konnten - zufällig wieder genau um Mitternacht - bereits die ersten drei Touren der Française getanzt werden. Ludwig Burkhardts Tanzanweisung erschien noch im gleichen Jahr in dritter Auflage. Erst seit 1968, als der Ball im Kasino Zürichhorn durchgeführt wurde, konnte die ganze Française getanzt werden, so auch, und immer wieder genau um Mitternacht, 1983 bis und mit 1986 im Holiday Inn in Regensdorf. **Die Mitternachts-Française war von selbst zur festen Tradition geworden.**



**Neue Einspielung der Française, erschienen im VAW-Verlag, VAW CD-FF 990920**

Glücklicherweise kam uns wieder der Zufall zu Hilfe. Im Juli 1964 hatten einige Mitglieder des Volkstanzkreises Zürich in einer österreichischen Volkstanzwoche die Gelegenheit, mit (Gesellschafts-)Tanzlehrer Edi Hofer, Bregenz, die Française nach seiner Art zu tanzen. Sie entsprach im grossen Ganzen unserer Burkhardt-Française, wurde aber statt mit gewöhnlichen Gehschritten mit Wechselschritten, mit Bourrée- und Gavotteschritten getanzt. Die Verbeugungen waren ausgeprägter, und es wurde vor allem auch die Figur Trénis getanzt. Es lag nahe, Hofers Trénis in Burkhardts Tanzstil zu übersetzen. Der Volkstanzkreis Zürich war sehr glücklich, nun die ganze Française samt Trénis tanzen zu können. Da aber die meisten Tanzkreise und Tanzgruppen nur unvollständige Tonträger und keine Inge Baer hatten, die ohne weiteres auch die Trénis spielen konnte, war es sehr schwer, diese vierte Tour auch am Volkstanzball Zürich einzuführen.

Weshalb aber war die Trénis so schwierig, und weshalb war sie aus der getanzten Française verschwunden, so dass Burkhardt schrieb, man tanze sie nicht? Die Sache ist klar. Jede Figur wurde angesagt. Die Tanzenden mussten den

Die Fledermaus-Quadrille von Johann Strauss jr., Op. 363, 1874, enthält noch den Musikteil *Trénis*, von dem Burkhardt in seiner Tanzanweisung schreibt: „Die Trénis tanzt man nicht.“ Es waren daher auch Tonträger ohne Trénis für die Tanzgruppen herausgegeben worden.

Dass die Trénis im Tanze fehlte, das beschäftigte nicht nur unsere Fledermaus-Musikanten Inge Baer, Martin Schmid, Heinz Zeller und später unsere Laienmusiker, auch die Tanzenden verwunderten sich über die Tatsache, dass da ein hübscher Musikteil existierte, zu dem aber nichts getanzt wurde.



## Beiträge

Ablauf des Tanzes nicht erlernen, es genügt, wenn sie das Kommando verstehen, d.h. sie müssen wissen, was *Chaîne, Crochet, Tour de main* etc. bedeutet. Wie aber soll der Tanzleiter die Trénis kommandieren, in der Tänzerin und Tänzer nicht dasselbe tanzen? Beim Kommando *Alle Damen* z.B. müssen die Herren wissen, was sie zu tun haben. Glücklicherweise wurde diese kleine Schwierigkeit in wenigen Jahren beherrscht, so dass heute die Trénis so gut getanzt wird wie alle übrigen Touren.

Ludwig Burkhardt besuchte vor Jahren eine meiner Volkstanzwochen auf dem Kerzenberg, und als er die Trénis in seinem Stil gesehen hatte, war er hell begeistert. Er versprach, sie so, wie ich sie beschrieben hatte, in die Neuauflage seines *Françaisebüchleins* aufzunehmen. Leider verstarb Ludwig Burkhardt, bevor die nächste Auflage erscheinen konnte.

Im Laufe der Jahre lernten wir nicht nur die Munot-Française von Schaffhausen, sondern auch noch eine ganze Reihe weiterer Françaises kennen, sowie eine riesige Françaisaliteratur: Erwähnt seien vor allem die *Münchener-* und die *Krumbacher-Française*, sowie aus Offenbachs *Pariser Leben* die Dienstbotenversion, die Französische Quadrille.

**Aufgeschrieben für den Zürcher Volkstanzball 1999**

**Karl Klenk**

Leider wird dieser Rundbrief erst in der ersten Januarwoche versandt werden, so dass es für den Einführungskurs, der bereits am 8. Januar in Zürich Witikon stattfindet, nicht reichen wird. Die Anzeige zum Kurs soll aber in dieser Nummer trotzdem nicht fehlen.

Im Rundbrief Nr. 109 vom März '89 hatte ich mich mit der *Française* auseinander gesetzt und auch auf den Artikel von Christian Schmid *Die Française und ihre Nachkommen* hingewiesen (in: Singt und Spielt, Heft 1, Januar 1989). Beide sind bei mir erhältlich oder bei Christian Schmid, Risweg 7, 8134 Adliswil.

**La Française**  
mit  
**Karl Klenk**

Samstag, 8. Januar 2000, 14 - 18 Uhr  
in Zürich Witikon

**Zur neuerschienenen CD im UAW-Verlag**

Gerade rechtzeitig vor dem Volkstanzball am 22. Januar bringt uns Karl Klenk die Figuren zur *Française*, der *Fledermausquadrille* aus der Operette von Strauss. Am Ball wird diese traditionellbewusste und köstliche zu *Livemusik* genannt. Für die CD-Aufnahme konnten wir dieselbe Gruppe gewinnen, die auch am Ball spielt, und zum ersten Mal sind alle 6 Teile auf Tonträgern erhältlich.

Karl Klenk wird uns mit seiner langjährigen Erfahrung und seinem reichen Wissen die *Française* vermitteln und erleben lassen, gerade auch durch Hinweise zu Stil und Geschichte.

Für diesen Anlass haben wir den renovierten Singsaal im selben Schulhaus reserviert, da die Atmosphäre dort geladener ist.

Aber auch der Platz ist beschränkt und es empfiehlt sich eine rasche Anmeldung oder telefonische Anfrage.

Wir freuen uns, mit diesem feierlichen Anlass auch den Beginn des Jahres 2000 mit Euch zu feiern.

**KURSMATERIAL:** Die CD „La Française“ kann am Kurs für 30 SFR bezogen werden.

**KURSORT:** Singsaal Langmatt, Heiligenthal 19, Zürich-Witikon  
Parkplätze vorhanden. Öffentliche Verkehrsmittel ab Hauptbahnhof Tram Nr. 3 bis Kharplatz, Bus Nr. 24 bis Carl Spilller-Strasse, von dort Platzweg nach rechts zum Schulhaus.

**ANMELDUNG:** VOLKSTÄNZE AUS ALLER WELT  
Postfach 7, CH-8132 Ranken  
Tel&Fax: 01/954 00 77

**KURSGELD:** Voreinzahlung bis Ende 1999: Fr.45.- / DM 50.-  
auf PC 84-24537-4, VAW-Konvention,  
8400 Winterthur, Vermerk: „Tanz mit uns!“  
Bei Bezahlung nach dem 1.1. Fr. 55.-/DM 60.-  
Eine Einzahlung gilt als Anmeldung.



## Das rechte Ufer – Goldküste des Zürichsees

«Goldküste» – in welchem Zeitpunkt dem Sonneufer des Zürichsees der mit liebevoll-neidischem Unterton versehene Übernahme zugefallen ist, weiss eigentlich niemand genau zu sagen. Vermutlich entstand die Zuschreibung nicht vor den sechziger Jahren (dieses Jahrhunderts), als die *Standortgunst* der Seegemeinden im Agglomerationsbereich der Stadt, mit hervorragenden Verkehrsverbindungen nach Zürich, lockerer Überbauung der attraktiven Hanglagen vorwiegend durch Einfamilienhäuser und niedrigem Steuerfuss ihre Anziehungskraft immer ausgeprägter auf *wohlhabendere Neuzuzüger* auszuüben begann. Zwar hatte der Erosionsprozess in den einstigen Bauern- und Rebgemeinden bereits viel früher eingesetzt. Der sich verstärkende Trend zu lückenloser Überbauung – von den schon längst weitgehend privat vereinnahmten Seeufergrundstücken gar nicht zu reden –, die wachsende Gefahr des baulichen Übergriffs auf die planerisch damals noch fast ungeschützten Landwirtschaftszonen oberhalb des Waldgürtels veranlassten die Gemeinden zur Selbsthilfe: zum Schutz der Bauernbetriebe im «Berg», zur Ausscheidung von Freihaltezonen, zur Förderung des genossenschaftlichen Wohnungsbaus.

All dies vermochte indes die immer rasantere Drehbewegung der standortspezifischen Spirale: Verknappung des bebaubaren Bodens – Zuzug von finanzkräftigen Einfamilienhausbesitzern – massive Verteuerung der Land- und Mietpreise bei gleichzeitig sinkendem Steuerfuss nicht aufzuhalten. Die Entwicklung ist vielmehr jüngst noch um einen weiteren, zweifelhaften Schritt vorangetrieben worden: Es beginnt die Umwandlung des (zu) teuer gewordenen Wohnraums der alten Villen – wenn möglich mit Seeanstoss – in *Geschäfts- und Büroräumlichkeiten*, in Residenzen international tätiger Handelsunternehmen. Die Gemeinden haben diese sich still und leise, aber um so beharrlicher vollziehende Umstrukturierung weder mit ihren unverkennbaren Vorzügen noch gar mit den damit einhergehenden Nachteilen der Baulandverknappung und den zunehmenden Schwierigkeiten der jungen Generation, am Ort ihres Herkommens einen Hausstand zu gründen, angestrebt oder gefördert. Das heute in Ufernähe komplett zusammengeschlossene Siedlungsband am rechten Seeufer ist un gelenkt und weitgehend entgegen dem Willen der Alteingesessenen zur «Goldküste» geworden.

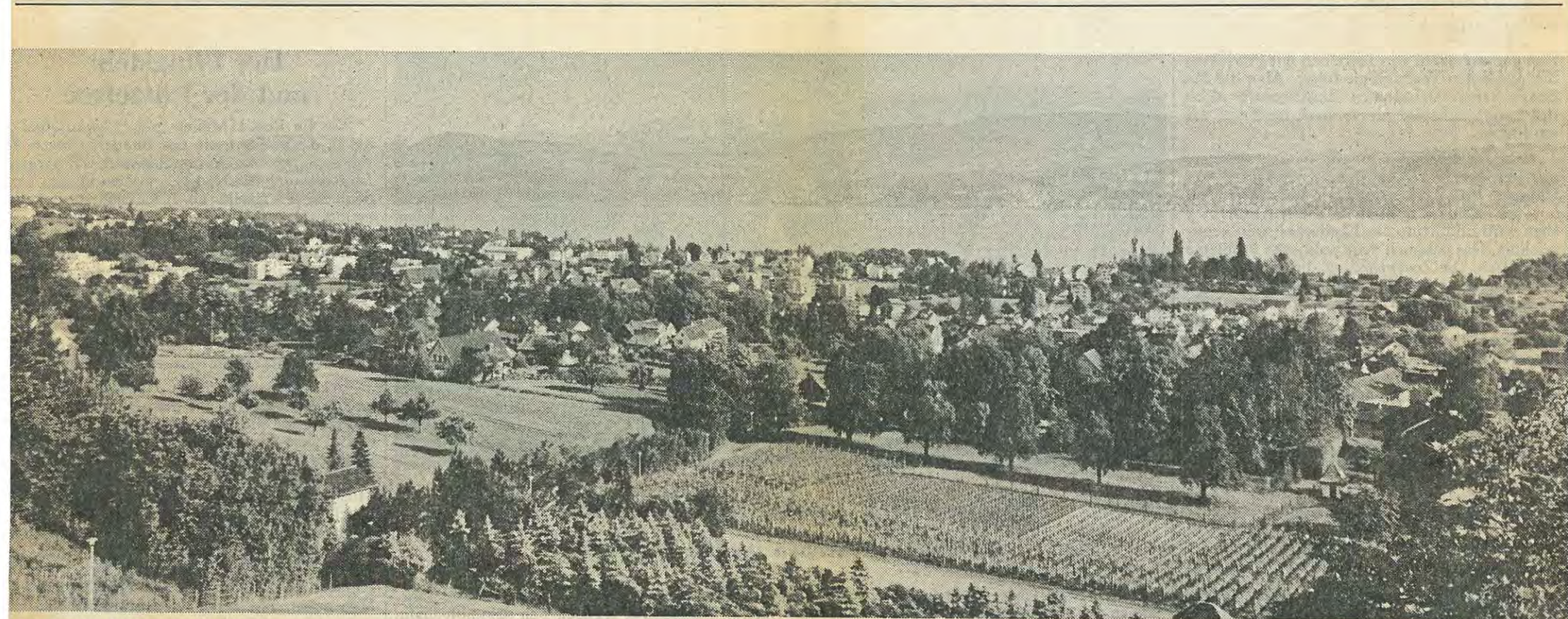
Die Entwicklung der letzten Jahrzehnte hat sich auch nicht einseitig vorteilhaft auf den Fi-

nanzhaushalt der Gemeinden ausgewirkt. Drohende oder bereits feststehende Entschädigungsleistungen für die von den Stimmbürgern oft über die Massen grosszügig festgesetzten *Freihaltezonen* zählen heute zu den wesentlichsten finanziellen Verpflichtungen. Im Vordergrund stehen ausserdem die zumeist massiv erhöhten Leistungen an den früher oft bereits mit freiwilligen Zuschüssen (beispielsweise für das Zürcher Opernhaus) erbrachten *Lastenausgleich*. Die neuen gesetzlichen Bestimmungen haben einzelne der «Goldküstengemeinden» dank ausserordentlicher Steuerkraft zur Erhöhung ihres Steuerfusses gezwungen und die Abgaben, zu deren Verwendung sie direkt nichts zu sagen haben, bis gegen die Hälfte ihrer Steuereinnahmen anwachsen lassen.

Gleichwohl denkt niemand ernsthaft ans Klagen. Im offenen Kontakt mit andern Kantonseinwohnern hat man längst die Erfahrung gemacht, dass Bedenken in dieser Richtung höchstens auf ein milde-schadenfrohes Lächeln, wenn nicht auf wesentlich unfreundlichere Reaktionen stossen. Der «Spendefreudigkeit» am rechten Seeufer, der durchaus vorhandenen Einsicht, dass sich auf Grund der genannten Privilegien auch *vermehrte Verpflichtungen*, besonders gegenüber der Stadt Zürich, ergeben, sind erst in jüngster Zeit da und dort vermehrte *Vorbehalte* erwachsen, seit man sich in Zürich – bedauerlicherweise sogar seitens einzelner Behördenvertreter – durch den ausgesprochen abweisenden, alte Animositäten schürenden Stempel «Pendler» diskreditiert sieht. Die Auseinandersetzungen mit der einst übermächtigen Stadt Zürich entsprangen seit eh und je einem besonderen politischen Spannungsverhältnis, dessen Spuren noch heute in den traditionell selbstbewussten, leicht aufmüppischen Seegemeinden – je weiter von der Stadt entfernt, desto deutlicher – spürbar sind. Der Beitrag des Zürcher Stadtpräsidenten auf einer der folgenden Seiten gibt zur Hoffnung Anlass, dass die Bevölkerungszunahme am Finanzhimmel nicht zu einer eigentlichen Klimaverschlechterung führen wird.

Als jüngste, rechtlich festgesetzte Ausprägung des Autonomiebedürfnisses der Seeanwohner mag man die vom Zürichervolk am 10. März 1985 nach jahrelangen Bestrebungen beschlossene *Eingliederung Zollikons* in den Bezirk Meilen ansehen. Zollikon als unmittelbarer Nachbar der Stadt Zürich hatte sich verschiedentlich standhaft gegen Eingemeindungsversuche zur Wehr gesetzt. Man wollte es anderseits





*Die einstigen Rebhänge sind vielenorts zu bevorzugten Wohnlagen geworden, von denen aus man die Weite der Zürichseelandschaft eindrücklich erlebt: Blick über Uetikon, den See und das benachbarte Ufer bis zu den Voralpen.*

Farbbild Frontseite (Seebucht Stäfa) sowie übrige Aufnahmen von Karl Hofer



mit der Stadt auch nicht verderben und hatte darum in den letzten Jahren – wie sich der frühere Gemeindepräsident Ernst Hofmann ausdrücken pflegte – in den behördlichen Beziehungen auf zwei Hochzeiten (in Zürich und Meilen) getanzt. Mit dieser neuesten Arrondierung, die allerdings letztlich nichts anderes bedeutet als die Kodifizierung einer längst vorhandenen wesensmässigen Zugehörigkeit und die in historischer Sicht sogar eine bereits vor knapp zweihundert Jahren einmal bestehende Zuteilung wieder herstellt, hat der Bezirk Meilen wohl seine endgültige Gestalt erhalten.

Territoriale Verschiebungen hatten sich während und im Anschluss an die «Franzosenzeit» auch an der obern Bezirksgrenze, mit *Oetwil und Hombrechtikon*, ergeben. Auch hier sind gewisse Nachwirkungen noch heute spürbar. Die Ausrichtung nicht nur gegen das Seebecken hin, sondern, am Ausläufer des Pfannenstiels, mindestens ebensostark auf die Hügellandschaft des Zürcher Oberlandes ist mehr als nur geographisch bedingt. Die noch weitgehend landwirtschaftliche Prägung dieser beiden «Seegemeinden», ihre gegenüber den Extremen am untern Seeufer deutlich geringere Steuerkraft führt im Bezirksverband gelegentlich zu spannungsvollen Wechselwirkungen. Und dennoch lässt der Oetwiler Zusatz «am See», Attribut eines Dorfes, von dem aus weder Zürich- noch Greifensee direkt sichtbar sind, fast demonstrativ den Willen erkennen, zur Seeregion zu gehören.

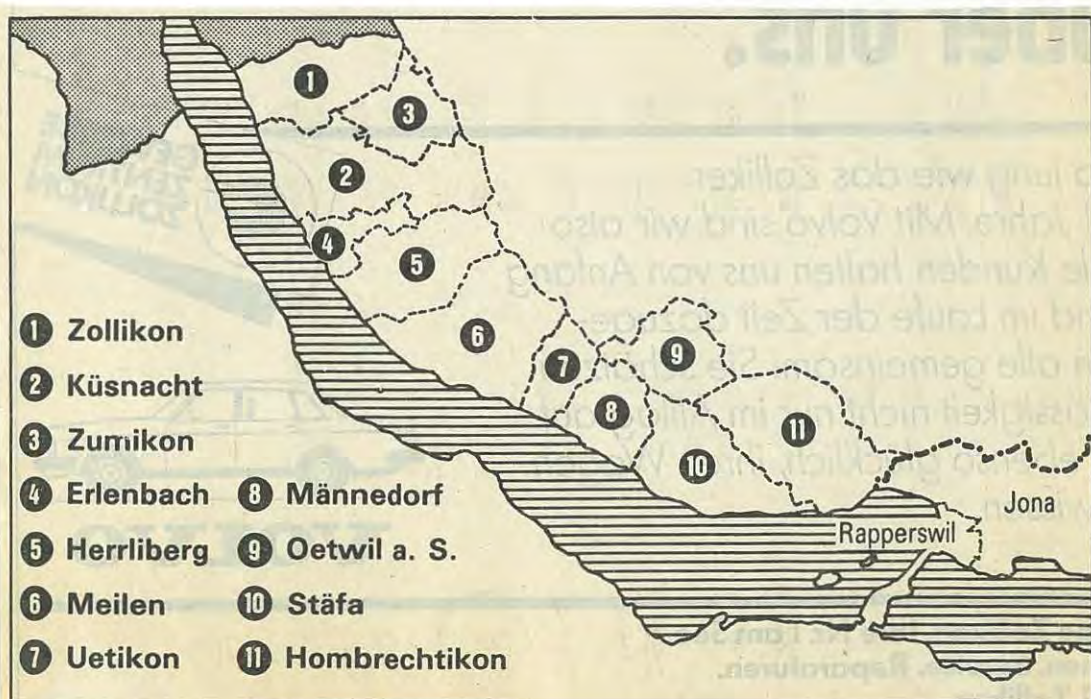
Das ausgeprägte *Zusammengehörigkeitsgefühl* – von einzelnen Rivalitäten, infolge des früher allerdings noch viel deutlicheren Steuergelbes oder sogar innerhalb der politischen Par-

teien speziell zu Zeiten der Kantonsratswahlen einmal abgesehen – hat nicht nur historisch-politische Relevanz in der Abgrenzung nach aussen. Es manifestiert sich auch in der grossen Tradition lebendiger *Dorf- und Volksfeste*, die man am See seit dem Mittelalter, gründend auf dem Kreislauf des Rebjahres, mit stolzer Begeisterung zu feiern weiss. Dem Aussenstehenden offenbart sich dabei am ehesten ein besonders *offener Geist zur Gemeinschaft*, der durch die Angrifflichkeit der den «Seebuben» eigenen witzigen Redefreude keinen Abbruch erfährt.

Die *Zürichseelandschaft*, Sammelbecken und Schmelztiegel wechselnder Einflüsse nicht nur im stets sich erweiternden Einzugsgebiet der Stadt Zürich, sondern auch von Norden und Süden, hat früh auch eine *kulturelle Eigenständigkeit* entfaltet. Die Region ist mehr als nur Durchgangsstation berühmter Persönlichkeiten, von Gessner über Klopstock und Goethe bis zu C. F. Meyer, Thomas Mann und Hermann Hiltbrunner, Richard Wagner und Franz Liszt, geworden. Von ihrem kulturellen und geistgeschichtlichen Stellenwert zeugen die auffällig zahlreichen Gesellschaften und Lesezirkel, von denen in dieser Beilage ausführlicher die Rede ist.

Der *See* als Transportweg, als zuweilen schon übernutztes Erholungsgebiet, als weite Fläche der Öffnung mit kaum einengend empfundenen Horizonten hat Struktur und Entwicklung der Ufergemeinden und ihrer Bewohner in wirtschaftlicher, kultureller, wesensmässiger Hinsicht, kurz in jedweder Beziehung geprägt. Einiges deutet daraufhin, dass man sich am goldenen Sonnenufer – von Zollikon bis Rapperswil – der *Vorzüge und der Verpflichtungen*, die sich aus dieser besondern Stellung ergeben, wieder vermehrt bewusst geworden ist.

Martin Neuenschwander



Seit der Eingliederung Zollikons zählt der Bezirk Meilen elf Gemeinden; auf sankt-gallischem Gebiet umgibt das einwohnerreiche Jona die Stadt Rapperswil.



## Politik am rechten Zürichseeufer

Von Nationalrat Dr. Kurt Müller, Meilen

Ein hoher französischer Politiker schrieb einmal, er habe Rebgemeinden immer schon daran erkannt, dass das Stimmengeschwirr bei der Ankunft auf dem Dorfplatz einige Dezibel höher und der Meinungsaustausch rascher und lebhafter gewesen sei. Die Gemeinden am rechten Zürichseeufer waren bis gegen das Ende des 19. Jahrhunderts *eigentliche Rebgemeinden* – 1881 wurden noch 1055 Hektaren Rebhänge im Bezirk Meilen gezählt. 1984 waren es noch 82. Erst die sich um die Jahrhundertwende verbreitende amerikanische Reblaus und der sich mit der Eisenbahn rasch entwickelnde Grosshandel auch mit Lebensmitteln führten zu einem wesentlichen Rückgang des Rebbaus, der zusammen mit der Milchwirtschaft am rechten Zürichseeufer dominiert hatte.

Es dürfte etwas mit dieser Weintradition zu tun haben, dass die Gemeinden am rechten Zürichseeufer, vor allem Stäfa, Meilen und Küsnacht, meist an der Spitze dabei waren, wenn es galt, *die Interessen der Landschaft gegen die Über- und Fehlgriffe der herrschenden Stadt Zürich* zu verteidigen. Schon beim sogenannten Waldmann-Handel 1489, als sich die Landschaft gegen neue einschränkende Verordnungen von Bürgermeister Hans Waldmann erhob, waren die «Seebuben» dabei. Bekannt geworden ist der Stäfner Handel nach dem Ausbruch der Französischen Revolution. Das vom Hafner Neeracher von Stäfa verfasste «Memorial» wurde im Hotel Löwen in Meilen bereinigt; es verlangte mehr politische Rechte für das Land und beklagte sich über die Bedrückung durch hohe Lasten. Das führte zur militärischen Besetzung Stäfas; einer der Anführer, Säckelmeister Bodmer, wurde zum Tode verurteilt und erst im letzten Moment zu lebenslänglichem Gefängnis begnadigt.

Auch am *Ustertag von 1830*, der den liberalen Durchbruch im Kanton Zürich brachte, wa-

ren die Seegemeinden, vor allem Küsnacht und Stäfa, stark beteiligt – noch heute wird deshalb der Wein an der Ustermer Nachfeier in einem Turnus von den Gemeinden Küsnacht und Stäfa gespendet. Das Ustermer Memorial, das den Grundgehalt der spätern Regenerationsverfassung enthielt, war wiederum am Zürichsee entworfen worden. Dass das *Lehrerseminar unter J. Th. Scherr in Küsnacht* aufgebaut wurde, kam nicht von ungefähr; man wollte in dieser erzliberalen Gemeinde ein geistiges Zentrum gegen alle konservativen Gegenbestrebungen in der Stadt und in der Kirche schaffen.

Das äussere Gesicht der Gemeinden am rechten Zürichseeufer hat sich zwar seither stark gewandelt, und auch die Seegemeinden sind nicht mehr vorwiegend Rebgemeinden. Aber etwas von der *geistigen Spritzigkeit und Lebhaftigkeit*, vom Freiheitsdrang und gelegentlich sogar von der Kritiklust und Unbotmässigkeit gegen die behördliche «Obrigkeit» ist geblieben. Immer wieder hat das rechte Seeufer auch *Persönlichkeiten von eidgenössischer Statur* hervorgebracht, die zunächst in der zürcherischen und dann in der schweizerischen Politik eine bedeu-

tende und nicht selten auch eigenwillige Rolle gespielt haben, beispielsweise die Nationalräte Theodor Gut Vater und Sohn, Rudolf Reichling Vater und Sohn, Ulrich Bremi, Dr. Paul Eisenring, Dr. Christoph Blocher. Heute stellt der Bezirk Meilen mit *Elisabeth Kopp* die hohes Ansehen geniessende erste Bundesrätin unseres Landes.

Erst der späte Bau einer Eisenbahn am rechten Seeufer – sie wurde 1894 eingeweiht – hat den Charakter der Landschaft grundlegend zu ändern angefangen und vor allem dann die *lange Hochkonjunktur* nach dem Zweiten Weltkrieg. Im 18. Jahrhundert hatte die Textilheimindustrie noch zu Wohlstand geführt. Im 19. Jahrhundert liessen sich dann einige grosse Unternehmen nieder, denen im 20. Jahrhundert

eine ganze Anzahl von Betrieben mit Produkten der modernen Technologie folgte. Aber die *Fabriken* haben am rechten Zürichseeufer doch das Landschaftsbild nie so stark bestimmt wie am linken.

Erst die *Überbauungswelle in den sechziger und siebziger Jahren* hat dann jenen Gürtel von Häusern entstehen lassen, der im untern Teil nur von wenigen grünen Schneisen unterbrochen wird und heute das Landschaftsbild kennzeichnet. Das hat auch neue politische Probleme geschaffen. *Die Zonenplanung, die Ausnützungsziffern* wurden wichtig, die Bewältigung des *Verkehrs* in den Dorfkernen und auf den Achsen nach Zürich stiess auf Schwierigkeiten, die Erhaltung der immer noch erheblichen Erholungsgebiete auf dem Pfannenstiel war gefährdet. Immerhin gelang es dank dem gemeinsamen Referendum der bürgerlichen Parteien gegen den Regionalplan, die auf halber Höhe geplante vierspurige Autobahn zu verhindern; dafür erhielt das rechte Zürichseeufer die erste *S-Bahn-Verbindung nach Zürich mit Halbstundentakt*.

Der Druck der in Zürich arbeitenden, aber keinen Wohnraum mehr findenden Berufstätigen hat eine wesentliche Umschichtung der Bevölkerung ausgelöst. Der Anstieg der Boden- und damit auch der Liegenschaftspreise und der Mietzinse und der Drang nach mehr Wohnraum taten ein übriges. Es wurden zwar viele Wohnungen gebaut, aber die Bevölkerung wuchs nur in geringem Masse: In Meilen bewohnten 1970 beispielsweise 9482 Einwohner 3442 Wohnungen, 1984 lebten 10 578 Einwohner in 4857 Wohnungen. Die Bauern sind eine Minderheit geworden; preisgünstige Wohnungen für Arbeiter und Angestellte sind rar und meist nur unter der Hand in älteren Miethäusern zu finden; die Verwirklichung des Traums vom Einfamilienhaus wurde wenigstens in der untern Hälfte der Gemeinden eine Sache vorwiegend von Begüterten – was einerseits zur Senkung der Steuerfüsse beitrug, aber anderseits das Verbleiben der jungen Generation in den Heimatgemeinden erschwerte oder gar verunmöglichte und eine gesunde *Durchmischung der Bevölkerung verhinderte*. Diese Probleme sind auch heute noch nicht gelöst und dürften eher grösser als kleiner werden.



# Höhen und Tiefen des Weinbaus

## 82 Hektaren Reben im Bezirk Meilen

hsr. Das Zürichseegebiet liegt für den Weinbau an der *klimatischen Grenze*, ist aber im Vergleich mit der übrigen Nordostschweiz immer noch begünstigt. Im 9. Jahrhundert wurde der Rebbau im Zürichseegebiet erstmals schriftlich erwähnt. Die Kantonskarten von J. Murer (1566) und H. K. Gyger (1667) erlauben erste konkrete Vorstellungen über die damalige Verbreitung des Rebbaus, der sich auf der rechten Seite vom Kloster Wurmsbach bis zur Stadt hinunter erstreckte, erstaunlich weit zum Pfannenstiel hinaufreichte, aber auch auf der linken Seeseite noch in Lagen gepflegt wurde, die man heute nicht mehr für den Anbau in Betracht ziehen würde. Den *quantitativen* Höhepunkt erreichte der Rebbau am Zürichsee in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts, als rund um den See eine Fläche von nahezu 2000 Hektaren mit Reben bestockt war.

A. M. Altwegg hat in seinem 1980 im Th.-Gut-Verlag, Stäfa, erschienenen Buch «Vom Weinbau am Zürichsee» minutiös die Faktoren zusammengetragen und gewichtet, die bis etwa 1880 zu einer heute unvorstellbaren, vor allem auf Quantität ausgerichteten Hochkonjunktur des Rebbaus führten, welcher dann ein katastrophaler Niedergang folgte, von dem sich heute der Weinbau, auf völlig andere Grundlagen gestellt, *wieder zu erholen beginnt*.

Um 1880 besass allein Stäfa 211 Hektaren Reben, und die damalige Rebfläche im Bezirk Horgen lässt sich mit jener des ganzen Kantons Zürich im Jahre 1974 vergleichen, der hinter dem Tessin und der Waadt der drittgrösste Weinbaukanton war. Früher galt der Wein als ein notwendiges *Lebensmittel*, das jeder Arbeiter und Dienstbote als selbstverständlichen Bestandteil seiner «Kost» betrachtete. Da man die Vorgänge bei der Weinbildung noch nicht kannte und z. B. über das Schwarzwerden der Weine oder das Entstehen des Schimmelgeschmacks eher abenteuerliche Vorstellungen hatte, muss ein grosser Teil des damals konsumierten Weines von einer Qualität gewesen sein, die heute selbst für den billigsten Tisch- oder Kochwein völlig undiskutabel wäre. Kaputt Wein versuchte man mit «Schönung» wieder auf die Beine zu helfen; für diesen Prozess boten Scharlatane verschiedene Geheimmittel mit phantastisch klingenden Namen an. Als «normal» wurde in der «Neuen Zürcher Zeitung» aus dem Jahre 1891 ein Wein mit 10 Prozent Alkohol und 6 Promille Säure definiert. Als aber 1891 das eidgenössische Polytechni-

kum fünf weisse Meilener verschiedener Jahrgänge untersuchte, ergaben sich Alkoholgehalte zwischen 5,77 und 8,13 Prozent und Säuregehalte zwischen 5,76 und 10,9 Promille. Nur einer unter den analysierten Weinen konnte selbst unter damaligen Anforderungen als «normaler» Wein gelten.

Der Niedergang des Weinbaus vollzog sich in zwei Phasen, deren erste von 1886 bis in die dreissiger Jahre unseres Jahrhunderts dauerte. In den schlimmsten Zeiten wurden zwischen zwei Rebkatasterrevisionen, also innert vier Jahren, allein im Bezirk Meilen über 100 Hektaren Reben ausgerissen. Um 1930 gab es noch 265 Hektaren Reben am See, was etwa einem Siebtel des einstigen Areals entspricht. Am Obersee, in Oetwil, Zumikon, Witikon und andern Stadtquartieren verschwand der Weinbau *praktisch vollständig*. In einer zweiten Phase, die in den sechziger Jahren ihren Abschluss fand, wurden nochmals 170 Hektaren Reben gerodet. Die Rebberge, die einst die Landschaft prägten, sind heute entweder überbaut oder mit Futterwiesen und Weiden bewirtschaftet.

Die Rebbaukrise hatte verschiedene, sich gegenseitig verstärkende Ursachen. Eine spürbare Klimaverschlechterung in den 1880er Jahren brachte Missernten. Verschiedene Schädlinge und Krankheiten wie der Echte und der Falsche Mehltau, der Rot- und Schwarzbrenner, die Graufäule, der Traubenwickler, verschiedene Milbenarten und vor allem auch die Reblaus, unter der einmal befallene Stöcke abstarben, nahmen überhand. Ausserdem begann sich die ausländische Konkurrenz auf dem einheimischen Weinmarkt zu etablieren, was zu Preissammenbrüchen führte. Der Geschmack des Konsumenten änderte sich, Kunstweine erschütterten sein Vertrauen, und die ungenügende Qualität auch reeller Weine förderte das Aufkommen von Bier, Most und alkoholfreien Getränken, darunter namentlich Kaffee anstelle des früher obligaten Weins.

Der Rebbaukataster 1881–1978 des kantonalen Rebbaukommissariats wies 1966 für den ganzen Kanton Zürich mit 391,1 Hektaren, für den Bezirk Meilen 1970 mit 67,25 Hektaren Reben den Tiefstand im Weinbau aus. Der neueste von Rebbaukommissär K. Pfenninger ausgearbeitete Rebkataster von 1984 zeigt die Erholungstendenz des auf völlig neue Grundlagen gestellten Rebbaus auf: Im ganzen Kanton beträgt das Rebareal wieder 552,25 Hektaren (wie

zwischen 1954 und 1958), und der *Bezirk Meilen* hat mit *82,33 Hektaren* wieder einen Stand wie vor 1962 erreicht. Dabei ist die Zahl der Rebbesitzer rückläufig, die Fläche pro Rebbauer nimmt zu. Von den gut 82 Hektaren beanspruchen *Blauburgunder* mit 38,59 und *Riesling* × *Sylvaner* mit 37,22 Hektaren die grösste Fläche. Daneben werden – mit abnehmender Arealgrösse – noch Rauschling, Gewürztraminer, Pinot gris, übrige Sorten und Direktträger (0,04 Hektaren) gezogen.



Mit den neuen Bewohnern kamen zusehends auch massgebliche Persönlichkeiten aus Wirtschaft und Kultur, um sich in der schönen Wohngegend am rechten Zürichseeufer niederzulassen. Damit stieg auch das Interesse an nationalen und internationalen Fragen, und immer wieder fanden politische Veranstaltungen mit Bundesräten oder Wirtschaftsführern ein aussergewöhnliches Interesse.

Auch die Entwicklung der letzten drei Jahrzehnte hat aber die *Eigenständigkeit der Seegemeinden nicht auslöschen* können. Alle haben in einem meist erheblichen Mass ein kulturelles, gesellschaftliches und politisches Eigenleben bewahrt und liessen sich nicht von der nahen Grossestadt vereinnahmen. Ja, der in den letzten

Jahren wichtiger gewordene Lastenausgleich hat im Gegenteil das Selbstbewusstsein gegenüber der Grossestadt und ihrer Politik wieder gestärkt. Es sind keine «Übernächterdörfer» aus den Seegemeinden geworden, und die Neigung, aus Zürich politische oder andere Direktiven entgegenzunehmen, ist ständig am Schwinden. Diese Entwicklung ist durchaus im Sinne des schweizerischen Pluralismus, denn die Selbständigkeit der Gemeinden macht sie erst zu festen Bausteinen für das Ganze; und in den übersichtlichen Verhältnissen der Gemeinden und an den Gemeindeversammlungen haben jene fast durchwegs ihre ersten Schritte getan, die nachher in der kantonalen und in der eidgenössischen Politik Aufgaben übernahmen.

## Der Pflugstein und der Lützelsee

hsr. Im Bezirk Meilen gibt es zwei Objekte, die in die zweite Serie des *Bundesinventars der Landschaften und Naturdenkmäler von nationaler Bedeutung* (BLN, 1983) aufgenommen wurden, der Pflugstein ob Erlenbach in der Gemeinde Herrliberg (Objekt Nr. 1419) und das Gebiet Lützelsee-Seeweidsee-Uetziker Ried (Nr. 1417) in Hombrechtikon. Beim Pflugstein handelt es sich um einen gewaltigen erratischen Block, einen «*Findling*» von rund 1000 Kubikmeter Inhalt aus Spilit, einem vulkanischen Gestein des permischen Verrucanos der Glarner Alpen; der «*Findling*» wurde durch den Linthgletscher hierher transportiert und «abgesetzt».

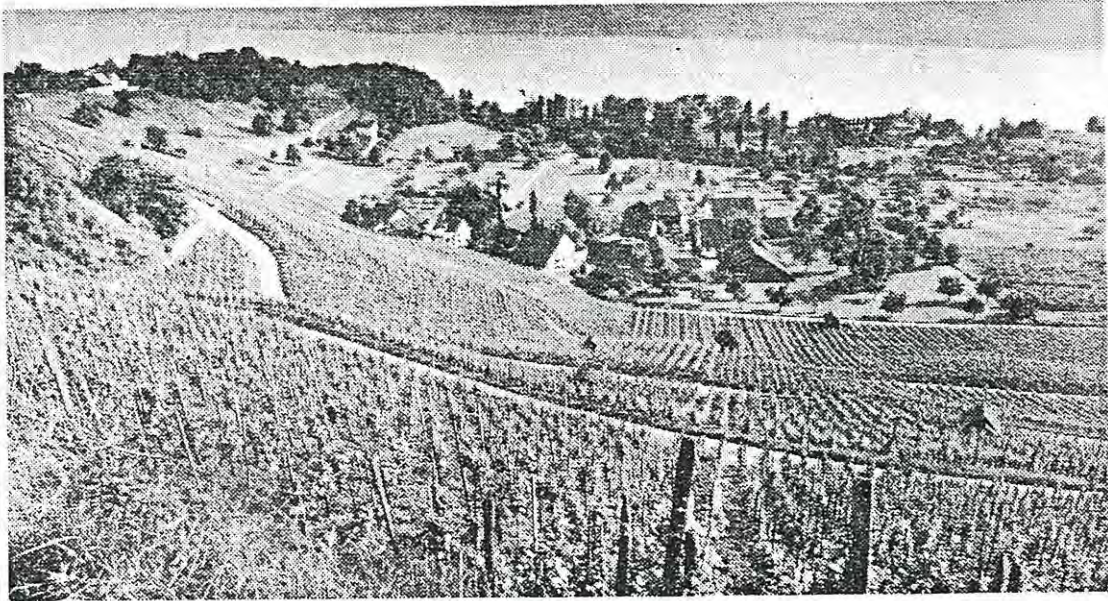
Über die Bedeutung der Hombrechtiker Seen und Riede heisst es auf dem BLN-Blatt: «Glazial geformte Molasselandschaft mit verlandenden Toteis-Seen. Wasser- und Verlandungspflanzengesellschaften mit seltener Flora. Schwimmende Inseln auf dem Lützelsee. Lebensräume einer reichhaltigen Fauna.» Das Uetziker Ried ist eine Mulde mit geometrisch geformten, mit Wasser gefüllten Torfstichen. Durch die weite, einsame Talmulde Auen, die sich im Westen auf Gemeindegebiet Stäfa anschliesst, bekommt die Landschaft eine grössere Dimension, und durch ein paar schöne Bauern-



Vom Linthgletscher aus den Glarner Alpen nach Erlenbach transportiert: der Pflugstein.

häuser wird der Anblick kulturell bereichert. Der fast kreisrunde Seeweidsee mit seiner völlig unverdorbenen Ried- und Waldumgebung ist bezeichnenderweise im «Atlas zur Geschichte des Kantons Zürich» unter dem Titel «Urlandschaft» abgebildet. Auch der Lützelsee mit dem Lutiker Ried ist *einer der schönsten Kleinseen im Kanton*. Seine schwimmenden Inseln und Ufer wurden schon 1953 durch die Gemeinde geschützt, und das Richtung Adetshausen und Binzikon sich ausdehnende Ried ist biologisch bedeutend.





## Vom Waldmann-Auflauf zum Stäfner Handel

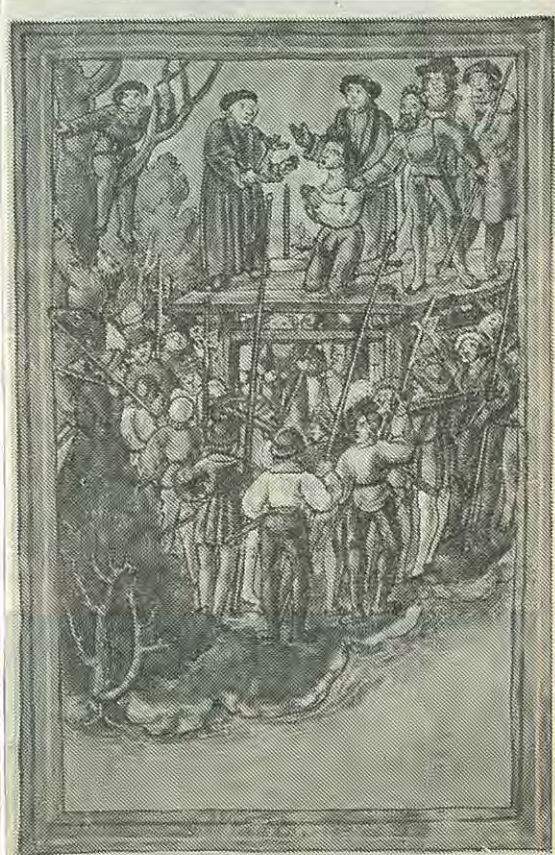
### *Impulse der Seegemeinden prägen Zürichs Geschichte*

Die Dörfer des rechten Zürichseeufers verbindet ein jahrhundertaltes gemeinsames Schicksal. Sie standen in einer ständigen Kontroverse mit der politische und wirtschaftliche Vorrechte beanspruchenden Stadt. Die Linie zieht sich vom ausgehenden Mittelalter bis zum Kampf um eine moderne Verfassung im 19. Jahrhundert.

Die Gemeinden des rechten Zürichseeufers gehören zu den ersten Gebieten, die bei der Bildung des zürcherischen Territorialstaates im 14. und 15. Jahrhundert unter die Herrschaft der Stadt fielen. Schon 1384 gingen die wichtigsten Hoheitsrechte in Küsnacht und Meilen an Zürich über, Erlenbach folgte 1400, Stäfa ein paar Jahre später. Diese frühe Angliederung an die nahe Stadt zusammen mit den kurzen Verkehrsverbindungen und der klimatisch bevorzugten

Lage liessen in der Bevölkerung schon früh ein Selbstbewusstsein heranwachsen, das sich auch politisch manifestierte. Ein natürliches Spannungsfeld entstand zwischen der Stadt, die eine möglichst umfassende Oberhoheit über die neu erworbenen lokalen Gemeinschaften der Umgebung anstrebte, und den Dörfern am See, die auf ihre eigenen Rechte pochten und deren Bewohner sich den Bürgern der Stadt ebenbürtig fühlten. So gingen von den Gemeinden des rechten Seeufers immer wieder Impulse aus, die das Geschick und die Entwicklung der Stadt nachhaltig beeinflussten. Allen diesen sich immer wieder in rebellierende Konfrontation zuspitzenden Auseinandersetzungen mit der Stadt war gemeinsam, dass die Seeleute sich auf alte Überlieferungen beriefen. Es war, wenn man so will, vor allem ein Kampf mittelalterlich-pluralistischer Vorstellungen gegenüber den zentralistischen Tendenzen der Hauptstadt.

Zwei bedeutende Zusammenstösse zwischen Stadt und Land, bei denen die Initiative von den rechtsufrigen Seegemeinden ausging, haben die Geschichte des Standes Zürich entscheidend geprägt. Der erste ist der Sturz des Bürgermeisters *Hans Waldmann* 1489, der zweite der *Stäf-*



Die Hinrichtung Hans Waldmanns im April 1489.  
Darstellung in Diebold Schillings Luzerner Chronik.



ner Handel von 1794/95. Obwohl drei Jahrhunderte dazwischen liegen, ging es beide Male um im Grunde das gleiche Problem, um die von der Stadt *eingeeengten Rechte* der Landgemeinden. Beide Konfrontationen mündeten ein in ein sich über Jahrzehnte hinziehendes Ringen um neue Normen des Zusammenlebens zwischen städtischer und ländlicher Bevölkerung.

### Die Rebellion von 1489

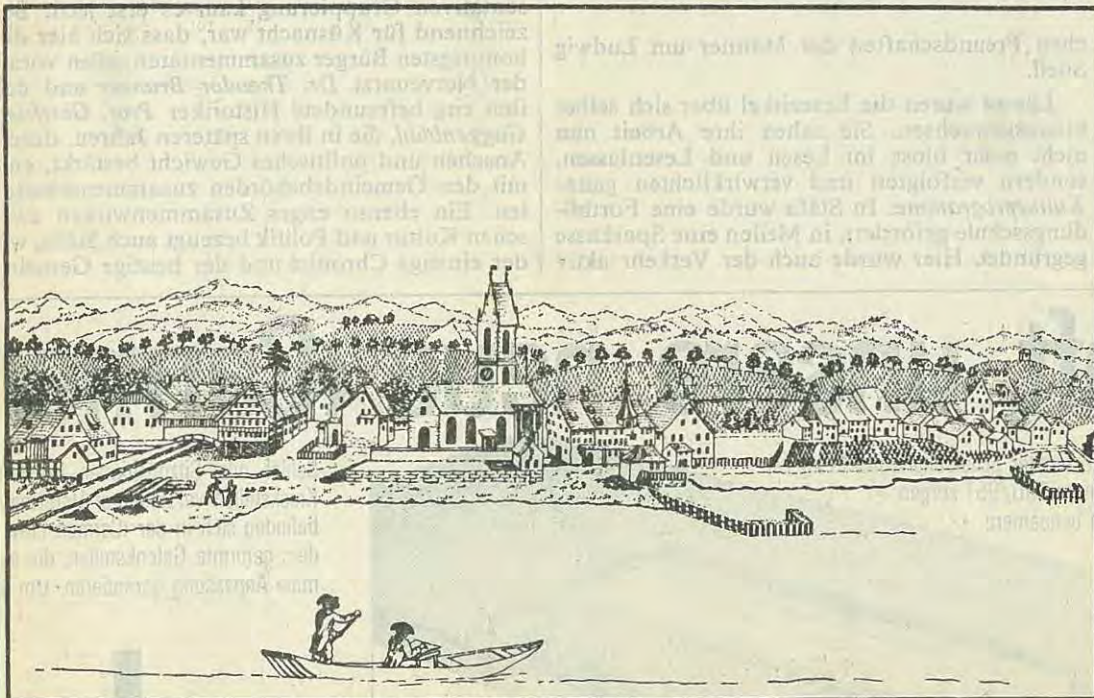
Die äusseren Formen, in denen sich diese Auseinandersetzung vollzog, waren jedoch grundverschieden. Der Auflauf, der im April 1489 zum Sturze von Hans Waldmann führte, war eine eigentliche Rebellion. Die Seeleute roteten sich zusammen und zogen vor die Stadt, um ihren Willen durchzusetzen. Es drohte ein Bürgerkrieg. Die übrigen eidgenössischen Orte mischten sich ein und versuchten, zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln (wobei sie, eifersüchtig auf die überragende Stellung Zürichs innerhalb des Bundes, ihre eigenen, auf eine Schwächung Zürichs abzielenden Interessen verfochten).

Der Waldmann-Auflauf mündete in ein *blutiges Finale*, dessen Höhepunkt die Hinrichtung des den Seeleuten verhassten Bürgermeisters war. Mit seinem Tod war die Auseinandersetzung freilich nicht beendet. Die Waldmannischen Spruchbriefe, die im Juni 1489 beschworen wurden und die den Landgemeinden ihre Rechte gewähren sollten, wurden von vielen Leuten am See als zu vage und zu wenig weitgehend empfunden. Zwar war der Tyrann gefallen, der versucht hatte, in der Art eines italienischen Renaissancepotentaten sein persönliches Regiment zu etablieren. Aber die von ihm ein-

geleitete Politik der Zentralisierung des zürcherischen Territorialstaates wurde auch von seinen Nachfolgern fortzusetzen versucht. Das ausschliessliche Gesetzgebungsrecht der Stadt wurde durch die Waldmannischen Spruchbriefe nicht angetastet. An der Abhängigkeit der Landschaft von der Stadt, an deren Privilegien im politischen und wirtschaftlichen Bereich wurde nicht gerüttelt. Was die Seeleute erreichten, beschränkte sich im wesentlichen auf das freie Wahlrecht für die Untervögte (für die übrigen Gemeinden des Kantons blieb es beim Recht auf einen Dreivorschlag) sowie auf das Recht, Versammlungen abzuhalten und Beschwerden an die Obrigkeit zu richten. Einen breiten Teil nehmen in den Waldmannischen Spruchbriefen Themen wirtschaftlicher Natur ein: Erlaubnis des Verkaufes eigener Produkte, Aufhebung des Verbots der Eröffnung von Öltrotten und Badstuben, keine Einschränkung geselliger Anlässe usw.

### Erneuerung der Waldmannischen Spruchbriefe

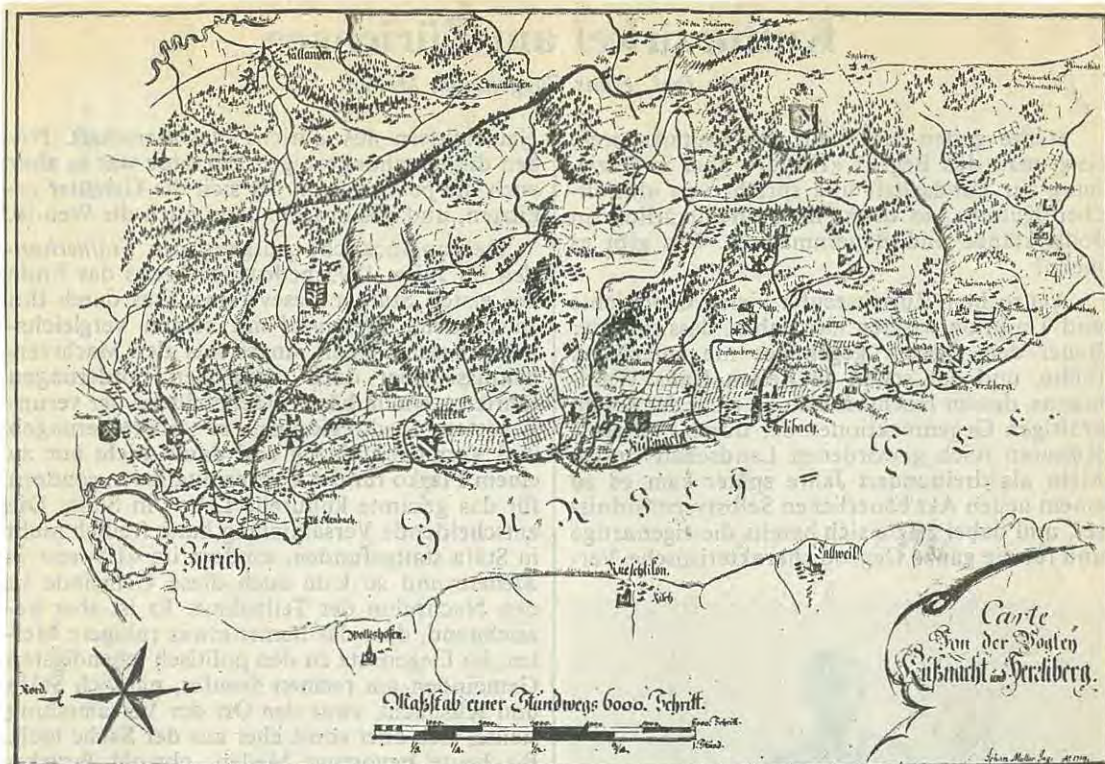
Wenn auch mit den Waldmannischen Spruchbriefen eine kodifizierte Norm des Verhältnisses zwischen Stadt und Land geschaffen worden war, eine Art Vertrag also, so war damit die Spannung keineswegs völlig beseitigt. Schon 1515 kam es zu neuen Auseinandersetzungen und zu einem Zug der Leute vom See vor die Stadt. Die sozialen Revolten im Gefolge der Reformation führten zu einer weiteren Kontroverse. 1525 wurde der Spruchbrief von 1489 für die Seegemeinden erneuert. Das Original Exemplar, bisher im Hauptaltar der Kirche von Meilen aufbewahrt, war verschwunden, der neuerstellte Brief kam nun nach Küsnacht. Und nach dem



*Meilen*  
*Au bord du Lac de Zurich, du Côté d' L'orient, (contenant les Environs de l'Eglise*  
*dessiné d'après la Nature)*

Meilen um 1800 mit dem Freiheitsbaum. Das Gebäude mit Türmchen rechts der Kirche ist das Hotel Löwen, wo 1794 das Stäfner Memorial bereinigt wurde. Kupferstich von Heinrich Brupbacher (1758–1835).





Karte der Vogtei Küsnacht und Herrliberg von Johann Müller aus dem Jahre 1779.

Kappeler Krieg, in dem wiederum wie im Alten Zürichkrieg die Landschaft unter den Folgen der Kämpfe am meisten zu leiden hatte, kam es am See zu neuen Unruhen. Eine in Obermeilen tagende Volksversammlung formulierte die Wünsche der Landschaft, die vor allem darauf hinausliefen, dass ohne deren Wissen und Willen kein Krieg angefangen werden dürfe. Dies wurde im *Kappeler Brief* vom 3. Februar 1532 ausdrücklich zugestimmt, die Volksbefragung wurde damit eine Art verfassungsmässiges Recht.

Der Kappeler Brief steht am Ende der unruhigen Epoche, die mit dem Waldmann-Auflauf begonnen hatte. Formell hatte die Landschaft einige Zusicherungen erhalten; in der Praxis der folgenden Jahrzehnte setzte sich jedoch der Obrigkeitsstaat durch, und er festigte in den für unser Land ruhigen Zeiten des 17. Jahrhunderts seine Herrschaft. Weiterhin konzentrierte sich trotz zahlreichen autonomen Rechten der Landgemeinden die politische Willensbildung in der Stadt, deren regierende Schicht mit dem Zunftsystem auch die wirtschaftliche Macht in den Händen behielt.

### Soziale Umschichtung

So blieb es auch im ganzen 18. Jahrhundert, obwohl das wirtschaftliche und soziale Umfeld sich radikal änderte. Die beginnende *Industrialisierung* schuf neue Verhältnisse. Am stärksten betroffen davon war neben anderen Regionen des Kantons Zürich wiederum das Gebiet am rechten Seeufer. Die sozialen Strukturen wandelten sich, die Gemeinden waren nicht mehr dominiert von der Agrarwirtschaft. Eine neue kapitalkräftige Gesellschaftsschicht entstand,

die Fabrikanten, die sich durch das Zunftmonopol der Stadt beengt fühlten. Am rechten Seeufer wurden, dem Vorbild der Stadt entsprechend, *gelehrte Gesellschaften* gegründet, in denen die Ideen der neuen Zeit, die Schriften Voltaires, Rousseaus und der französischen Enzyklopädisten, diskutiert wurden und wo man aufmerksam die Ideen registrierte, die sich jenseits des Ozeans im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und der Entstehung der Vereinigten Staaten manifestierten.

Die Französische Revolution von 1789 lieferte neuen Zündstoff. Zu einer Explosion kam es wiederum in den Gemeinden am rechten Seeufer, in denen sich, wie der hier weilende *Goethe* in jener Zeit vermerkte, ein «höchster Grad von Kultur mit einer gewissen mässigen Wohlhabenheit» vereinte. In den gelehrten Gesellschaften, in denen neben den Fabrikanten die auf dem Land wohnenden Ärzte mit den Tonangaben, wurde vermehrt politisiert. Man erinnerte sich der alten überlieferten Rechte, die in den Waldmannischen Spruchbriefen und im Kappeler Brief den Vorfahren zugesichert worden waren, vor allem der Volksbefragungen und des Rechts, Petitionen einzureichen.

### Der Appell aus Stäfa

Aus dieser Stimmung heraus entstand 1794 das *Stäfner Memorial*, das, dem amerikanischen und französischen Vorbild folgend, eine *Konstitution* verlangte, eine geschriebene Verfassung also, die dem Landvolk die alten Freiheitsrechte gewährleisten sollte. Auf dieses Memorial, das an einer Versammlung im «Löwen» in *Meilen* am 11. November 1794 bereinigt wurde, re-



agierte die Zürcher Obrigkeit mit drastischen Massnahmen. Obwohl die Stimmung auf dem Lande erregt war, so glich sie doch keineswegs der rebellischen Atmosphäre zur Zeit Waldmanns. Den Gnädigen Herren in Zürich wurde der gebührende Respekt gezollt; auch waren sich die Seeleute gar nicht in allen Fragen einig. Die Schreckensherrschaft, in die die Französische Revolution gerade im Jahre 1794 ausgemündet hatte, machte viele nachdenklich und vorsichtig. Trotzdem wurden die Urheber des Memorials festgenommen und verbannt. Als kurz darauf das Original des Waldmannischen Spruchbriefes in der Fassung von 1525 neu entdeckt und vom See mit Nachdruck auf die darin enthaltenen Freiheitsrechte verwiesen wurde,

schickte die Stadt als Antwort 2000 Mann Truppen nach Stäfa, die den Ort am 5. Juli 1795 besetzten. Eine Reihe von Stäfner Bürgern, die sich in der Opposition gegen die Stadt besonders hervorgetan hatten, wurden nach Zürich gebracht und dort eingesperrt. Nur die Fürsprache besonnener Stadtbürger verhinderte Bluturteile. Aber wiederum wurden einige Personen zu schweren Haftstrafen – symbolisch sogar zum Tode – verurteilt, und der Gemeinde wurden schwere Bussen auferlegt.

Die durch den Stäfner Handel ausgelöste Erregung war der Anfang vom Ende des alten Zürich. Die Leute, die hinter den Forderungen des Memorials standen und sich «Patrioten» nannten, verlangten unentwegt die Rückgängigmachung der Urteile und die Rückzahlung der Kontributionen. Die Zürcher Regierung wich jedoch erst dem Druck der an der Schweizer Grenze aufmarschierten *französischen Armee*. Am 30. Januar 1798 wurden die Strafen aufgehoben, und die Gefangenen kehrten im Triumph nach Hause. Aber es war zu spät: Die revolutionäre Bewegung am See liess sich nicht mehr eindämmen. Angesichts des Zusammenbruchs der alten Ordnung in der westlichen Schweiz und des Einmarsches der Franzosen bildete sich in Küsnacht ein *Komitee*, das sich wie eine *Gegenregierung* gebärdete. Am 13. März 1798 trat die Zürcher Regierung ab; auch auf dem Münsterhof wurde ein *Freiheitsbaum* errichtet, nachdem bereits während der Stäfner Unruhen ein solcher in dieser Ortschaft aufgestellt worden war. Es war das Symbol des Triumphes der neuen Ideen über die alte Ordnung.

Die Stäfner Partei der «Patrioten» hatte gesiegt, freilich nur mit fremder Unterstützung. In dem von den Franzosen dem Lande aufgezwungenen helvetischen Einheitsstaat spielten zahlreiche Stäfner eine führende Rolle. Bald aber zeigte es sich, wie wenig stark die Bewegung im Volke verankert war. Die *Helvetik*, überschattet durch die Wirren von Krieg und Bürgerkrieg, endete schon nach fünf Jahren in der von Napoleon diktierten *Mediationsverfassung*, die zwar eine sinnvolle Symbiose von Alt und Neu war, aber doch weitgehend eine Restauration der Zustände von vor 1798 mit sich brachte. Weiter zurückgedrängt wurde der von den Stäfern anvisierte moderne Verfassungsstaat durch die nach 1815 einsetzende *Restauration*, die erneut die Herrschaft der städtischen Aristokratie über die Landschaft bestätigte.

## Späte Folgen

Ihren Durchbruch erreichten die konstitutionellen Ideen der Stäfner erst 1830. Zum Umsturz, der in die *Regeneration* und damit in die Schaffung eines modernen Verfassungsstaates hinüberleitete, gingen die Impulse wiederum vom See aus, wo die Erinnerung an die Geschehnisse von 1794/95 noch nicht verblasst war. In *Küsnacht* entstand das Memorial, das 1830 als Grundlage für die Forderungen des Ustertages diente, an dem der Anstoss zur Ausarbeitung einer Verfassung gegeben wurde, die auf dem Grundsatz der *Volkssouveränität* basierte und der Landschaft auch faktisch in dem neugeschaffenen Parlament, in das es doppelt so viele Abgeordnete entsenden konnte wie die Stadt, ein Übergewicht verschaffte.

Es wäre wohl zu vereinfachend, eine direkte Linie vom Waldmannischen Aufruf bis zur Entstehung der heutigen zürcherischen Staatsform zu ziehen. Die noch vom Geist des Mittelalters geprägten Menschen, die 1489 randalierend vor die Stadt zogen und den Tyrannen stürzten, haben wenig gemein mit den von aufklärerischen und humanistischen Ideen beseelten Leuten des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Es ist aber doch wohl mehr als nur Zufall, dass beide Bewegungen von den *Gemeinden des rechten Seeufers* ausgingen. Hier hatte schon jeher eine Bevölkerung gelebt, die wachen Geistes war und entscheidende Akzente zu setzen vermochte. Sie haben das Geschick des Kantons Zürich massgebend mitgestaltet.

Alfred Cattani



# Kulturzirkel am Zürichsee

Von Prof. Hans Guggenbühl, Meilen

Städte gelten allgemein als Kulturzentren. Setzt man den Begriff «Kultur» aber in Beziehung zur Landschaft und spricht von «ländlicher Kultur», so denkt man unwillkürlich an Jodlerklänge und Bauernmalerei. Was gibt es mehr?

Am rechten Zürichseeufer vieles. Geschichte und Tradition wirkten hier dahin, dass sich der Bauer dem Städter gegenüber nie unterlegen fühlte, und das schon zu Zeiten Hans Waldmanns, dessen Hochmut sich an einer der ersten kräftigen Gegenreaktionen der durch blühende Kulturen reich gewordenen Landschaft brach. Mehr als dreihundert Jahre später kam es zu einem neuen Akt bäuerlichen Selbstverständnisses, und dabei zeigte sich bereits die eigenartige und für die ganze Gegend charakteristische Ver-



1895 wurde in Erinnerung an den Stäfner Handel hundert Jahre zuvor am Seeufer in Stäfa das Patriotendenkmal errichtet.

quickung von Kultur und politischem Anspruch.

## Stäfas erste Lesegesellschaft von 1793

In Stäfa war im Jahre 1793 die erste Lesegesellschaft dieser Gemeinde gegründet worden. Es waren vor allem *Handwerker*, ergänzt durch Vertreter der ländlichen Intelligenz, die sich zu gemeinsamer Lektüre zusammenfanden und weiteren Bevölkerungsschichten die Freude am Buch glaubten erschliessen zu können. Eine jedermann zugängliche Bibliothek sollte gegrün-

det werden. Die Ideen zu solchem Wirken bezogen die Initianten aus der *Aufklärung*, besonders ihrer in Frankreich gelebten Spielart, und aus dem dadurch gewonnenen Glauben an die *Bildungsfähigkeit des Menschen* als eines gottähnlichen Geschöpfes. Erste Lesegesellschaften waren schon in Basel um 1787, in Bern um 1791 gegründet worden, Wädenswil folgte als erstes Zürichseedorf um 1790, und dann war die Reihe bereits an Stäfa. Die Lektüre dieser Lesegruppen war von allem Anfang an weitgefächert, umfasste zum mindesten deutsches und französisches Kulturgut und liess sich auch durch den schweizerischen Sensegraben nicht begrenzen. Es wurde jede Art schöngeistiger Literatur verschlungen, von den Schweizern waren Bodmer und Breitinger Trumpf, aber auch Albrecht von Haller als einer der ersten Verkünder der Alpenschönheit und der Idyllendichter Salomon Gessner. Hafner Neeracher, wohl der ideenreichste Vertreter des Stäfner Vereins, der sich im Stäfnerhandel denn auch als idealistischer Feuerkopf hervortat, schwärmte geradezu von Gessners mit griechischem Firnis belegten Naturbildern aus Zürichs Nachbarschaft. Neben dieser schöngeistigen Literatur war es aber auch die *politische*, an der sich die Gemüter erhitzen, und das brachte dann auch die Wende.

Der unglückliche Ausgang des *Stäfnerhandels* im Jahre 1795 bedeutete bereits das Ende des ersten Stäfner Lesevereins. Das durch ihn entstandene *Memorial* mit seinen vergleichsweise bescheidenen, angesichts der Machtverhältnisse aber doch utopischen Forderungen führte zu einem bösen Rachefeldzug der verunsicherten Stadtregierung, zu Einkerkierungen und Vermögenseinzug und damit nicht nur zu einem Fiasko für die Vereinsmitglieder, sondern für das gesamte kulturelle Leben in Stäfa. Die entscheidende Versammlung hatte freilich nicht in Stäfa stattgefunden, sondern im «Löwen» in Meilen, und so kam auch diese Gemeinde in den Nachruhm der Teilnahme. Es ist aber bezeichnend, dass das immer etwas ruhigere Meilen, im Gegensatz zu den politisch lebendigsten Gemeinden am rechten Seeufer, nämlich Stäfa und Küsnacht, zwar den Ort der Versammlung stellte, sich aber sonst eher aus der Sache hielt. Bis heute bevorzugt Meilen, obwohl Bezirkshauptort mit beherrschender Lage zwischen Zürich und Rapperswil, eine auffällig *bedächtige Gangart*, was sich auch in der lange verzögerten baulichen Entwicklung zu erkennen gibt.

## Die Neugründungen nach den Wirren der Revolution

Erst nach den Wirren der Revolution kam es zu Wieder- und Neugründungen von Lesegesellschaften in mehreren Gemeinden an beiden Seeufern. Von ihrer Bedeutung her drängt sich eine Beschränkung auf die Gemeinden *Stäfa, Meilen und Küsnacht* auf, wobei sich die Entwicklung in jedem Fall anders abspielte.

In Stäfa dauerte es nach dem Debakel von 1795 ganze 24 Jahre bis zur Gründung der neuen, bis heute tätigen Lesegesellschaft, der 1849 Meilen mit seiner «Mittwochgesellschaft» folgte. Auch dies ursprünglich eine klassische Lesegesellschaft, der sich zeitweilig kein Geringerer





Die Bibliothek im Landgut Mariafeld in Meilen, wo sich zur Zeit von François (1811–1896) und Eliza Wille die berühmte «Tafelrunde» traf mit den Dichtern Georg Herwegh, Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer, den Komponisten Franz Liszt, Richard Wagner, dem Architekten Gottfried Semper, den Historikern Theodor Mommsen, Gottfried Kinkel und den Ehepaaren Wesendonck und Plater.

als Dr. François Wille in Mariafeld als Präsident zur Verfügung stellte. In Stäfa betätigte sich die neuerstandene Gesellschaft, jetzt vorwiegend von Vertretern des gehobenen Bürgerturns, darunter auch einem erst sechzehnjährigen Burschen, ins Leben gerufen, bald wieder politisch. Ihre grosse Stunde schlug mit dem *Küsnachter Memorial von 1830* und den dadurch ausgelösten Ereignissen von Uster, die zum Sturz der konservativen Regierung in Zürich führten. Auch hier zeigt sich wieder die Übereinstimmung zwischen den beiden Gemeinden, welche den rebellischen Stolz der Seebuben in politisches Kapital ummünzten, während andere Gemeinden zwar Sympathie, aber wenig Entschlusskraft bezeugten. Im Gegensatz aber zu Stäfa entwickelte sich in Küsnacht der Mut zur Tat weniger in Vereinen als in persönli-



Die kulturellen Gesellschaften pflegten die pietätvolle Erinnerung an bedeutende Bewohner und Besucher, hier die Goethe-Gedenktafel an der «Alten Krone» in Stäfa, dem einstigen Wohnhaus von Goethes Freund Heinrich Meyer.

chen Freundschaften der Männer um Ludwig Snell.

Längst waren die Lesezirkel über sich selber hinausgewachsen. Sie sahen ihre Arbeit nun nicht mehr bloss im Lesen und Lesenlassen, sondern verfolgten und verwirklichten ganze *Kulturprogramme*. In Stäfa wurde eine Fortbildungsschule gefordert, in Meilen eine Sparkasse gegründet. Hier wurde auch der Verkehr aktiv gefördert, über Schifffahrtslinien und Bahnverbindungen diskutiert und eine Telefonstation eingerichtet. Betreffend Hygiene und Sport regte man in Meilen den Kauf eines Leichen- und eines Krankenwagens an und rief nach Badeanstalten, und ebenso ging die 1844 in Stäfa eröffnete Badeanstalt auf eine Initiative der Lesegesellschaft zurück. Dabei wirkte die aus der Aufklärung stammende *Naturbegeisterung* ebenso nach wie die Lehre des deutschen Turnvaters Jahn, der körperliche Ertüchtigung als patriotische Tat ansah, und nicht zuletzt gaben sich darin humanistische Zielsetzungen zu erkennen. Die antike Weisheit vom «gesunden Geist im gesunden Körper» kam zu neuen Ehren.

#### Dorfchroniken und Ortsmuseen

Beide Gesellschaften pflegten auch die pietätvolle Erinnerung an bedeutende Bewohner oder Besucher. So ist die Stäfner Gesellschaft für eine Goethe-Gedenktafel und das bekannte Patriotendenkmal am See mit der sich von Fesseln befreienden Kraftfigur verantwortlich. Meilen dagegen stiftete eine Gedenktafel für C. F. Meyer und eine für den grossen Naturwissenschaftler Lorenz Oken an dessen Lieblingsplatz auf dem Pfannenstiel. Schon früh nahm man auch an beiden Orten die Erstellung einer *Dorfchronik* in Aussicht und die Errichtung von *Ortsmuseen*, was alles heute bereits Wirklichkeit geworden ist, wie auch in Küsnacht, wo Chronik und Ortsmuseum mehr als hundert Jahre jüngeren «Kulturellen Vereini-



gung» zu verdanken sind. In Stäfa kam noch die 1844 erfolgte Gründung eines *Wochenblattes* hinzu, das sich im Lauf der Jahre zu einer hochrangigen und am ganzen Zürichsee verbreiteten Tageszeitung entwickelte.

*Küsnacht*, von wo vereinzelte Rebbauern noch bis in den Zweiten Weltkrieg hinein mit ihren Traubenkarren den Zürcher Markt zu Fuss anstrebten, verfügte schon immer über ein ausgeprägtes kulturelles Bewusstsein. Zur Gründung einer den Lesezirkeln ähnlichen Vereinigung kam es indessen erst im Jahre 1955. Schon vorher hatte es hier Vereine gegeben, die sich der Kulturpflege annahmen, etwa den liberal gesinnten «Jungschweizer-Verein» oder die nazistisch angehauchte «Vereinigung zur Förderung kulturellen Lebens», aber zu einer repräsentativen Gruppierung kam es erst jetzt. Bezeichnend für Küsnacht war, dass sich hier die honorigsten Bürger zusammentaten, allen voran der Nervenarzt *Dr. Theodor Brunner* und der ihm eng befreundete Historiker *Prof. Gottfried Guggenbühl*, die in ihren späteren Jahren, durch Ansehen und politisches Gewicht bestärkt, eng mit den Gemeindebehörden zusammenarbeiteten. Ein ebenso enges Zusammenwirken zwischen Kultur und Politik bezeugt auch Stäfa, wo der einstige Chronist und der heutige Gemeindepräsident in *Dr. Hans Frey* ein und dieselbe Person sind.

#### Lebensnotwendige Nähe pflegen

Die Frage stellt sich freilich nach der Bedeutung dieser Gesellschaften in der Gegenwart. Die meisten sind entstanden in einer Zeit der Medienarmut und einer von der Technik noch nicht terrorisierten Gesellschaft. Die Nächte waren lang, die Nachrichten spärlich, die Unterhaltungsmöglichkeiten gering, die Stadt mit ihrem Kulturangebot nur schwer erreichbar. Heute hat sich alles gewandelt, und doch blühen die örtlichen Kulturgemeinschaften weiter. Musikveranstaltungen und literarische Darbietungen bringen volle Säle, und Periodika wie die *«Küsnachter Jahresblätter»* oder die *«Meile-*



Tafel für C. F. Meyer in der Meilemer Seeuferanlage.

*ner Heimatbücher*», seit langem Fundgruben kulturellen Eigenlebens, finden mühelos Absatz. Das Angebot wird nur dort nicht benützt, wo es dem Bedürfnis nicht entspricht oder schlecht propagiert wird. Erhalten die Kulturträger aber neue Impulse, wie etwa die Meilener *«Mittwochsgesellschaft»* durch eine auch politisch versierte Managerpersönlichkeit an der Spitze, steigen die Mitgliederzahlen sprunghaft in die Höhe. Vielleicht wirkt heute auch die vielberufene Nostalgiewelle beflügelnd.

Wie will man sie erklären? In einer Welt, in der sich der Mensch zunehmend selber fremd wird, sucht er Schutz und Verständnis im engen Kreis, der für ihn noch erlebbar ist. Angesichts weltweit verbreiteter Probleme, die nach der namenlosen Technik schreien, und im Zeichen von Reiseprogrammen, die staunende Kleinbürger von Pol zu Pol führen, dürfte der *gesicherte Bereich der Heimat* wieder an Bedeutung gewinnen. Ein Max Frisch tut sich seit Jahren schwer mit dem Begriff «Vaterland», aber der grosse Dramatiker Grillparzer trifft die Sache weit besser mit dem Bekenntnis, dass die wahre Liebe den nahen Gegenstand liebt. Chance und Berechtigung aller Kulturpflege liegen eben nicht darin, Nostalgie um ihrer selbst willen zu treiben, sondern die lebensnotwendige Nähe zu pflegen – und das hat man in den Gemeinden am Zürichsee längst erkannt.

## Rodolphe Deville, Werber und Kreateur, Zumikon

Er braucht als Verteter eines so «toughen» Gewerbes, der Werbung, auffallend oft das Wort «kontemplativ» – beschaulich, besinnlich. Nun, Werbung ist auch eine sehr kreative Sache, die ihre schöpferischen Quellen braucht, und der Zumiker Rodolphe Deville ist einer ihrer kreativen Vertreter, ein träumerischer und verspielter Mensch dazu, wie einem scheint. Als professioneller «Verkäufer», der er als Werber ja ist, verkauft er sich selbst im Gespräch mit bemerkenswerter Zurückhaltung. Er ist fast wortkarg; Äusserungen über seine Erfolge, als Mitinhaber der Werbeagentur Wiener und Deville, als Designer und Kreateur, muss man ihm beinahe abklauben. Man glaubt ihm ohne weiteres, dass es ihn einige Mühe gekostet hat, selber für ein Produkt zu posieren, so selbstbewusst einem der Mann auch von den doppelseitigen Inseraten entgegenschaut, die seit einigen Wo-

chen für die Herrenkosmetik-Linie «Rodolphe Deville» werben. Er habe vor den Aufnahmen drei Wochen lang vegetarisch gelebt, geflucht, sich geschworen: Nie wieder! Doch führte für das gewählte Werbeziel, die «Personifizierung» des Produktes, kein Weg an dieser Selbstdarstellung vorbei. Das Publikum sollte erfahren: Rodolphe Deville, das ist nicht nur ein Produktname – den gibt's.

Und was so unschweizerisch unbescheiden klingt und tatsächlich eher wie eine Produktebezeichnung anmutet, ist denn auch durchaus der richtige Name des gebürtigen Genfers, der 1932 in Paris geboren wurde, bis sechsjährig in Paris aufwuchs und die restliche Jugendzeit in Luzern verbrachte. In den Umgang mit Farben und Formen führte ihn sein Vater ein. Dieser hätte in seiner Jugend gern Dekorateur gelernt, wick auf Geheiss aber auf etwas «Anständigeres» aus



und wurde Retoucheur. Für die Ambitionen des Sohns, der Grafiker werden wollte, hatte er alles Verständnis, obwohl der Beruf damals noch als leicht anrühlich, mindestens als brotlos galt.

Nach der Ausbildung arbeitete Deville zunächst fünf Jahre als selbständiger Grafiker in Zürich. 1960 gründete er mit Max Wiener die Werbeagentur Wiener und Deville, die aus kleinsten Anfängen zu einem Unternehmen mit über 50 Mitarbeitern angewachsen war, ehe sie 1980 an die amerikanische Agentur Doyle Dane Bernbach verkauft wurde. Wiener und Deville galt als «hot shop», war gut für aufsehenerregende Werbung. Ihre freche und aggressive, letztlich aber auch schöne «Anti-Gauloises»-Werbung für die Primeros-Zigaretten aus den sechziger Jahren beispielsweise ist einem weit lebhafter in Erinnerung als das Produkt selber (das es immerhin noch gibt): Vogelschatten huschten über einen nackten Busen oder schwebten im Rauch mit, der lasziven Frauenlippen entströmte. Das Schattenmotiv fand sich später in der Werbung für die Bally-Schuhe wieder.

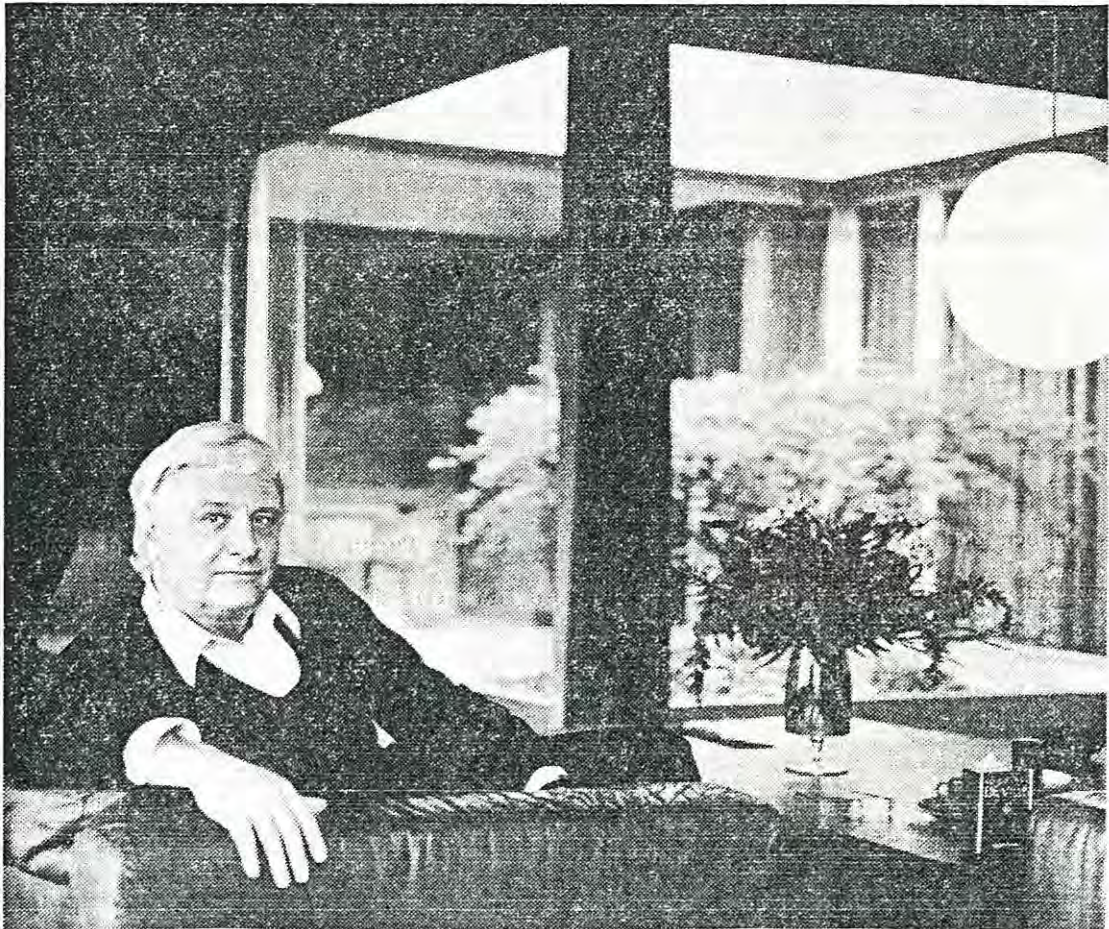
1970 schuf Deville zusammen mit einem Pharma- und Kosmetikerhersteller (und selbstverständlich unter Beizug eines Duftkreateurs aus Grasse), die Herrenlinie «Rodolphe Deville». Er hatte sich, von Werbebudgets her bereits mit Kosmetik vertraut, daran gestossen, dass es keine halbwegs zahlbare Herrenlinie gab. Damals waren erst teure amerikanische und französische Produkte auf dem Markt. Als Name für die Neuschöpfung fiel ihm, wie er sagt, kein besserer ein.

Letztes Jahr stiess zur Herrenlinie das Damenparfum «Madame Deville»; die Produktion

auf Accessoires auszuweiten ist derzeit noch Projekt, noch «Traum». Die «Rodolphe-Déville»-Linie hat sich gut etabliert. Doch ist Deville auch seit seinem Austritt aus der Agentur Doyle Dane Bernbach, der er nach dem Verkauf von Wiener und Deville noch bis 1984 angehört hatte, ein Werber geblieben. Er betreibt in Zürich eine kleine Agentur, ausschliesslich mit Freelances. «Nichts Grosses mehr», sagt er. Mit 50, 60 Leuten möchte er nicht mehr arbeiten. «Vielleicht eine Frage des Alters.»

«Kontemplativ» ist auch Devilles Haus im Zumiker Tobel, in dem er mit seiner Frau und den drei halbwüchsigen Kindern, zwei Söhnen und einer Tochter, lebt. Von aussen eine abwesende Betonburg, innen eine halbschattige Zuflucht vor der Welt, ineinanderfliessende schöne Räume, mittendrin ein Baum, der im Tageslicht wächst und sich den Hausbewohnern durch Glas zeigt. Bilder und Objekte weisen auf Devilles einsame Beschäftigung in einem separaten Atelier «weit draussen im Wald» hin, wo er sich malerischen und plastischen Experimenten hingibt. Rodolphe Deville hat unter anderem den Zumiker Dorfbrunnen geschaffen. Über ihn spricht er nicht gern. Nicht weil der Brunnen manchen Leuten nicht gefiel («das ist ihr gutes Recht») und er schliesslich entfernt wurde, sondern weil um die ganze Geschichte ein Kesseltreiben angerichtet worden sei, das selbst seine Kinder in der Schule nicht unbehelligt gelassen habe.

Beim Verabschieden erwähnt Deville beiläufig seine Hühner. Hühner? Ja, er habe Hühner im Garten. Wir fragen uns, was uns der – irgendwie sybillinisch redefaule Mann wohl sonst noch alles verschwiegen hat.



Rodolphe Deville



## Rolf Knie, alt Zirkusdirektor, Jona

Wäre es Winter, so sähe man auf den Zürichsee, aber jetzt verdeckt das Laub der Bäume die Sicht. Das Haus von Rolf und Tina Knie steht in Jona am Lenggiser Hang. Fast scheint einem, als tue es Rolf Knie ein wenig leid, dass er nicht mehr auf Rapperswiler Boden wohnt, ist die Knie-Dynastie doch seit Anfang Jahrhundert in Rapperswil verwurzelt – seit die vierte Generation der Artistenfamilie dort die damals freiwerdende Stallung des Gotthard-Postkutschenbetriebs erwarb und zehn Jahre später den Schweizer National-Circus mit Sitz in Rapperswil gründete. Doch hat es auch seine Vorzüge, nicht in der vom Durchgangsverkehr geplagten Stadt zu wohnen. Und weit hat Rolf Knie nicht zum Knie-Kinderzoo, dessen Leiter er ist, seit er sich vor fünf Jahren aus dem aktiven Zirkusleben zurückgezogen hat und die Leitung des Unternehmens in die Hände der sechsten Generation, darunter seine Söhne Louis und Franco, übergegangen ist. Noch ist Rolf Knie aber im Verwaltungsrat der Knie AG und Verwaltungsratspräsident der Liegenschaftengesellschaft. Und er redet, wie er sagt, «den Jungen gern drein».

Es ist unschwer auszumachen, wem Rolf Knies Liebe galt und noch gilt. *Elefanten* aller Art und Herkunft zieren die Wohnwand im Salon des Hauses, das geräumig, doch keineswegs überaus gross ist («wir haben es nur noch für uns zwei gebaut»), immerhin aber über ein kleines Hallenschwimmbad verfügt. 35 Jahre lang hat Rolf Knie Elefanten dressiert und sich als Nachfolger seines Onkels Karl mehrere Auszeichnungen erworben. Jetzt setzt sein Sohn Louis die Familientradition der Elefantendressur fort.

Mit Tieren zu arbeiten, herumzureisen, zu improvisieren, mit Menschen und für die Menschen zu wirken ist das einzige, was für Rolf Knie als Lebensaufgabe denkbar war. Fragt man den emeritierten Zirkusdirektor, was wohl aus ihm geworden wäre, wäre er nicht in eine Zirkusfamilie hineingeboren worden, so sagt er: Zirkusdirektor. Freilich sei das Gewerbe härter geworden, der Stress in dem Unternehmen, das in der Saison bis zu 250 Angestellte beschäftigt, grösser als früher, die Nähe zum Publikum geringer. Nach dem Krieg hätten sich die Leute noch gesorgt, ob der Zirkus Knie genug Futter für die Tiere habe, und Brot und Zucker geschickt. Heute seien die Leute oberflächlicher geworden und – wohl wegen der Unzahl anderer Ablenkungen – manchmal nur schwer noch zufriedenzustellen.

Wie fühlt sich ein Mann, der sich nach Jahrzehnten des Nomadentums – Rolf Knie war es auch, der für den Zirkus in der Welt herumrei-

ste und dort Tiere einkaufte und Artisten anwarb – plötzlich als Sesshafter wiederfindet? Nun, er fühlt sich gut. Obwohl fern davon, sich als «Rentner» zu wähnen (er wird im November 65 Jahre alt), geniesst er die Stille des Hauses. Die Arbeit im Kinderzoo, immerhin auch ein Unternehmen mit 22 Angestellten, empfindet er als Erholung nach der ständigen Anspannung, ob die Premiere, das nächste Gastspiel gelinge, das Auf- und Abbauen des Zeltes reibungslos klappe. Erst jetzt habe er bemerkt, wie schön Rapperswil sei; bisher hat er es nur winterlich gekannt. Auch habe er, (sichtlich) ein Feinschmecker, die vielen guten Restaurants am Zürichsee entdeckt.

Ob er nun auch vermehrt fische und jage? Nein. Die beiden in früheren Zeitungsinterviews stets als seine Hobbies genannten Beschäftigungen waren für Rolf Knie mehr Pflicht als Lust. Sein Onkel Karl, ein Fischer und Jäger, wollte auch in seinen Passionen einen Nachfolger haben, und Gehorsam war in der Familie Knie stets grossgeschrieben. Jetzt hat sich Rolf Knie von der Pflicht aber befreit. Eher trifft man ihn nun mit dem Motorboot auf dem See.

Auch für Tina Knie, Rolfs Frau, hat sich das Leben verändert. Sie hatte 28 Jahre lang an der Zirkuskasse gearbeitet, das Nomadentum also voll und ganz geteilt. Rolf hatte die hübsche Laborantin aus Mailand kennengelernt, als sie ihre mit einem Knie-Artisten verheiratete Schwester besuchte. Sie gefiel ihm, und da er zudem der Meinung war, Italienerinnen seien besonders gute Köchinnen und besonders gute Mütter, heiratete er sie. Er hat seine Meinung nie revidieren müssen.

Im Keller des Hauses, in der für die häufigen Besuche der Kinder eingerichteten «Fondue-Stube», bewahren Rolf und Tina Knie eine Sammlung besonderer Art auf. Betritt man den Raum über das Raubtierfell, das davorliegt – zu Lebzeiten Jaguar «Prinz» –, schaut einem, scheint es, die versammelte Weltprominenz entgegen. Hunderte von Porträts: Rolf Knie mit Cary Grant, mit Ingrid Bergman, mit dem Fürstenpaar von Monaco, mit General Guisan, Audrey Hepburn, viele Male mit Charlie Chaplin, einem engen Freund der Knies, und – ein Photo neueren Datums – mit Larry Hagman, J. R. aus «Dallas». Inmitten all der hundert grossen Namen fehlt aber Rosa nicht, Rolf Knies Lieblingselefant. Und an der Wand gegenüber findet sich noch ein Zeichen von *Tinas* Heimatverbundenheit, ein grosses Bild der *squadra azzurra*, der italienischen Fussball-Nationalmannschaft.



## Leute von der Goldküste



*Rolf und Tina Knie*



## Neues Begegnungszentrum in Zumikon

Die erste Erwähnung von Zumikon findet sich in einer Urkunde aus dem Jahre 946, in der die Höfe von Zumminga (Zumikon), Waltilinchova (Waltikon), Cozzinchova (Gössikon) genannt sind. Wann aber unsere Gegend wirklich erstmals besiedelt wurde, ist mit keiner Urkunde zu belegen. Vereinzelt Gräberfunde bei Zumikon und auf der Forch weisen auf frühe alemannische Siedlungen hin. Am gleichen Ort wie die heutige reformierte Kirche stand einst die im Jahre 1271 eingeweihte *Apollinariskapelle*. Apollinaris war ein Begleiter des Apostels Petrus, dessen Attribut zwei Schlüssel sind. Auf diese Weise kamen die beiden weissen Schlüssel in das blaue Zumiker Wappen.

Zumikon war bis vor wenigen Jahrzehnten eine bevölkerungsmässig sehr kleine und arme Gemeinde. Das Zumiker Markenzeichen war aber schon immer eine stark ausgeprägte *Eigenständigkeit*. So stimmte Zumikon als einzige Gemeinde des Bezirkes Meilen im Jahre 1831 der Zürcher Staatsverfassung zu. Im Jahre 1848 hingegen lehnte sie als einzige der damals 190 Zürcher Gemeinden die Schweizerische Bundesverfassung aus Furcht vor «zu grossen Kosten und vor zu viel Gewalt» ab. Im Jahre 1934 widersetzte sich der Zumiker Gemeinderat erfolgreich dem Wunsch des Zürcher Regierungsrates nach Bevormundung des weltweit bekannten Zumiker Friedensapostels Max Dätwyler, der dieses Jahr seinen 100. Geburtstag feiern könnte.

Die Entwicklung Zumikons vom Bauerndorf zu der dank schöner und stadtnaher Wohnlage bevorzugten Wohngemeinde setzte nach dem Zweiten Weltkrieg sehr vehement ein. Zwischen 1950 und 1970 verdreifachte sich die Einwohnerzahl, heute leben auf dem 547 Hektaren grossen Gemeindegebiet rund 4600 Einwohner. Während einer ausserordentlich intensiven Planungs-, Bau- und Investitionsphase in den Jahren 1972 bis 1984 konnte Zumikon seine grossen Infrastrukturaufgaben einer Lösung zuführen. Durch die Realisierung eines 1,8 Kilometer langen Tunnels für die Forchbahn und die Absenkung der Dorfstrasse im Zentrumsbereich wurde die folgenschwere Zerschneidung des Dorfes aufgehoben, und der Weg war frei für

die Verwirklichung des *verkehrsreichen Dorfplatzes*. Nach Fertigstellung der umfangreichen Arbeiten für den Bahn- und Strassentunnel in den Jahren 1976 und 1977 wurde die oberirdische Realisierung des Dorfkerns in Angriff genommen. Heute verfügt Zumikon über ein leistungsfähiges und attraktives Dorfzentrum als lebendigen Mittelpunkt der Gemeinde mit Einkaufsmöglichkeiten, Restaurant, Post, Gemeindehaus, Forchbahnstation, Gemeindebibliothek, Gemeindesaal, Jugend- und Freizeitzentrum, Kirchgemeindehaus, Kinderspielplätzen, Kinderkrippe und Kindergarten. Die neuen Möglichkeiten werden von der Bevölkerung und den Vereinen rege benützt. Die zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten sind lange Zeit vorher schon ausgebucht; der Monatsmarkt auf dem Dorfplatz ist jedesmal eine Attraktion.

Die für die Infrastrukturaufgaben erforderlichen Investitionen wurden noch rechtzeitig vorgenommen. Der finanzielle Spielraum unserer Gemeinde – der Steuerfuss für die Politische Gemeinde und die Schulgemeinde beträgt 95 Prozent – ist durch die Annahme des Lastenausgleichsgesetzes vom 2. Dezember 1984 klein geworden.

Selbstverständlich harren immer noch *einige Probleme* ihrer Lösung. So muss die Kläranlage ausgebaut und zusammen mit den Nachbargemeinden eine Kompostieranlage verwirklicht werden, damit verrottbares Material nicht verrottet, sondern unserer Erde als Kompost wieder zurückgegeben wird. Damit kann auch wirksam der immer grösser werdenden Kehrichtlawine entgegengetreten werden. Im weiteren setzt sich der Gemeinderat gegenwärtig sehr intensiv dafür ein, das noch vorhandene Gewerbezone land der Baureife zuzuführen, damit es dann unserem leistungsfähigen und eigenständigen Gewerbe als notwendige Landreserve zur Verfügung gestellt werden kann.

Bekannt wurde Zumikon durch die Wahl unserer Gemeindepräsidentin am 2. Oktober 1984 in den Bundesrat. Wir freuen uns, dass Frau Bundesrätin *Elisabeth Kopp* weiterhin in Zumikon wohnt und sich bei uns auch daheim fühlt.

Gemeindepräsident Felix Müller



Der neue Zumiker Dorfplatz.



## Die Gemeinden aus der Sicht ihrer Präsidenten

### Ausgebaute Infrastruktur in Herrliberg

Bis weit ins zwanzigste Jahrhundert hinein war Herrliberg fast ausschliesslich Bauern- und Gewerblergemeinde. Noch heute sind fünf Sechstel des knapp neun Quadratkilometer



Die «Kittenmühle», nach turbulenter Vergangenheit heute wieder Landgasthof an der Gemeindegrenze Erlenbach/Herrliberg.

grossen Gemeindegebiets nicht überbaut, und es gibt dreissig hauptberufliche Landwirte. In den Nachkriegsjahren setzte jedoch eine rege bauliche Entwicklung ein. An den terrassierten Süd-

hängen gegen den See, wo früher emsig Rebbau betrieben wurde, entstanden nach und nach Einfamilienhausquartiere. Stadtnähe und günstiger Steuerfuss förderten die Nachfrage nach Land in Herrliberg und trieben angesichts des quantitativ bescheidenen Angebots die Preise in die Höhe.

Dass eigentliche Industriebetriebe bei uns ganz fehlen, wurde früher aus wirtschaftlichen Gründen bedauert. Heute wird das mit Blick auf die Wohnqualität eher als Vorteil gewertet. Der Mangel an industriellen Arbeitsplätzen führte allerdings dazu, dass viele Herrliberger ihrem Erwerb *auswärts nachgehen* müssen: Von 2000 Erwerbstätigen arbeiten nur 600 im Dorf. Viele pendeln nach Zürich und benützen die im Takt zirkulierende Bahn, die mit dem «Herrlibus», als dorfinternem Verkehrsmittel, erreicht werden kann.

Wie andere Gemeinden der Agglomeration Zürich ist Herrliberg darauf bedacht, durch *kulturelle Aktivitäten* und ein reges *Vereinsleben* die Schlafgängermentalität zu bekämpfen. Ich glaube, dass dies bisher gut gelungen ist. Dabei kommen uns übersichtliche, dörfliche Verhältnisse entgegen. Herrliberg zählt seit einigen Jahren um die *4500 Einwohner*. Man kennt einander und sagt sich noch «Grüezi».

In der *Vogtei* verfügt die Gemeinde über ein ideales Begegnungszentrum mit Restaurant, Sälen und Gemeinschaftsräumen aller Art. Der Zehntensaal ist auch das Zentrum des politischen Lebens, werden dort doch die Gemeindeversammlungen und andere öffentliche Veranstaltungen durchgeführt.

Nachdem sich die Herrliberger letztes Jahr bei der Ortsplanung für ein sehr dosiertes Wachstum ausgesprochen haben, darf die Infrastruktur der Politischen, der Schul- und der Kirchgemeinden von Herrliberg heute als weitgehend ausgebaut betrachtet werden. Die Anstrengungen der Behörden konzentrieren sich derzeit noch auf zwei grössere Vorhaben, nämlich auf ein Altersheim mit Pflegestation und eine Sporthalle. *Gemeindepräsident Fredy Fischer*

## Dame Gwyneth Jones, Opernsängerin, Küsnacht

Für Dame Gwyneth ist die Welt klein geworden. Ein Blick auf ihren Terminkalender sagt einem, warum. Beispielsweise vergangener April: 1. und 5. «Rosenkavalier» an der Metropolitan Opera in New York; am 12. «Tristan und Isolde» in Tokio, am 14. gleichenorts ein Liederabend; am 21. Gala aus Anlass des Geburtstages der englischen Königin in London; am 23. «Salome» in München, am 28. Liederabend in Paris. Die letzten beiden Monate waren vergleichbar, alle weiteren bis Ende Jahr sind es auch. Man hätte in ihrem Haus in Küsnacht eine abgekämpfte Frau anzutreffen erwartet. Man traf eine lebenswürdige und ausgeruht wirkende Frau, die sich alle Zeit nahm, einem mit ihrer schönen Sprechstimme und weichem englischem Akzent ihr Leben zu erzählen.

Gwyneth Jones wurde als Tochter eines Ingenieurs im Kohlenminenstädtchen Pontnewnydd in Wales geboren, im «Land der Lieder». Jeder singe dort, sagt sie, in Männerchören, Frauenchören, Kinderchören, Kirchenchören; wenn die Männer in den Pubs sängen, sängen sie stets ohne vorheriges Üben als harmonischer Chor. Warum hätte also nicht auch Gwyneth singen sollen? Sie sang an Schülerfesten, Kirchenfesten, Erntedankfesten. Als sie – noch lange ein Kind – zum erstenmal eine Solopartie zu singen hatte, riet ihr eine erfahrenere Freundin, nur bloss am Publikum vorbeizuschauen, um nicht vor Lampenfieber tot umzufallen. Gwyneth schaute aber lieber geradewegs ins Publikum, sie fand es erregend. Sie sang an *ei-steddfodau*, den in Wales traditionellen Gesangswettbewerben, gewann Preise und schliesslich ein Stipendium für ein Studium am Royal College of Music.

Ihr Vater starb, eine Stunde bevor sie von dem Stipendium erfuhr, an Krebs. Die Mutter

hatte sie schon als Dreijährige verloren. So schlug sich Gwyneth während der vier Jahre Studienzeit in London, um sich über Wasser zu halten, als Teilzeitsekretärin durch – nun kamen ihr die zuvor als Sekretärin in einem walisischen Stahlwerk erworbenen Fertigkeiten zustatten – und als Kellnerin in einer Milchbar in der Baker Street. Am Ende ihres Studiums hatte sie alle Preise gewonnen, die es zu gewinnen gab, darunter den ihr von der Königinmutter überreichten Opernpreis.

1961 gewann sie das Boise-Foundation-Stipendium, das sie ans Opernstudio nach Zürich brachte. Zusätzlich nahm sie an den Wochenenden Unterricht bei Maria Carpi in Genf. Hortense Anda-Bührle, «eine der wunderbarsten Frauen», unterstützte die Studentin, liess sie bei sich wohnen. Ohne sie, sagt Gwyneth Jones, hätte sie es mit dem 500-Pfund-Stipendium «nicht geschafft». Eine Aufführung der Opernstudio-Schüler am Neumarkt-Theater trug ihr Angebote mehrerer Opernhäuser ein, darunter eines vom Opernhaus Zürich. 1962, in den Juni-Festwochen, hatte sie mit der Annina im «Rosenkavalier», ihrem damaligen Fach gemäss eine Mezzosopran-Partie, hier ihr Operndébut. Mitten in der ersten Saison bemerkte Nello Santi, dass Gwyneths Stimme über den Mezzosopran hinauswollte, und liess sie erstmals im «Maskenball» statt der Ulrica die Sopranpartie der Amelia singen. Sie blieb Sopranistin – und musste alles, was sie bisher einstudiert hatte, «vergessen»: ein ganz neues Repertoire war zu erarbeiten.

In ihre zweite Saison im Royal Opera House Covent Garden in London – und in ihre dritte insgesamt – fielen zwei entscheidende Ereignisse. Gwyneth Jones sprang für Régine Crespin als Leonore in «Fidelio» ein und wenig später für die erkrankte Leontyne Price als Leonora in





Dame Gwyneth Jones

«Trovatore». Bilderbuchhaft über Nacht wurde die schöne Gwyneth Jones, eben 28jährig geworden, mit diesen beiden Rollen berühmt. Man holte sie an die Staatsoper Wien, an die New Yorker Met, nach Tokio, an die Mailänder Scala – alle grossen Opernhäuser der Welt standen ihr fortan offen.

Es heisst, es sei schwer, internationaler Opernstar zu werden, aber immer noch leichter, als es auch zu bleiben. Allein schon Gwyneth Jones' Terminkalender gut 20 Jahre nach ihrem Durchbruch macht die Beurteilung leicht: er ist bis 1990 mit Engagements an den grossen Opernhäusern belegt. Anfang Jahr ist sie für ihre immensen Verdienste und Erfolge in den englischen Adelsstand erhoben worden und trägt seither den Titel der *Dame* (das Pendant zu *Sir*). Den Titel einer Kammersängerin in Österreich und Bayern und die Ehrendoktorwürde der Universität Cardiff besass sie bereits. Den Zürchern wird sie bis zum nächsten hiesigen Auftritt (am 1. März 1987 im «Fliegenden Holländer») wohl vor allem mit ihrer grossartigen Leistung in Strauss' «Frau ohne Schatten» in Erinnerung bleiben, als sie beide grossen Frauenrollen sang, jene der Färberin als ihre angestammte Partie, jene der Kaiserin für die erkrankte Agnes Habereder ab Blatt.

Gwyneth Jones ist seit 1969 mit einem Schweizer verheiratet und hat eine 14½jährige

Tochter. Sie hatte, als sie schwanger war, bis drei Wochen vor der Niederkunft gesungen. Hochschwanger sprang sie als Senta im «Fliegenden Holländer» noch ins Meer. Es sei lustig gewesen, erzählt sie, zu beobachten, wann das Kind in ihrem Leib ruhig war und wann nicht: bei Wagner habe es immer gestrampelt; Susanne Daphne, Schülerin an der Steinerschule und noch ohne konkrete Berufsvorstellungen, liebt Wagner bis heute. Ganze drei Monate Pause hatte Gwyneth Jones sich nach der Geburt ihrer Tochter gewährt. Dann nahm sie das Kind, bis es schulpflichtig war, mit zu all ihren Engagements, mitsamt seiner Wiege und den Spielsachen – mitsamt seiner vertrauten kleinen Welt. Später suchte sie längere Engagements jeweils auf die Zeit der Schulferien zu legen. So verbrachten Susanne Daphne und, soweit seine Geschäfte es zuliessen, Gwyneth Jones' Ehemann 15 Sommer in Bayreuth. Jede Möglichkeit, sich zu sehen, nutzen die drei. Sie führen trotz aller Unruhe ein intensives Familienleben.

Ehefrau, Mutter, Hausfrau zu sein, zu kochen, Brot zu backen, Blumen zu pflegen ist für Gwyneth Jones Passion und hat stets den Schimmer des Kostbaren, nicht Selbstverständlichen bewahrt. Routine hat sie einzig im Kofferpacken. Manchmal, sagt sie mit einer ihrer ausdrucksstarken Gesten, manchmal möchte sie die Koffer «zum Fenster rausschmeissen».



## Claudio Sulser, Fussballer, Zollikon

Hundebellen empfängt uns bei den Sulser, sehr lautes in Anbetracht der geringen Grösse des Hundes, eines Rauhaardackels, Tolomeo mit Namen. Eine ganze Schar Kleinkinder sitzt an einem Tisch im zweiten Stock der dreigeschossigen Wohnung, (noch) keines freilich heisst Sulser: Eine Freundin von Annamaria, Claudio Sulser's Frau, ist mit ihren Kindern zu Besuch, und eben schaut noch Carine Berbig, die Frau des früheren GC-Goalies und besten Freundes von Sulser, mit Söhnchen Luca Maria herein. Die Sulser führen ein offenes Haus, vor allem für Mitglieder der beiden Familien. Claudio Sulser erinnert sich selbst noch zu gut an die Zeit, als er neu in Zürich war und noch kaum jemanden kannte. So hätten wir an jenem Vormittag in der hellen und von viel Grün umgebenen Sechszimmerwohnung in Zollikon neben allen anderen auch noch zwei von Annamarias vier Brüdern antreffen können, die – ebenfalls Tessiner – in Zürich studieren und bei den Sulser wohnen. In tessinischer Herzlichkeit sagt Claudio Sulser, an einem Tisch voller Leute zu essen sei lustiger als nur zu zweit.

Um ungestört reden zu können, ziehen wir uns ins Büro im unteren Stock zurück, ins Zimmer, in dem sich der langjährige GC-Mittelstürmer und Nationalspieler letztes Jahr auf das Lizentiat in Jurisprudenz vorbereitet hatte. Er entschuldigt die «Unordnung» (Claudio Sulser muss ein sehr ordentlicher Mensch sein) mit der Aufbruchstimmung, in der er sich befindet. Sein Vertrag mit den Grasshoppers läuft Ende Juni aus, den letzten Match im blauweissen Dress hat er am 27. Mai gegen Grenchen gespielt, seine Frau und er werden ins Tessin zurückkehren. Sulser wird in Lugano in die Anwaltspraxis eines Onkels seiner Frau – Ständerat Camillo Jelmini – eintreten, um dort die zwei Jahre Praxis zu erlangen, die er für die Anwaltsprüfung braucht. Weiterhin wird er aber auch Fussball spielen, beim Nationalliga-B-Klub Lugano. Sich seinem zukünftigen Beruf zu widmen ist nicht der einzige, aber ein sehr wichtiger Grund,

weshalb Claudio Sulser seine Karriere als Fussballer in einer Spitzenmannschaft beenden wird. Er habe ohnehin schon vier bis fünf Jahre Rückstand auf die gleichaltrigen Berufskollegen. Die längerfristigen Ziele? Vielleicht zusammen mit dem Schwager, Jurist wie er, eine Anwaltspraxis eröffnen. Der Mannschaftssport hat Sulser geprägt, er arbeitet gerne im Team, ficht auch gerne mit Meinungen. Möglich, sagt er, dass er dem Fussball auch später noch die Treue bewahren werde, vielleicht mit einer Funktion im Verband, sicher aber nicht als Trainer.

Es war eine glückliche Fügung, die Claudio Sulser zum Fussball gebracht und ein ungewöhnliches Talent sich früh entwickeln lassen hatte: Er ist – ab seinem sechsten Lebensjahr – in Mendrisio, wo sein Vater ein Konfektionsgeschäft besass, in der Nähe eines Fussballplatzes grossgeworden. Seine Mutter habe sich nie Sorgen darüber machen müssen, wo er wohl stecke: er steckte stets auf dem Fussballplatz. In seinen Bubenträumen verstieg er sich zur Idee, einmal bei Mendrisio, damals ein Nationalliga-B-Klub, zu spielen... Die Idole waren die Italiener, die er vom italienischen Fernsehen her kannte. Andere ausländische Programme gab es im Tessin damals nicht.

Als er 18jährig war, ein Jahr vor der Matur, kam ein Angebot von Vevey-Sports. Er nahm es an, als feststand, dass er seine Maturitätsprüfung in Freiburg würde ablegen können. Am 1. Januar 1977 wechselte er zum Grasshopper-Club nach Zürich und wurde fast gleichzeitig Nationalspieler. 45 Länderspiele bestritt er in der Zeit seit 1977. Die grössten Erfolge? Er habe ungezählte gute Erlebnisse mit GC und in der Nationalmannschaft gehabt; die einprägsamsten waren aber die beiden Spiele gegen Real Madrid von Oktober und November 1978, die seinen Klub im Europacup der Landesmeister eine Runde weiterbrachten.

Abschied von Zollikon, Rückkehr ins Tessin. Die Sulser lassen viele Freunde zurück, werden



dafür die Familien wieder in ihrer Nähe haben. Annamaria wurde wie Claudio in Sorengo geboren. Kennengelernt hat er sie aber erst, als er mit ihrem Bruder während vier Jahren das Kollegium in Schwyz besuchte – und sie fürs erste auch gleich wieder aus den Augen verloren. 1979 begegneten sie sich von neuem, in Zürich. Annamaria arbeitete dort in der Filiale der Spiegelfabrik ihres Vaters. 1982 heirateten sie. Kinder? Dazu war das Leben der Sulser bisher noch zu hektisch.

Abschied auch vom Spitzensport. Kein zweimaliges Training mehr pro Tag, keine dreiviertelstündige An- und Rückfahrten mehr. Claudio Sulser wird künftig trotz neuem Engagement vielleicht mehr Zeit finden für seine Hobbies, zum Videofilmen und zum Lesen. Neben Tageszeitungen und juristischer Literatur bevorzugt er Bücher über die neuere Geschichte. Er ist auch politisch interessiert, ohne dass er sich aber in eine Partei einfügen möchte. Er mag sich

nicht die Ideen und Gedanken anderer zu eigen machen und wünschte sich auch an manchen Mitmenschen mehr Eigenständigkeit und Distanz zu Ideologien. So ist er im Grundsatz gegen staatlichen Interventionismus, fände verstärkte staatliche Eingriffe gegen die Bauspekulation und den monopolähnlichen Grundbesitz



*Claudio und Annamaria Sulser*

von Banken und Versicherungsgesellschaften aber am Platz. Von der Raumplanung, einem seiner Interessengebiete, erhofft er sich, dass sie den Trend nach verdichtetem Bauen verstärke. Claudio Sulser kennt die Beispiele «verhäuselter» Landschaften gut genug – südlich des Gott-hards so gut wie im Norden.



## Nikolaus Senn, SBG-Steuermann, Herrliberg

Doch, so lässt es sich leben. Herrliberg, ein Blick auf den See, wie ihn selbst die Goldküste nicht von allen ihren Hängen gewährt, ein Garten mit Biotop, Mercedes mit Chauffeur, ein elegantes langgestrecktes Haus mit grosser Sonnenterrasse und Hallenschwimmbad. Erzählt der Hausherr, der 59jährige Dr. Nikolaus Senn, Präsident der Generaldirektion der Schweizerischen Bankgesellschaft und Oberst i.Gst., dass er als Bankvolontär einst 392 Franken im Monat verdiente und dass ohne den Lohn seiner Frau Charlotte (der doppelt so hoch war) der Sennsche Haushalt wohl umgestanden wäre, so erinnert das unweigerlich an die Geschichte von der Tellerwäscherkarriere. Ebenso unweigerlich wie unangebrachterweise freilich: Schon Nikolaus Senns Vater war Bankdirektor, in Appenzell. Und als er selber zu jenem Hungerlohn arbeitete, hatte er bereits ein Jus-Studium hinter sich und gedachte, das dreijährige Bankvolontariat im SBG-Hauptsitz in Zürich als ergänzende Ausbildung im Anwaltsberuf zu nutzen. Doch es sollte sich viel direkter auszahlen.

Ein Angebot, als Sekretär der Schweizerischen Bankiervereinigung in Basel, des Dach-

verbandes der Banken, an der Nachkriegsschuldenregelung mitzuarbeiten, erhielt ihn – vorläufig, wie er damals glaubte – dem Metier. Fünf Jahre später war es seine Frau, die ihm unwissentlich den Weg zur glänzenden Karriere wies, als sie ihn, nachdem er bereits den Vertrag für eine hochdotierte Stelle in der Privatwirtschaft in der Tasche hatte, an ein Versprechen erinnerte: Er hatte, ehe er nach Basel ging, der SBG Zürich zugesagt, sich vor einem neuerlichen Stellenwechsel dort mindestens wieder zu melden. Er tat dies und liess sich zur Mitarbeit in der Vermögensverwaltung gewinnen – unter Kürzung des häuslichen Etats, denn die Offerte war weit schlechter als das Konkurrenzangebot.

Zum Ungemach der Bank und zu Senns Glück wurde die SBG bald von einem Betrug heimgesucht, vom «Fall Schellenberg», den in Ordnung zu bringen Senns vielbeachtetes «Gesellenstück» war. 12 Millionen ans Bein zu streichen war für die SBG, damals noch die unbedeutendste der drei Schweizer Grossbanken, keine Kleinigkeit. Genau sechszwanzig einhalb Jahre ist es her. Senn weiss es, ohne nachzudenken, weil jenes Ereignis mit einem anderen, noch wichtigeren zusammenfiel, mit der Geburt seines dritten Kindes, des Sohns.

Senn wurde als nächstes Assistent des Chefs Wertschriftenbereich und gleichzeitig Generalsekretär der Bank, letzteres damals ein Nebenamt, in dem er «allerlei Krimskrams» für die Generaldirektion und den Verwaltungsrat zu erledigen hatte. Dann ging's mit den Beförderungen «wie der Blitz». 1962 wurde er Vizedirektor, 1964 stellvertretender Direktor, 1965 Direktor, und Mitte 1966, noch nicht 40jährig, war er Mitglied der Generaldirektion, in der er während 14 Jahren den Finanzbereich leitete. Seit 1980 ist er Präsident der Generaldirektion – mit grossen Aussichten, Präsident des Verwaltungsrates zu werden.

Erster Mann eines Unternehmens mit weltweit 22 000 Mitarbeitern, der Nummer 1 unter den Schweizer Banken (die SBG hat seit Senns Eintritt die Bilanzsumme von unter



Nikolaus und Charlotte Senn



10 Milliarden Franken auf über 140 Milliarden erhöht und sich weltweit mit Niederlassungen «wie Kaninchen» vermehrt), Oberst, 20facher Verwaltungsrat und anderes mehr – wie hat man sich diesen Mann vorzustellen? Ein «Urviech in der Bankenlandschaft» wird er genannt, ein «Haudegen», der vorzüglich in seine Mannschaft passe. Nun, Sanftheit zeichnet den (astrologisch) einzigen Ungehörnten in der Familie («die anderen sind alles Böcke») nicht aus, dafür Kurzweiligkeit, ein immenses Tempo, eine Erzähllust, die ihn auch einmal mit seiner Frau um das Wort streiten lässt. Rasch hat man teil nicht nur an seiner Bankkarriere, sondern auch an seiner Freude an drei wohlgeratene Kindern. Die Töchter sind beide Medizinerinnen, die ältere hat ihm bereits zwei Enkel beschert; der Sohn steht vor dem Jus-Lizentiat. Man erfährt von seinen Erfolgen beim Golf (Handicap 14), bei dem er geschäftlich auch

schon gelegentlich einen fetten Karpfen an Land gezogen hat. Man vernimmt von seinen Nöten, das Rauchen aufzugeben; eine Wette mit seiner Frau geht verloren, wenn er es dieses Jahr wieder nicht schafft.

Häusliche Tugenden? Das Engagement für die Familie, die bei ihm, vor der Bank, an erster Stelle steht, die Fähigkeit, völlig abzuschalten und sich trotz leicht erregbarem Gemüt rasch zu beruhigen; sein Kochtalent (Spezialität Spaghetti). Und Fehler? In den eigenen Augen freilich eine Tugend, nicht in den Augen seiner Frau: der ausgeprägte Hang zur Ordnung, mit dem er den anderen Familienmitgliedern gelegentlich auf die Nerven geht. Charlotte Senn versucht nun, ihn beim Ehrgeiz zu packen. Sie hat ihm einen Spruch ausgeschnitten und auf den Schreibtisch gelegt: «Das Genie beherrscht das Chaos.»



Sandra Paretti



## Sandra Piretti, Schriftstellerin, Herrliberg

Nicht oft passt ein Name so gut zu seiner Trägerin wie bei Sandra Piretti, der hochbeinigen eleganten Frau mit den dunklen schräggestellten Augen. Doch wer ist Sandra Piretti? Jene Schriftstellerin, die Bücher wie den «Wunschbaum» und den «Paradiesmann» geschrieben hat und die, als Lebensgefährtin des Werbeunternehmers Hannes Looser in Herrliberg lebend, wegen ihrer extravaganten Erscheinung in den Klatschspalten erwähnt wird, wenn sie nur den Fuss vor die Tür setzt? Falsch. Sandra Piretti ist eine Rokoko-Dame in Pastell, eine Ururahnin der Münchner Familie Schneeberger mit einer turbulenten amourösen Biographie, deren Bild seit Generationen bei den Schneebergern an der Wand hängt. Als Irmgard, die Tochter des Hauses, damals Journalistin, für eine Artikelserie – es ging um Aberglauben – ein neues Pseudonym brauchte, kam sie auf die Idee, den Namen ihrer schönen Urahnin zu nehmen: Sandra Piretti. Dass ihr der Name bleiben würde, wusste sie nicht. Sie versuche aber, sagt sie, ihm gerecht zu werden, seit sie ihn trägt. Sie wird.

Dr. phil. Irmgard Schneeberger alias Sandra Piretti schlägt im eleganten Salon des Hauses über dem See die schlanken Beine übereinander, wirft den Kopf in den Nacken und philosophiert in österreichisch gefärbtem Hochdeutsch («das kommt vom Gesangsunterricht») über den Wert der Besitzlosigkeit. Ihr gehöre hier nichts. Sie habe alle ihre persönlichen Dinge weggegeben, als sie 1980 ihr Haus am Zürichberg verkaufte und zu Looser nach Herrliberg zog, und sich damit einer Bürde entledigt. Was schleppen doch die Menschen alles mit sich! Gehen mit schönen Dingen Liebesverhältnisse ein in dem Moment, in dem sie sich diese Dinge zu eigen machen, und sorgen sich fortan um sie. «Schauen Sie», sagt Frau Piretti und tippt mit der Fingerkuppe auf eine Scharte im schwarzen, hochglänzenden italienischen Tisch, «da ist mir am Tag, als er geliefert und mit aller Sorgfalt ins Haus getragen wurde, eine Gartenschere draufgefallen.» Der Tisch gehört ihr nicht, also kann es sie nicht eigentlich schmerzen. Nicht umsonst seien in Deutschland nach dem Krieg so viele Leute plötzlich ihr Asthma losgeworden. Besitzverlust als Befreiung; in Frau Pirettis Fall freilich Besitzlosigkeit de luxe. Sandra Piretti ist ein schillerndes Wesen.

«Rose und Schwert» hiess ihr erstes Buch, ein Trivialroman aus der napoleonischen Zeit, von dem 28 Folgen in einer Illustrierten erschienen waren, ehe sie ihn zu Ende geschrieben hatte. Die Geschichte fand ihren Fortgang in «Lerche und Löwe» und «Purpur und Diamant». Andere Bücher folgten, darunter weitere Erfolgsromane wie «Der Wunschbaum» und «Der Paradiesmann». Doch warte ihre Lesergemeinde, sagt Frau Piretti, noch immer mit pochendem Herzen auf Band vier des ersten Ro-

mans. Nur hat sie am Ende des dritten Bandes die Heldin «noch in der Schönheit und Pracht ihrer Jugend» sterben, sie aber voraussichtigerweise kurz zuvor noch ein Mädchen zur Welt bringen lassen. «Der trauernde Witwer und die (unterdessen herangewachsene, schöne) Tochter geben noch einen herrlichen Saftschinken her.» Mit «trivial» tritt man Sandra Piretti übrigens keineswegs zu nahe. Sie kennt nur eine einzige negative Wertung von Geschriebenem, nämlich «papierern». Geschichten müssten prall und lebensvoll und verschwenderisch sein wie Bäume, meint sie; austreiben müssten sie, blühen und Früchte tragen.

Eine Leuchtschrift mit ihrem Namenszug an der Wand erinnert an ihren vorletzten Geburtstag. Sandra Piretti ist eine der Frauen, die es sich leisten können, mit ihrem Alter zu kokettieren – nicht indem sie es verschweigen, sondern indem sie es nennen. Fünfzig ist sie damals geworden. Mit ihrer Schwärmerei von jenem Fest, das auch deshalb so schön war, «weil es um 12 Uhr begann und um 16 Uhr schon zu Ende war», demontiert sie gleich noch ihren Ruf als «Partylöwin»; sie sei ein ausgesprochen schlechter Partygast. Sie trinke nicht, rauche nicht, sei «muffig». Woher denn der Ruf? Wohl weil sie sich für die offenbar seltenen Auftritte eben in die «richtigen» Kreise begibt, von deren Festen alle Welt erfährt. Und weil sie als schöne Frau, die sich gern (ver)kleidet, selbst dort auffällt. Wer und was richtig ist, hat sie sich sagen lassen. So erwähnt sie auch, dass sie stets auf der richtigen Seite Zürichs, am Zürichberg, an der Goldküste, gewohnt habe.

Sandra Piretti ist eine fleissige und disziplinierte Schreiberin. Sie steht früh auf, kurz nach 6 Uhr, setzt sich ihr Pensum, schreibt täglich, auch an den Wochenenden, etwa 20 Seiten (von denen ihr «fünf anständige» bleiben), ist einmal um 17 Uhr damit fertig, schreibt, wenn's sein muss, bis morgens um zwei. Zurzeit arbeitet sie an zwei Büchern zugleich. Im einen verarbeitet sie die zwei Drehbücher, die sie für die «Traumschiff»-Fernsehserie geschrieben hat, zu einem Roman. Das andere wird ihr, wie sie sagt, von Victor Hugo, ihrem grossen Vorbild, diktiert. «Das wird ein so gutes Buch, dass ich es gar nicht selber schreiben könnte.» Den Titel will sie, weil sie abergläubisch ist, nicht nennen.

Bäckersfrau zu werden, hatte Sandra Piretti sich als Kind einst geträumt, ein Bäckerskind zu sein, hatte sie sich gewünscht, wegen des Duftes. Oder einen Bonbonladen zu besitzen. Auch wegen der Düfte. – Da fällt einem wieder der «Saftschinken» ein – der Ausdruck, der sich an der zartgliedrigen Glamour-Frau etwa so ausnimmt wie ein Plüschmäschen an einem Preisboxer. Wie aber schon gesagt: Sandra Piretti ist ein schillerndes Wesen, sinnlich, zugleich irgendwie unnahbar. Eine Frau, die wie Taftseide changiert.

Lilli Binzger



## Stäfa plant seine Zukunft

Wie der Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung», Hans Rathgeb, im letzten Sommer richtig geschrieben hat: Stäfa war vom *Planungsfeber* erfasst. An sieben Gemeindeversammlungen mit 500 bis 1000 Teilnehmern wurde die Zukunft dieser stattlichen Seegemeinde von rund 10 500 Einwohnern in aller Gründlichkeit erörtert, raufte man sich zu einem Konzept zusammen, das allerdings noch kaum in jeder Beziehung der Überprüfung durch die Rekursinstanzen standhalten wird. Vor allem die dabei von den Stimmbürgern beschlossenen *Reservezonen* haben die betroffenen Grundeigentümer auf den Plan gerufen, und es wird sich weisen, ob sich die Stäfner nicht hier und dort für *Freihalte- oder für Bauzonen* entscheiden müssen, statt den einstweilen kommoderen Weg der kostenlosen Reservezone wählen zu können. Die Zuteilung zur endgültigen Freihaltezone wäre zweifellos mit *hohen Kosten* verbunden, und die Gemeinde müsste sich künftig sehr anstrengen, wenn sie ihren günstigen Steuerfuss von 95 Prozent weiterhin beibehalten wollte. Es wird ihr allerdings ein wichtiges Anliegen sein.

Einfach wird es freilich nicht werden, vor allem wenn man bedenkt, dass nun nach Jahren der – mehr oder weniger kostenlosen – Planung zahlreiche Projekte zur Ausführung reif geworden sind. Ich denke dabei insbesondere an die *Pflegeabteilung Lanzeln*, die in Verbindung mit dem bereits bestehenden Altersheim und der Alterssiedlung ein eigentliches Alterszentrum ergeben soll. Das Bauprojekt dürfte im kommenden Herbst zur Urnenabstimmung gelangen. Voraussetzung für die Verwirklichung der Pflegeabteilung ist die Verlegung des *Werkhofs* mit Bereitstellungsanlage für den Zivilschutz ins Töbeli, Uerikon, eine Baute, für die ein Kredit von 4,6 Millionen Franken gesprochen worden ist.

Auch die *Friedhoferweiterung* und eine neue *Friedhofhalle* sind vom Stimmbürger im letzten Herbst ohne Widerspruch genehmigt worden; sie kommen zusammen auf rund zwei Millionen Franken zu stehen. Es werden damit etwa 1200 neue Plätze für die Erdbestattung bereitgestellt, so dass der Platzbedarf für einige Jahrzehnte gedeckt sein sollte.

Das *Mehrzweckgebäude* bei der Kläranlage für Feuerwehr, Zivilschutz und Militär mit einem Kredit von 1,3 Millionen Franken ist knapp *genehmigt* worden. Die akute Platznot des Picketts muss durch einen neuen Einstellraum behoben werden, der vorgesehene *Mehrzweckraum* ist für die Feuerwehr, den Zivilschutz, die Samariter und für die Verpflegung von Militäreinheiten von grosser Dringlichkeit. Er wird auch für die vielfältigen Vereins- und Privatbedürfnisse sehr nützlich sein.

Einmal mehr hat die prächtige *Seeliegenschaft «Sunneschy»* die Behörde beschäftigt. Das Gebäude soll sanft renoviert werden. Im Erdgeschoss und allenfalls im Untergeschoss sollen gastgewerbliche Räume entstehen, die einem Wirtepaar eine Existenz ermöglichen, die eindruckliche Halle soll zur selbständigen Benützung abgetrennt werden können, und die Zimmer im Obergeschoss können mietweise Privaten und Vereinen zur Verfügung gestellt werden. Studienaufträge an fünf Architekten sollen demnächst genauere Vorstellungen der künftigen Möglichkeiten vermitteln.

Auch *Umweltschutz, Versorgung und Entsorgung* fordern ihren Tribut. Die *Kläranlage* Sonnenwies mit der *vierten Reinigungsstufe* ist un-

längst eingeweiht worden. Die Gemeindeversammlung hat Anfang des Jahres einen Kredit für die Ausarbeitung eines Projektes zur *Abwärmennutzung* gesprochen. Auch wenn die derzeitigen Energiepreise eine kostendeckende Energiegewinnung kaum erlauben, haben die Stimmbürger die zukunftsweisende Vorlage aus Gründen des Umweltschutzes eindeutig genehmigt.

Etliche Stäfner *Bäche* sollen demnächst saniert werden, auch hier haben die Stimmberechtigten einem *naturnahen* Wasserbau mit Überzeugung zugestimmt. Auch der *Verkehr* soll umweltfreundlicher werden. Das *Verkehrskonzept Dorf* mit Radweg Schwyler, Gehweg Dorfstrasse und Umgestaltung des Dorfplatzes weist in diese Richtung, der Ausbau der Glärnischstrasse und der Kreuzstrasse soll gleichfalls fussgängerfreundlich geschehen.

Auch die *Versorgung mit Wasser und Energie* ist den heutigen Bedürfnissen anzupassen. Das



Abkochen vor dem Ritterhaus in Uerikon.

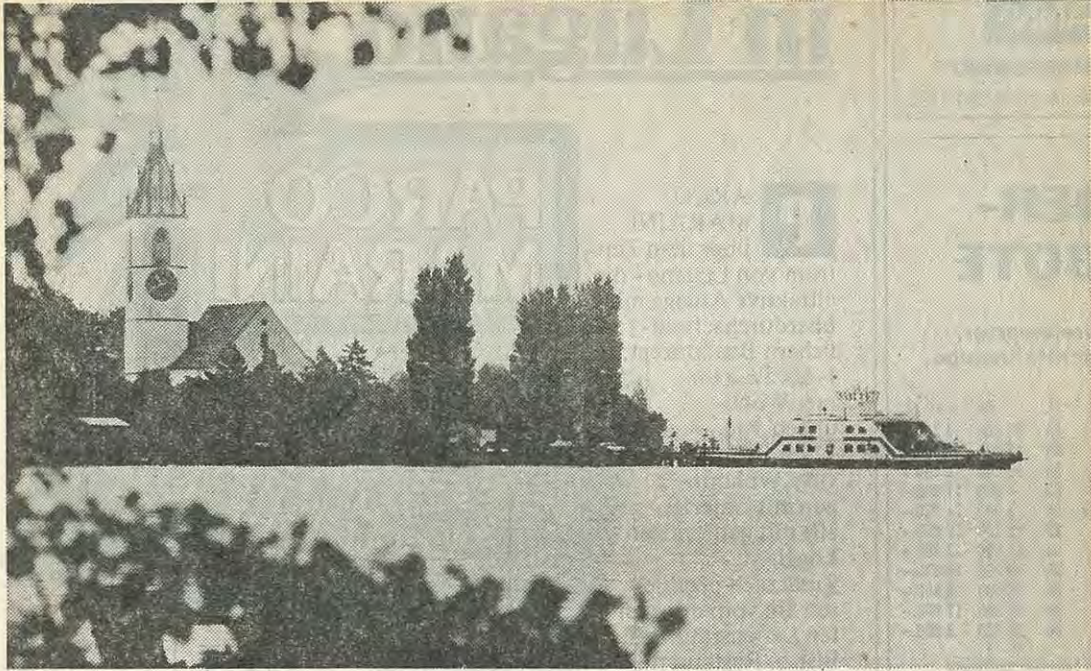
sehr bescheidene Speichervolumen der Wasserversorgungsanlagen macht einen intensiven Ausbau der Reservoirs und Leitungen nötig. Zur Deckung der Kosten ist ein neues Betriebsreglement in Kraft gesetzt worden. Wie die meisten Gemeinden im Bezirk wird künftig auch Stäfa eine *Anschlussgebühr* erheben, die mit *einem* Prozent der Gebäudeversicherungssumme noch immer verhältnismässig bescheiden ist. Einige neue *Trafostationen* und die Verkabelung noch bestehender Freileitungen werden auch die Elektrizitätsversorgung verbessern.

Eine wachsende Gemeinde braucht auch ihre zentralen Dienste. Unlängst ist es gelungen, die schwindenden *Landreserven im Zentrum* durch den Zukauf von gut 6000 m<sup>2</sup> Bauland zu bemerkenswert günstigen Bedingungen zu ergänzen. Auch weitere Landkäufe in zentraler Lage sind noch pendent.

Stäfa, eine Gemeinde mit Zukunft? Wir sind dessen gewiss. *Gemeindepräsident Dr. Hans Frey*



## Die Gemeinden aus der Sicht ihrer Präsidenten



Die Zürichseefähre vor Meilen; rentierender Transportweg über den See.

### Meilen, der Bezirkshauptort

Wer mit dem Auto von Zürich her kommt oder eine Fahrt seeaufwärts mit dem im Halbstundentakt verkehrenden «Goldküstenexpress» vorzieht, vermag kurz vor der Einfahrt ins Dorf auch mit wenig geographischen Vorkenntnissen unschwer zu erkennen, dass er sogleich in Meilen eintrifft. Anlass zu dieser Feststellung bildet das von weitherum sichtbare Wahrzeichen: die direkt am See stehende, über 1000 Jahre alte Kirche. Daneben wird das Dorf aber auch in einen engen Zusammenhang mit der Strasse über den See, der *Fährverbindung* nach Horgen, gebracht. Der Ortsname des Bezirkshauptorts stammt aller Wahrscheinlichkeit nach vom keltischen «Mediolano» ab. Er soll etwa «mitten im Land» bedeuten, was in bezug auf die örtliche Lage zwischen Zürich und Rapperswil auch zutrifft. Die ersten Einwohner dürften in Obermeilen gelebt haben. Jedenfalls sind im Winter 1853/54 erstmals in der Schweiz Reste von *Pfahlbauten* aus der jüngeren Steinzeit gefunden worden.

In der Gemeinde finden sich zahlreiche interessante Denkmäler und Sehenswürdigkeiten. So ist dem Dichter des Schweizer Psalms, Leonhard Widmer, bei der SBB-Station Herrliberg-Feldmeilen und auch in der Hornanlage ein Denkmal gesetzt. Ganz besondere Bedeutung kommt dem *Landgut* «Mariafeld» zu. Hier verbrachte General Ulrich Wille seine Jugendzeit und seinen Lebensabend. In Kreisen, die der Gastronomie nahestehen, ist der Weiler «Burg», auf einer Anhöhe gelegen, wegen der gleichnamigen Wirtschaft ein Begriff. Von daher rührt übrigens auch das Wappenzeichen der Gemeinde her. Wohl nicht allen ist bekannt, dass Conrad Ferdinand Meyer in Meilen tätig war. Und schliesslich erinnert ein «Denkstein» in Obermeilen an die Schiffskatastrophe vom 29. August 1872 auf dem Zürichsee.

Die Gemeinde – aufgeteilt in die vier *Wachten* Dorfmeilen, Feldmeilen, Obermeilen und Bergmeilen – verfügt über eine Fläche von rund zwölf Quadratkilometern. Davon werden etwa 55 Prozent landwirtschaftlich genutzt. Ungefähr ein Drittel des Gemeindegebiets ist einer Bauzone zugeteilt. 28 bäuerliche Familien sind hauptberuflich noch in der Landwirtschaft tätig. Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts hat Meilen ausschliesslich als Bauerngemeinde gegolten. 24 Rebbesitzer bewirtschafteten heute noch ein Rebbareal von fast 18 Hektaren. Einer hauptberuflichen Beschäftigung geht immer noch ein einziger Berufsfischer nach. Meilen will keine Schlafgemeinde sein. Dementsprechend zweckmässig und für die Einwohner vorteilhaft sind die vorhandenen *Verkehrsverbindungen*. Von 1903 bis 1950 hat die «Wetzikon-Meilen-Bahn» unser Dorf mit dem Oberland verbunden. Neben der «schwimmenden Strasse» über den See gibt es heute ein attraktives Angebot der SBB, das immer mehr an Bedeutung gewinnt. In gegen 450 Arbeitsstätten arbeiten gegenwärtig etwas über 4000 Personen. Immer mehr Städter erkennen sodann die bevorzugte Wohnlage am See. Hat die Einwohnerzahl vor 125 Jahren noch 3188 betragen, gilt Meilen heute mit 10 678 *Einwohnern* und 4324 Haushaltungen statistisch als Stadt.

Trotz einschneidenden, von Bund und Kanton vorgegebenen Planungsmassnahmen sind lediglich bescheidene Anzeichen von Friktionen bei der Bautätigkeit festzustellen. Eine Verlegung kann bestenfalls vom privaten Sektor auf kommunale Bauten und Anlagen registriert werden. Namentlich im Kern von Dorfmeilen zeigt sich das heute mit allen Konsequenzen deutlich. Gemeint ist vorab die Sanierung des *Bahnhofes Meilen*. Den gegenwärtig äusserlich sichtbaren Ausbau und die Erneuerung der bahnseitigen Anlagen nimmt die Gemeinde zum Anlass, um ihrerseits kommunal bedeutungs-



volle Infrastrukturaufgaben (Unterführungen, Zugänge, Gehwege, Platzverbesserungen) zu lösen. Im Hochbaubereich stehen sodann die Erstellung eines neuen Werkgebäudes für die Feuerwehr und das Strassenwesen mitten im Dorf und der Bau einer Mehrzweckhalle sowie die Erweiterung der Sportanlagen auf der Ormis an.

Gemeinsam mit den andern Gemeindegütern wird über ein Kulturelles Zentrum Stelzen diskutiert. Grosse Beachtung wird auch dem kostengünstigen Wohnungsbau beigemessen.

In raumplanerischer Hinsicht dürfte die Revision der *Nutzungsplanung* aus dem Jahre 1967 manchenorts noch viel zu reden geben. Ein einziges Stichwort mag hier genügen: Freihaltezonen mit all den damit zusammenhängenden Konsequenzen. Neben diesen rein kommunalen Aufgaben sehen sich Behörden und Bevölkerung in nächster Zeit zweifellos Vorlagen gegenüber, die ihrer Bedeutung und Tragweite wegen regional und gemeinsam mit andern Gemeinwesen und Körperschaften zu bewältigen sind. Es handelt sich um ansehnliche Projekte, die im Zusammenhang mit der Kehrlichtverwertung und dem Ausbau des Spitals in Männedorf stehen. Die Gemeindebehörden sind bemüht, all diese Aufgaben anzugehen und zielstrebig zum Wohle der Bevölkerung auch zu fördern und zu verwirklichen. *Gemeindepräsident Hans Hauser*

## Zahlreiche Arbeitsplätze in Uetikon am See.

Uetikon am See, um 1150 als Uotinchofa (bei den Höfen der Sippschaft des Römers Uoto) bezeugt, gehörte bis 1549 zur Johanniterkomturei Wädenswil und dann bis 1798 zur Landvogtei Wädenswil. Vor der Bildung einer eigenen Kirchgemeinde im Jahre 1680 gehörte Uetikon als fünfte Wacht zur *Kirche von Meilen*. In der Franzosenzeit um 1798 wurde der Distrikt Meilen gebildet, und auch Uetikon erhielt die Rechtsform einer eigenen Einwohnergemeinde. Auf alten Stichen und Karten kann man erkennen, dass in Uetikon früher viel Rebbau betrieben wurde; ab Mitte des letzten Jahrhunderts vollzog sich dann der Wandel zum Industriedorf durch den Ausbau der Schwefelsäurefabrik der Gebrüder Schnorf.

Heute bietet Uetikon wohl noch viele *Arbeitsplätze* in Industrie, Gewerbe, Handwerk, Handel, Anstalten, Heimen und Dienstleistungsbetrieben, es hat sich aber zusehends zu einer Wohn- und Schlafgemeinde gewandelt. Rund ein Dutzend Bauernbetriebe ernähren noch ihre Familien ohne Nebenerwerb, während Schafhalter die Vergandung von Bau- und Freihaltezonen verhindern. Eine starke Bautätigkeit brachte in den letzten Jahren *neue Quartiere* wie Lindenacher, Talstrasse, Forbüel, Furen, Rundihalde, obere Schöneeggstrasse und andere mehr. Allein in den Jahren 1984 und 1985 wurden 66 beziehungsweise 69 Wohnungen neu erstellt und bezogen. Die *Einwohnerzahl* stieg von 1975 bis 1985 von rund 3200 auf

3700. Haushalte zählen wir rund 1400 und Stimmberechtigte rund 2300, wobei Uetikon mit einer Stimmbeteiligung von durchschnittlich über 50 Prozent sich deutlich vom kantonalen Durchschnitt abhebt.

Die in den letzten Jahren abgeschlossene *Richt- und Nutzungsplanung* hat das seinerzeitige Soll von 10 000 auf 6000 Einwohner zurückgenommen, wobei auch diese Zahl erst im nächsten Jahrhundert erreicht werden soll. Kantonale und gemeindeeigene Reservezonen, ge-

gen die teilweise noch Rekursverfahren anhängig sind, wurden innerhalb des Siedlungsgebietes ausgeschieden, da Teile der Gemeinde noch nicht die notwendige Groberschliessung aufweisen. Die Entscheide über diese Rekursverfahren werden die zukünftige Entwicklung von Uetikon massgeblich beeinflussen.

Wohl liegt Uetikon mit 1376 Franken durchschnittlicher Steuerkraft im guten Mittel des Kantons Zürich, doch können wir uns nicht zu den «Goldküstengemeinden» zählen. Nur mit einer Steuererhöhung auf 117 Prozent für die Politische- und die Schulgemeinde und durch drastische Sparmassnahmen konnten wir die Auswirkungen des neuen *Lastenausgleichs* meistern. Wir können nicht verschweigen, dass wir mit diesem Gesetz *unzufrieden* sind, weil es nur die Steuerfüsse und nicht die Steuerkraft berücksichtigt. So leisten wir an die Kosten der Schulgemeinde die gleichen Beiträge wie Gemeinden, die die doppelte oder dreifache Steuerkraft aufweisen. Auch die nächste Steuerreform lässt uns nichts Gutes ahnen.

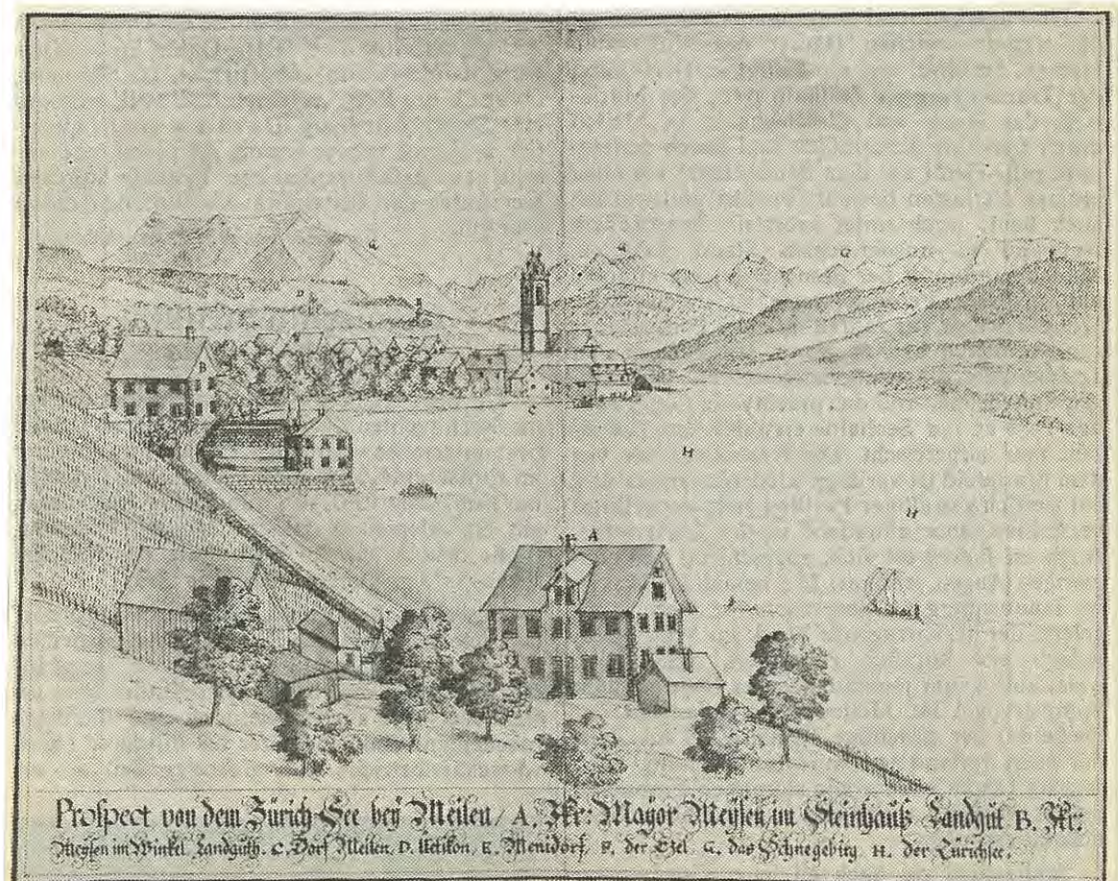
Uetikon beherbergt das Kantonale Krankenhaus Wäckerlingstiftung, das Psychiatrische Wohn- und Pflegeheim Bergheim, die Arbeits- und Bildungsstätte Sunnerai und hat deshalb grosses Verständnis für die Probleme der Kranken und Behinderten. Trotz seinen finanziellen Sorgen ist Uetikon aber eine schöne, lebendige Gemeinde. Ein aktives Vereinsleben, Kirche, Schule, Parteien und andere Organisationen ermöglichen es, Kontakt zu finden und am Dorfleben aktiv teilzuhaben. Gerade in diesem Jahr finden verschiedene *Festlichkeiten* statt: 100 Jahre Turnverein, Dorffest, Nordostschweizerisches Schwingfest, Country-Abend und ein «Wiedersehen mit Uetikon», zu welchem über sechzig Jahrgänge ehemaliger Schüler von Uetikon eingeladen sind. Wer sich selbst öffnet, findet ein offenes Uetikon.

*Gemeindepräsident Albert Steiger*





*Attraktives Verkehrsmittel ist ein erster Strang der Zürcher S-Bahn, hier in der Station Uetikon.*



*Prospect von dem Zürich See bei Meilen. A. Hr. Major Meyjen im Steinhaus. B. Hr. Meyjen im Winkel. C. Landguth. d. Dorf Meilen. E. Uetikon. F. Menndorf. G. der Ezel. H. das Schnegebirg. H. der Zürichsee.*

*Die Landsitze Zum Sommervogel (im Vordergrund) und Zur Seehalde in Meilen auf einer frühen Darstellung.*



# Herrschaftliche Landsitze am Zürichsee

Von Dr. Christian Renfer, Oetwil am See

## Der Traum vom Lande

Die Sehnsucht nach dem stillen Lande existiert, so lange es Städte gibt. Das befreiende Landleben erschien dem Stadtmenschen seit je als erstrebenswerter Ausgleich zu seinem beengenden und geschäftigen Stadtag. Dabei war der Traum vom Lande stets eine Mischung aus *ideeller Vorstellung und praktischer Erfahrung*. Solches schlug sich auch in der Literatur und Kunst nieder. Traktate über Landleben und Landbau und bildliche Darstellungen dieser Thematik entstanden seit der Renaissance in grosser Zahl. Aber auch die Wissenschaft, die Wirtschafts- und die Staatslehre arbeiteten an der Idealisierung des Landsitzgedankens. Die Villa wurde zum Herrschaftssymbol, das Landgut zum ökonomischen Gegenstand. Diese Polarität war schon der antiken Villa suburbana und der Casa di Villa der Renaissance eigen. Doch auch die bürgerlichen Lusthäuser im Umfeld der Reichsstädte und selbst die fürstlichen Landschlösser der absolutistischen Zeit lebten von derselben Grundidee. Landleben und Landbau gehörten in ihrer idealisierten Form zusammen.

## Der Zürichsee – Vorgarten der Stadt

Seit dem 16. Jahrhundert häuft sich in den Reiseberichten fremder Gäste und den Betrachtungen Einheimischer das Staunen über den Liebreiz der Zürichseelandschaft, von deren Fruchtbarkeit man ebenso profitierte, wie man hier die Milde und Annehmlichkeit von Klima und Vegetation genoss. Dazu galt die guterschlossene Seegegend seit je als wohlhabend und ihre Bevölkerung als unternehmerisch und selbstbewusst. Schon in *Stumpfs Eidgenössischer Chronik von 1548* heisst es, der Zürichsee sei «mit einer so lieblichen landschaft umbzogen, die sich mer einem fruchtbaren lustgarten denn einem land vergleychet». Ähnliches steht in einer 1690 erschienenen anonymen Beschreibung des Schweizerlandes: «Das Geländ um die Stadt ist sehr lieblich und fröhlich, dann man in der Nähe mit einem Aug den grossen See, zween schöne Flüss... schöne Felder, fruchtbare Weinberg und wol erbaute Gebürg ergreift.» Gleichzeitig geht der Zürcher Junker *Erhard Escher* in seiner «Beschreibung des Zürichsees» (1692) ganz besonders auf die Annehmlichkeiten des Sees zur Frühlingszeit ein, wenn die Leute aus der Stadt «ohne einige Beschwerde ihres Leibs, können ihre Güter besuchen, da alle Bäume in follem Blust, da man auch die Vögel aller Orthen mit solcher Lieblichkeit singen höret...», und in bewusster Anlehnung an diese Schilderung hat schliesslich *David Herrliberger* den Zürichsee in seiner *Eidgenössischen Topographie von 1754* ein eingehendes topographisch-statistisches Kapitel gewidmet, in dem er u. a. schreibt: «Wie dieser See an sich selbst sehr nuzbar, und wol gelgen zu vieler Handelschaft... also darauf eine Reis so weit sehr kommlich und angenehm zu machen, besonders weil er, ... gar gemächlich beschaut werden können, dass einer oft nicht weiss, auf welche Seite er ein Aug wenden will, einer so unvergleichlich lustigen Augenweide recht zu geniessen...».

Mit Stumpf, dem Anonymus von 1690, Escher und Herrliberger haben wir nur gerade

einige der gedruckten und damit «offiziellen» Beschreibungen des Zürichsees aufgeführt. Daneben gäbe es Dutzende kleinerer Zitate aus *Reiseberichten und privaten Schilderungen*, die von Glarean und Fischart im 16. Jahrhundert über den Franzosen de Castille und den Holländer Huygens im 17. Jahrhundert zu Gibbon, Haller und Goethe im 18. Jahrhundert reichen. Sie alle hat Monika Gasser in ihrem Bändchen «Zürich – von aussen gesehen» (Zürich 1973)

gesammelt. Und schliesslich kämen all jene Literaten und Künstler mit ihren Erlebnissen und Eindrücken hinzu, die im 19. Jahrhundert in den einladenden Herrschaftssitzen am See anregende Gastfreundschaft und schöpferische Stille genossen, wie Conrad Ferdinand Meyer und seine Schwester Betsy im Seehof in Küsnacht, im Seehof in Meilen und in der Schipf in Herrliberg oder Richard Wagner und Franz Liszt bei der Familie Wille im Mariafeld in Meilen.

## Doppelte Wurzel des Landsitzgedankens

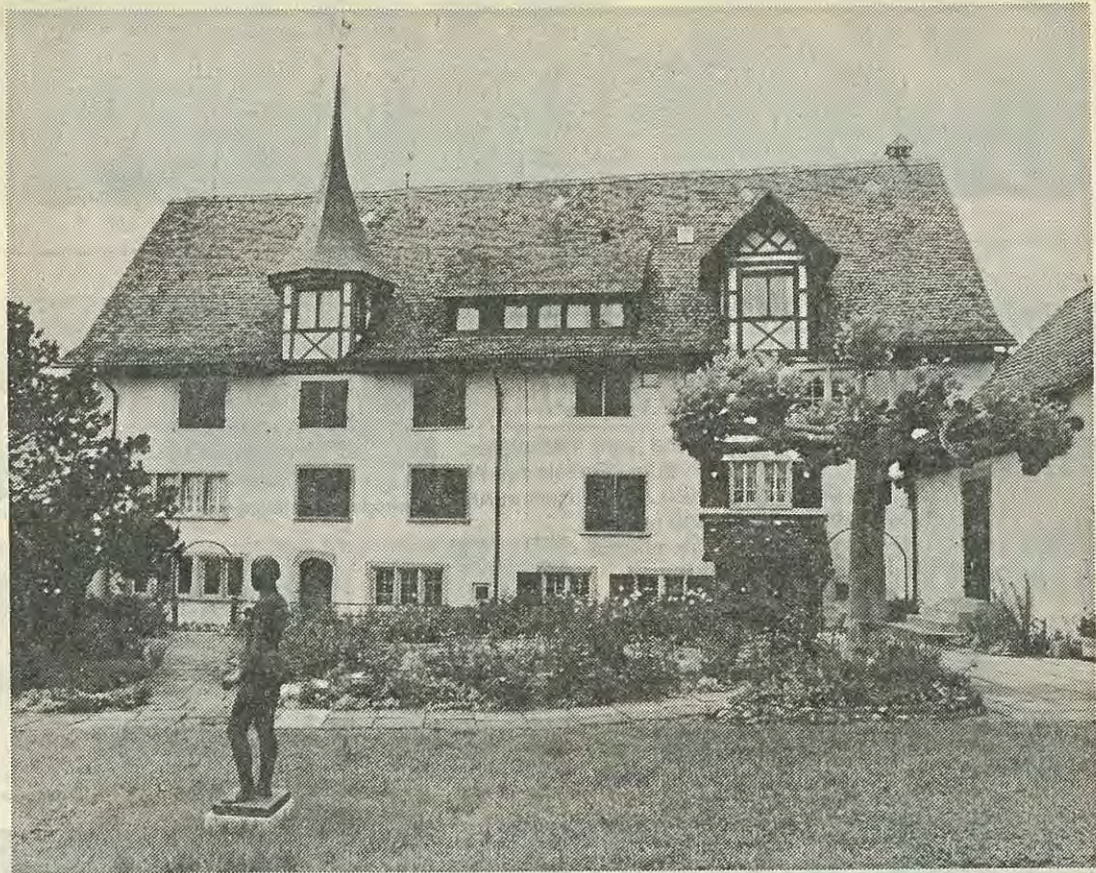
An der Geschichte der alten Herrschaftsgüter am Zürichsee lässt sich die doppelte Wurzel des Landsitzgedankens – *die wirtschaftlich-nützliche und die gesellschaftlich-repräsentative* – besonders schön aufzeigen. Der Wein als Grundnahrungsmittel und begehrte Handelsware, die Rebpazelle als günstiges Hypothekarpfand, die Investitionsfreude des Weinbauern und die Vermögenslage seines Gläubigers in der Stadt, all diese Umstände liessen den Handel mit Grundstücken seit dem ausgehenden Mittelalter schwunghaft ansteigen und brachten schon im 18. Jahrhundert zahlreiche Landgüter in die Hand von Stadtbürgern. Manche wurden über kurz oder lang wieder verkauft, andere blieben über Generationen in gleicher Hand und wurden in der Folge zu herrschaftlichen Landsitzen ausgebaut.

Man liess das Gut durch *Pächterfamilien* bewirtschaften, zu denen man ein gutes, ja vertrautes Verhältnis pflegte. So verzeichnete der Gutsherr auf Romenschür (Mariafeld), Junker Marx Escher, 1705 in seinem Tagebuch: «21. Heumonat hat mein Taufgötti und Lehensmann Marx Sutz aet. 34 Hochzeit zu Meilen gehalten mit Elisabeth Sträulin in Wädenschweil. Die Mahlzeit war in meinem Haus im Meiler Velt und waren an der Hochzeit meine beiden Söhne Gerold und Hans Conrad und auch die Sohnsfrau, Frau Anna Dorothea von Schönau». (Zitiert nach Jürg Wille, Mariafeld).

Zu den Feldarbeiten im Weinberg zog man Rebleute im Taglohn zu. Doch um die Einkünfte und Ausgaben kümmerte sich der Guts-

herr selbst. In der *Herrliberger Schipf* haben sich beispielsweise mehrere umfangreiche Tagebücher und Aufzeichnungen des Gutsbesitzers Johannes Escher-Landolt (1754–1819) aus der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert erhalten, deren Titel schon über die Art und Weise der Gutsführung Aufschluss geben, so ein «Verzeichnis der Neuerungen und Reparaturen, die ich seit Ankauf des Landgutes zu dessen Ehrenhaltung vorgenommen habe» (1783–1808) oder eine «Anleitung über die Verwaltung und Besorgung meines Landgutes» (1807) mit Kapiteln über Gebäude, Kellerei, Gärten, Mattland, Obstwuchs und besonders ausführlich über den





Wahrzeichen des Escherschen «Traubenbergs» in Zollikon sind die wieder hergestellten Spitzhelmlukarnen.

Rebbau, wo der Gutsherr zu folgendem Schluss kommt: «Was ich mit Zuversicht sagen darf, ist, dass die stete Veredelung des Gewächses das beste ist, was man tun kann.» Was hat wohl «Rath Goethe» anlässlich seines Besuches in der Schipf 1797 zur Weinqualität gesagt, als ihm vom 1753er vier Mass kredenzet wurden? (Alle Zitate sind Hanns von Meyenburgs gedruckter Schipf-Hausgeschichte entnommen.)

Selbstverständlich legte die Herrschaft bei der *Weinlese* selbst Hand an. Das fröhliche Ereignis war ja schliesslich der gesellschaftliche Höhepunkt im Jahreslauf eines Weingutes. Hans Caspar Escher im Zolliker Traubenberg notierte 1684: «Sonntag den 7. Tag Sept. [1684] bin mit meiner Geliebten nach der Abendpredigt in Gottes Namen im Herbst [zur Weinlese] gen Zollikon gefahren ... Samstag zuvor sind in dem Schiff alle notwendige Sachen ufhin geführt worden.» Und einen Monat später: «Den 6. Okt. Mont. Nachmitt. ist mein liebe Hausfrau mit mir von Zollikon uss dem Herbst sampt den Mägden und der Fuhr, Gott seige Lob, im Schiff glücklich all hier [in Zürich] angelangt ...»

#### Bedürfnis nach Repräsentation

Doch die grosse Zeit der Zürcher Landsitze brach erst mit dem 17. Jahrhundert an. Die Voraussetzungen dazu waren in jeder Hinsicht günstig. Die führenden aristokratischen Familien der Stadt, an deren Spitze dynamische Kaufherrenschlechter standen, bildeten die angesehene Bauherrenschicht. Das *Repräsentationsbedürfnis* der Zeit, der geistige Hintergrund und das Vorbild einer höfisch-barocken Welt, die

wirtschaftliche Prosperität im eigenen Land, aber auch die provinzielle Verbundenheit des eidgenössischen Patriziers mit seiner Landschaft förderten den Ausbau der herrschaftlichen Sitze. Der Aufenthalt auf dem Lande wurde ihnen zum *gesellschaftlichen Ereignis*. Der Zeichner Johann Melchior Füssli hat 1717 eine Reihe von Zürichseesitzen in Radierungen publiziert. Seine zwölf Blätter geben neben anderen zeitgenössischen Abbildungen eine Vorstellung vom damaligen Zustand dieser Bauten. Da findet man beispielsweise den vornehmen Escherschen Traubenberg in Zollikon noch mit seinen beiden Spitzhelmlukarnen, wie sie erst kürzlich in dieser Form wiederhergestellt worden sind. Vierzig Jahre später verzeichnet Herrliberger auf seiner Karte vom Zürichsee 60 Landsitze mit Namen, unter ihnen 42 am rechten und 18 am linken Ufer. Davon lag die grosse Mehrzahl (35) unmittelbar am Wasser. Bis gegen Ende des Ancien Régime nahm deren Zahl noch stetig zu, und die alten Notariatsakten der Gegend geben Hinweise auf weitere, bisher nicht lokalisierte stadtbürgerliche Herrschaftsgüter am See.

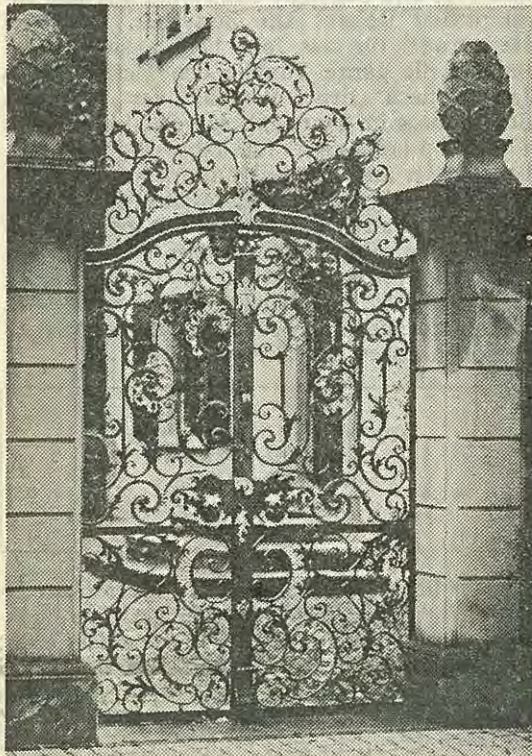
Doch kaum eine der Anlagen nahm in unserer Gegend schlossähnlichen Charakter an. Was in bernischen und welschen Landen durchaus die Benennung «Château» bzw. «Campagne» verdiente, blieb in Zürich dem schon im 16. Jahrhundert gebräuchlichen bescheideneren deutschen Begriff «Lusthaus» verpflichtet, auch wenn barocke Topographen wie David Herrliberger mit Vorliebe von einem «Schloss» sprachen, um angesehenen Zeitgenossen die gebührende Reverenz zu erweisen. So wählte Herrliberger für Bürgermeister Eschers Traubenberg in Zollikon die Bezeichnung «ein lustiges Land-



und Räbgut», für Junker Ratsherrn Eschers Romenschür in Feldmeilen ein «nach neuer Façon erbautes Lusthaus», für Junker Meissens Sitz im benachbarten Horn zum Sommervogel «ein allweg lustiges, wohlgebautes und nutzbares Landgut» und für General Lochmanns Erben Seehof unweit davon ein «ansehnlicher Palast». Das herrschaftliche, aber durchaus traditionelle Giebelhaus auf Bocken ob Horgen schliesslich wird als «herrliches Lust-Schloss auf einem anmuthigen Büchel (Bühl)» vorgestellt. Damit bringt der Zürcher Chronist in seiner etwas schwülstigen zeitbedingten Benennung allein schon in der Aufzählung der Zürichsee-Weingüter die ganze Wesensbreite des herrschaftlichen Landsitzes zum Ausdruck: Rebdomäne, Landgut, Lusthaus, Prachtsitz.

#### Sorgen der Bewirtschaftung – festliche Empfänge

Doch die zeitgenössischen Rechenschaftsberichte der *Gutsbesitzer* tönen weit nüchterner. Zwar erzählen auch sie vom lustigen Landleben, von festlichen und feierlichen Empfängen, von willkommenen und ungeliebten Besuchen und Gegenbesuchen. Aber ein Hauptaugenmerk gilt jeweils der Bewirtschaftung, dem Ertrag, der Unbill der Witterung, der Sorge mit dem Lehmann, dem Gebäudeunterhalt, und schliesslich wird auch immer *gerechnet*. Einige Episoden aus dem geschichtlichen Alltag bekannter Zürichseesitze mögen das Gesagte veranschaulichen. Im Weinmonat 1651 schrieb die Gemah-



Rokoko-Gittertor der «Seehalde» in Meilen, ein Werk des Zürcher Kunstschlossers Sixtus Kambli.

lin des Generals Hans Rudolf Werdmüller (1614–77) ihrem Gatten nach Venedig, um ihm über die Weinlese auf ihren beiden Landsitzen auf der Au und in Meilen zu berichten. In den Zeilen liegt der ganze Ernst der als Gutsverwalterin amtierenden Hausfrau: «Nur führ Euch Gott heim, Ihr werdet Euer Haus finden, dass Euch freuen wird und von niemand keine Klag wer-

det hören. Ihr werdet alles besser finden, weder ihr verlassen habend . . . seid von mir und Euren lieben Kindern gegrüsst und dem lieben Gott befohlen . . . Anna Werdmüller, eine Geborene Reinhartin.»

Repräsentative *Empfänge* auf den Landgütern ergaben sich meistens aus Amtspflichten, waren aber deshalb nicht minder fröhlich. Junker Marx Escher (1628–1719) empfing den Fürstabt von Einsiedeln auf seinem Landgut Romenschür im Meilerfeld in seiner Funktion als Amtmann im Einsiedlerhof zweimal, nämlich 1671 Abt Augustin II. Reding von Biberegg und 1693 Abt Raphael von Gottrau mit seinen Begleitern. Beide Male waren die Herrschaften auf der Durchreise nach dem Kloster Fahr.

Auch in der gastreichen Schipfe bewirtete man «offizielle» und private Gäste. Seit den 1730er Jahren hatte man hier für derartige Anlässe ja einen *Festsaal* zur Verfügung, der seinengleichen suchte. Die erhaltenen Briefe eines jüngeren Bruders des damaligen Schipfbesitzers und Bauherrn *Hans Conrad Escher-Pestalozzi* (1691–1743) erhellt eine dieser Visiten kurz vor Vollendung des neuen Saalbaus. 1731 meldete er dem älteren Bruder Heinrich, der sich auf einer Reise befand: «Vergangenen Mittwoch sind [wir] in die Schipf gefahren, da [wir] dann gleich nach unserer Ankunft einen Expressen von Rapperswil erhalten mit der Nachricht, dass Herr Venner von Mülinen [von Bern] sich persuadieren lassen, den retour mit unserm Herrn Ehrengesandten zu machen, und dass sie des folgenden Tags miteinander zu dem Mittagessen in die Schipf kommen wollen. Welches denn auch geschehen . . . Die Mahlzeit ist in Gesellschaftsleistung der Frau Mutter, beider Herren im Wullenhof und sämtlicher Herren Schwägeren gar vergnügt abgelaufen.»

Als *Hans Caspar Escher vom Glas* (1625–1696) im Jahre 1691 Bürgermeister von Zürich wurde, war er seit acht Jahren Besitzer des Traubensbergs in Zollikon und zudem seit 1679 Herr zu Schwandegg und seit 1684 Herr zu Gyrsberg. Sein Sohn, *Hans Jakob Escher* (1656–1734), trat als Herr zu Schwandegg und Gyrsberg sowie als Eigentümer des Trauben-

bergs die Besitzernachfolge seines Vaters an. 1711 wurde auch er Bürgermeister. Die beiden durch den Vater erworbenen Edelsitze Gyrsberg und Schwandegg im Zürcher Weinland veräusserte er jedoch nacheinander in den Jahren 1705 und 1715 und begnügte sich fortan mit dem ansehnlichen Rebgut am Zürichsee. Wie sein Herbstrudel für das Jahr 1715 ausweist, verbrachte die ganze Familie den Herbst dieses Jahres nach dem Verkauf des Schlosses Schwandegg im Traubenberg: «Weil [ich] Anno 1715 Schwandegg verkauft habe, sind meine lieben Kinder und Kindeskinde den 17. Sept. in Traubenberg gefahren und daselbst über Herbst geblieben. Den 3. Okt. bin ich mit meiner herzeliebtesten [Frau] auch dahin kommen bey schönem Wetter . . . Mont. d. 8. Okt. kamen H. Burgermstr., Holzhalb, Hr. Seckelmstr. Escher etc. mit ihren Frauen in Traubenberg. 15 Personen sassen zu Tisch.»

Verantwortlich für diese Beilage:  
Martin Neuenschwander  
und Thomas Häberling  
Aufnahmen von Karl Hofer





Über festliche Visiten auf den Landgütern erfährt man unter anderem durch die Briefe aus der Verwandtschaft des damaligen Besitzers der «Schipf» in Herrliberg, Hans Conrad Escher-Pestalozzi (1691–1743).

Wie hatte doch schon 1692 Junker *Hans Erhard Escher vom Luchs* über die gesellige Funktion des hauseigenen Tropfens geschrieben: «... und wachset daselbst [auf dem väterlichen Landgut in Feldmeilen, heute Mariafeld] unter den guten weissen Weinen nicht der minste, den unterschiedenliche gute Fründe mit mir zum öfteren versucht haben...» Gesellschaft und Geselligkeit waren wie Repräsentation und Häuslichkeit auf dem heimischen Landsitz kaum zu trennen.

#### Verschwunden und neu erstanden

Viel von der alten Pracht ist ganz verschwunden, anderes im Wandel der Zeit zu glanzloser Existenz herabgesunken. Der gründlich veränderte und schliesslich abgetragene «venezianische» Sitz des Generals Hans Rudolf Werdmüller auf der *Wädenswiler Au* ist bereits Legende, die bei Füssli abgebildete *Solitude im Riesbach* (die Seeweid der «Turnachkinder») bloss literarische Reminiszenz, und wer würde im heutigen *Altersheim Wangensbach in Küsnacht* das von Herrliberger erwähnte «schöne Schloss mit geviertem Turm» vermuten? Ebenso ist das ehemalige stolze Eschersche «*Sunnezyt*» in *Obermeilen* zur unscheinbaren Dependenz der dortigen Getränkefabrik geworden und soll demnächst dasselbe Abbruchschicksal erleiden wie vor einem Jahrzehnt bereits der unweit davon gelegene «*Sonnenhof*», ein damals verkannter, aber noch im Weichen stolzer Bau, der nach seiner Besitzerfamilie Escher vom Luchs den Beinamen «*Junkerehuus*» getragen hat. Andere Landsitze sind in den letzten Jahren aus dem Dornröschenschlaf des Vergessens erwacht und stehen heute wieder glanzvoll da, wie der *Lochmannsche Seehof in Küsnacht* oder die *Vogtei in Herrliberg*, in welcher das ehemalige Schulthesische Landgut im Busenhard weiterlebt. Einige

haben zwar etwas von ihrer äusseren Pracht eingebüsst, so die *Windegg in Herrliberg*, ohne jedoch den stattlichen Habitus aus der Zeit des Ancien Régime ganz einzubüssen. Der *Zieglerhof in Männedorf* und der *Seehof in Meilen* sind gutproportionierte Bauten, an denen man den im Innern bewahrten Ausstattungsreichtum nur erahnen kann.

Und anerkennend denkt man schliesslich an die traditionsreichen Häuser mit klingenden Namen. Sie sind, wie die *Schipf in Herrliberg*, der *Traubenberg in Zollikon* oder das *Mariafeld*, das *Horn* und die *Seehalde in Meilen* durch familiäre Kontinuität und durch generationenalte Pietät vor dem Baudenkmal vor allzu grossen Verlusten bewahrt worden und werden auch heute noch unter grösstem finanziellem Aufwand in ansehnlichem Stand gehalten. Manchmal nimmt der Besucher erfreut kleinere und grössere *Verbesserungen* an ihnen wahr. Wie die *Schipf* vor Jahren ihre alte Portalmauer zurückerhalten hat, so zieren seit kurzem den *Traubenberg* die wiederhergestellten, beidseitigen Spitzhelme, und das prachtvolle Gitterwerk der Tore an der *Seehalde* erstrahlt von Zeit zu Zeit neu aufgefrischt. Die Kastanienreihe vor dem *Mariafeld* ist verjüngt wiedererstanden und ein zierlich gestalteter Pavillon steht neuerdings verstohlen, aber einladend in der Gartenecke. Auch *im Innern* tut sich, abgeschirmt vor neugierigen Augen, einiges: Die bemalten Decken im *Traubenberg* wurden schon vor Jahren freigelegt, der hervorragende Stuck im *Schipf-Saal* jedoch erst kürzlich restauriert. Schliesslich weiss aber kaum jemand, dass im Landsitz zum *Sommervogel im Meilener Horn* (unweit der *Seehalde*) der prächtige Régencesaal im Zuge der eben vollendeten Innenrestaurierung nach sechzig Jahren wieder von störenden Einbauten befreit worden ist und nun in ungeahnter Festlichkeit erstrahlt.

Schliesslich sei auch all jener Gutsbesitzer gedacht, die ihre traditionsreichen Häuser ganz im stillen pflegen, weil sie dies als ihre selbstverständliche Pflicht erachten.



# Die Gemeinden aus der Sicht ihrer Präsidenten

## Weitsichtiger Landerwerb in Oetwil am See

Das Dorf Oetwil am See und der Weiler Chrüzlen liegen am Ausläufer des Pfannenstiels, am dem Zürichsee abgekehrten Hang. Der grössere Teil des Gemeindegebietes jedoch mit dem Weiler Willikon und zahlreichen Höfen bettet sich ein in die für das Oberland typische *hügelige Drumlinlandschaft* (Gletscherendmoräne). Das Gebiet der Politischen Gemeinde umfasst etwa 500 Hektaren.

In den vergangenen Jahren wandelte sich die Gemeinde von einem Bauerndorf zu einer Wohngemeinde. Die *Einwohnerzahl* verdoppelte sich von 1960 bis 1970; heute beträgt sie 3397. Etwa 70 Wohnungen sind gegenwärtig im Bau.

Während dieser Zeit der stürmischen Entwicklung hatte die Gemeinde mit wenig Steuerkraft und mit Hilfe des Finanzausgleichs *grosse Infrastrukturaufgaben* zu lösen; so zum Beispiel Primar- und Oberstufenschulhäuser, Beteiligung an Kläranlage und Kehrriechwerk, neue Strassen und Kanalisationen, Seewasserbezug

und Werkleitungen, Alterswohnungen, Feuerwehrgebäude usw. Diese Investitionen sind mehrheitlich auf ein Einwohnerziel von 4000 bis 5000 ausgerichtet, so dass bezüglich Infrastrukturaufgaben eine Beruhigung eintreten wird. Gegenwärtig stehen ein Postgebäude (mit PTT) und ein paritätisches Kirchgemeindehaus sowie ein Sportplatz in Planung. Der Steuerfuss beträgt gegenwärtig 136 Prozent (inkl. Kirchensteuern). Eine weitsichtige *Landerwerbspolitik* hat schon beigetragen und wird weiter dazu beitragen, das Los einer nicht finanzstarken Gemeinde zu lindern. Die Ansiedlung von Industrie und Gewerbe wird seit über zwanzig Jahren gefördert. Die klassischen Handwerksbetriebe haben in ihrer Zahl der Entwicklung entsprechend zugenommen. Erfreulicherweise haben sich nebst den angestammten grösseren Betrieben wie dem psychiatrischen Krankenhaus Schlössli, einer Skiliftfabrik und einer Bauunternehmung einige einzelne Handels- und Industriebetriebe angesiedelt und werden sich weiter ansiedeln.

Neuerdings hat Oetwil am See auch zwei *Sehenswürdigkeiten* zu bieten. In einem alten



*In Oetwil ist das Wappentier erneut heimisch geworden.*

Wohnhaus am Chilerain wurde ein Ortsmuseum und gleichzeitig eine Helen-Dahm-Stube (Oetwiler Kunstmalerin) eingerichtet. Im Sigmund, oberhalb des Krankenhauses Schlössli, entstand eine Storchensiedlung. Damit hat das Wappentier in Oetwil wieder Einzug gefunden, und anscheinend gefällt es den über zwanzig Störchen hier unter der Betreuung des Storchenevereins sehr gut.

*Gemeindepräsident Peter Abplanalp*



## Gemischte Struktur in Männedorf

Mit dem Namen «Manidorf» findet der am mittleren rechten Zürichseeufer gelegene Ort die bekannterweise erstmalige Erwähnung in einer im Stiftsarchiv St. Gallen verwahrten Urkunde aus dem Jahre 933. Als Gründer der Ansiedlung gilt ein Alemanne namens *Manno*. Pfahlbau-funde deuten auf die Besiedlung des Seeufers bereits in der jüngeren Steinzeit hin.

Das ehemalige Rebbauern- und Fischerdorf hat sich im Laufe der Zeit zu einer Gemeinde mit gemischten Strukturen entwickelt. Nebst Industrie- und Gewerbebetrieben findet man erfreulicherweise auch heute noch eine allerdings bescheidene Zahl kleinerer bis mittlerer Landwirtschaftsbetriebe. Ein grösserer Teil der er-



Zurzeit wird Geld gesammelt für das in der Villa Liebegg in Männedorf geplante Schiffahrtsmuseum.

werbstätigen Bevölkerung arbeitet auswärts. Im Zusammenhang mit der kommunalen Gesamtplanung hat man sich das Ziel gesetzt, den heutigen Charakter des ländlichen Wohn- und Arbeitsortes auch in Zukunft möglichst zu bewahren.

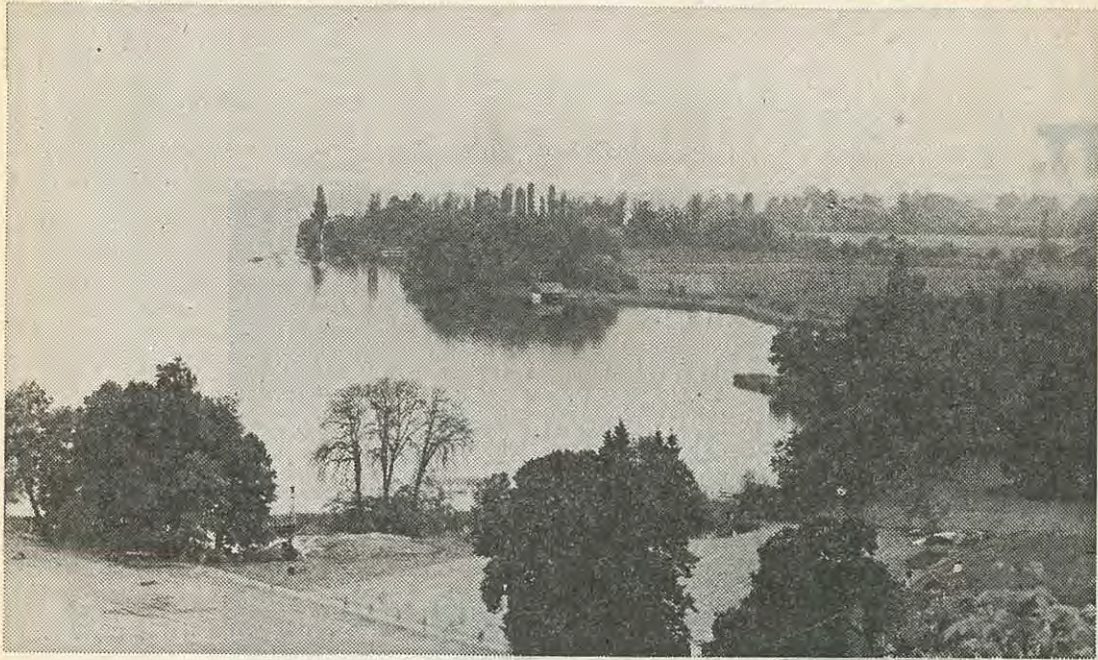
Mit der Bahnlinie Zürich-Rapperswil, den Schiffskursen auf dem See und dem Autobus nach Oetwil-Wetzikon verfügt die Gemeinde über gute Verkehrsverbindungen. Ein Strandbad, ein modernes Hallenbad und ein ausgedehntes Erholungsgebiet mit anderen Sportanlagen erhöhen den Wohnwert des Dorfes. Alterswohnungen und ein neues Alters- und Pflegeheim, die in den letzten Jahren erbaut worden sind, wollen zum Wohle der Betagten beitragen. Zu den in den letzten Jahren entstandenen grösseren Bauwerken gehört auch das Feuerwehrgebäude Aufdorf. Das im Aufbau begriffene Zürichsee-Schiffahrtsmuseum, dem das Ortsmuseum angegliedert wird, soll zu einem Kulturzentrum werden. Es befindet sich in der Villa Liebegg oberhalb des Bahnhofes.

Die Gemeinde zählt zurzeit rund 7600 Einwohner. Mit einem Steueransatz von 124 Prozent für reformierte und von 128 Prozent für katholische Steuerzahler gehört Männedorf nicht zu den finanzstarken Seegemeinden. Das Gemeindegebiet umfasst rund 474 Hektaren. Davon sind rund 94,5 Hektaren Wald. Wichtige Aufgaben, die der kurz- und mittelfristigen Lösung harren, sind der Abschluss der Nutzungsplanung, die Sanierung von Verkehrswegen, der Unterhalt gemeindeeigener, teils schutzwürdiger Liegenschaften, der Gemeindesaalbau, die Verbesserung der Finanzlage, die Revision der Gemeindeordnung und anderes mehr.

Gemeindepräsident Bernhard Büttikofer



## Die Gemeinden aus der Sicht ihrer Präsidenten



*Landschaftlich noch intakte Seeuferpartien, wie hier die Bucht bei Feldbach, sind selten geworden.*



*In Feldbach besitzt Hombrechtikon seine eigene, gemütliche Badi.*



## Hombrechtikon – Tor zum Oberland

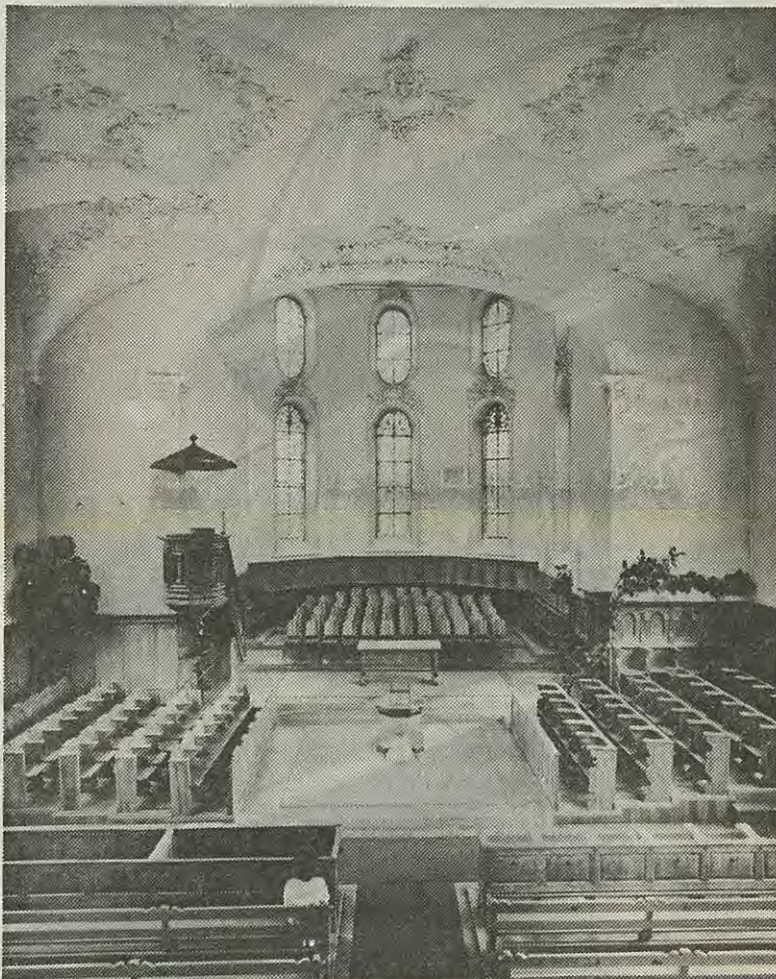
Hombrechtikon, als oberste Gemeinde am rechten Zürichseeufer, liegt in einer einzigartigen Gegend. Der Blick über den Zürichsee bis hinüber zu den Glarner Alpen ist besonders reizvoll. Aber auch die wunderschöne Landschaft des *Lützelsees* mit seinen schwimmenden Inseln ist das Ziel vieler Wanderer und Ruhesuchender. Angrenzend an den Bezirk Hinwil und den Kanton St. Gallen, wird Hombrechtikon auch als *Tor zum Zürcher Oberland* bezeichnet. Mit seinen verschiedenen Ortsteilen und Siedlungen, von Feldbach bis nach Uetzikon, Dändlikon, Herrgass, ist Hombrechtikon mit 1226 Hektaren flächenmässig eine der grössten Gemeinden des Bezirkes Meilen. Die grosse Bautätigkeit der letzten Jahre hat eine starke *Bevölkerungszunahme* mit sich gebracht. Heute zählt Hombrechtikon rund 6600 Einwohner. Trotz diesem erheblichen Zuwachs ist Hombrechtikon eine Landgemeinde geblieben und schätzt sich glücklich, eine noch immer intakte und gut entwickelte Landwirtschaft zu besitzen. Insgesamt sind es doch noch immer rund 80 Bauernbetriebe, welche etwa 700 Hektaren Landwirtschaftsland nutzen.

Obwohl zum reichen Bezirk Meilen gehörend, weist Hombrechtikon bezüglich Finanzen mehr Ähnlichkeit mit den Oberländer Gemeinden auf. Kommen grosse Aufgaben wie der Bau der Schiessanlage (von der Gemeindeversammlung bereits bewilligt), Schulhaus- und Turnhallenbauten (kurz vor der Fertigstellung), die Renovation von Schulanlagen, Zivilschutzbauten in Uetzikon und Feldbach und der Ausbau des Reservoirs Langacker werden zusammen mit der bevorstehenden Steuergesetzrevision (Steuerausfälle) dafür sorgen, dass Hombrechtikon auch in den nächsten Jahren ohne Finanzausgleich nicht auskommen wird.

Im weiteren beschäftigt sich die Behörde auch mit der *Saalbaufrage*. Verschiedene Projekte und Vorlagen von privater und behördli-

cher Seite waren dem Stimmbürger nicht genehm. Orientierungsversammlungen und Umfragen bei Vereinen haben deutlich gezeigt, dass ein Zusammengehen mit der reformierten Kirchgemeinde auf dem Areal Blatten die zweckmässigste Lösung wäre. Ein entsprechender Projektionskredit sollte an der Juni-Gemeindeversammlung bewilligt werden.

Im kulturellen Bereich liegen Antrag und Weisung für die Schaffung eines *Dorf museums*



Die Flachdecken der reformierten Kirche von Hombrechtikon (erbaut 1758/59) schmückt reicher Rokokostuck.

im ehemaligen Sinniger-Haus im Langenriet vor. Unter Federführung des Vereins «Pro Hombrechtikon» wurden Vorbereitungen und Abklärung über eine allfällige Eignung dieses Kleinbauernhauses getroffen. Der Stimmbürger hat nun an der kommenden Gemeindeversammlung vom 27. Juni Gelegenheit, über ein zukünftiges Dorfmuseum zu entscheiden.

Planerische Aufgaben werden den Gemeinderat auch in Zukunft beschäftigen. Vor allem ist die Frage der Schaffung einer Industriezone noch offen, und gerade für das einheimische Gewerbe ist eine Gewerbezone eine vordringliche Angelegenheit.

Gemeindepräsident Max Baumann



## Rapperswil, die Rosenstadt

Rapperswil – auf sankt-gallischem Territorium –, als nördlicher Brückenkopf an der wichtigen Nord-Süd-Verbindung am Seedamm und im Schnittpunkt zwischen unterem und oberem Zürichsee gelegen, übt schon seit undenklicher Zeit einen fast unwiderstehlichen Reiz auf die nähere und weitere Umgebung aus. Vor mehr als 750 Jahren erstmals urkundlich als Stadt erwähnt, ist es wegen seiner einzigartigen halbinselartigen Lage, des alles überragenden Schlosses und der Pfarrkirche auf dem Lindenhügel, seiner gepflegten Altstadt und vieler anderer Sehenswürdigkeiten das Ziel von jährlich weit über einer Million Besuchern. Allein der Kinderzoo des in Rapperswil beheimateten Schweizer National-Circus Knie vermag in einer Saison etwa 350 000 Schaulustige anzulocken.

Besucher geniessen auf stolzen Schiffen der ZSG bei der Einfahrt in den Hafen den einmalig schönen Blick auf die Kulisse, vertrauen sich auf vielen Geleisen von SBB, BTB und SOB der Eisenbahn an, überschweben mit ihren Autos, die zur Hauptsache die Zeichen ZH und SZ tragen, an schönen Ausflugstagen und milden Abenden die Kleinstadt. Wanderer kommen auf verträumten und stillen Pfaden entlang dem Obersee zu uns, um sich am Seegestade fast südlichen Dolce-far-niente-Freuden hinzugeben.

Rapperswil war aber auch Marktflecken schon zur Gründerzeit der Grafen von Rapperswil und ist heute noch *Einkaufsziel* einer ganzen Region mit einem traditionsbewussten Gewerbe, modernen Einkaufsmöglichkeiten und einer breiten Fülle von gastronomischen Betrieben. Das Wort «Bauland» ist in Rapperswil fast zu einem Fremdbegriff geworden, und der letzte Landwirt hat die Rosenstadt schon vor über vierzig Jahren verlassen. Die nicht ganz 8000 Einwohner leben auf der nur 1,7 Quadratkilometer grossen Landfläche nahe beieinander, fast wie in Grossstädten, mit denen wir auch deren Sorge, nämlich die *Citybildung*, zu teilen haben.

Und doch kennt man sich im Städtchen noch, vielleicht nicht mehr über jedes Kreuz, aber doch in den Quartieren, wo heute vier Quartiervereine zusammen mit den Behörden versuchen, die Wohnwerte zu steigern und nachbarschaftliche Aktivitäten zu fördern.

Rund 5600 Arbeitsplätze bietet Rapperswil an, und volle zwei Drittel davon entfallen auf den Dienstleistungssektor: Auf nur 150 Meter Planlänge entfällt ein eigenes Bankenviertel;

jede bekannte Versicherungsgesellschaft ist mit eigenem Sitz vertreten, diverse Bundesstellen wie ein eidgenössisches Zeughaus und die Telefondirektion 055 tragen das Ihre zu diesem hohen Anteil bei. Eine gut diversifizierte *Industrie* – die grösste davon mit etwa 700 Arbeitsplätzen – ist ebenfalls die Grundlage der guten wirtschaftlichen Situation, welche auch im höchsten Pro-Kopf-Steueraufkommen des Kantons ihre Bestätigung findet.

Zentrum ist Rapperswil aber auch im Bildungssektor mit dem von den vier Kantonen Zürich, Schwyz, Glarus und St. Gallen getragenen *Technikum* und seinen etwa 400 Studenten, ausserdem für die rund 1000 Schüler, welche die regionale gewerbliche und kaufmännische *Be-*



Die Rosenstadt hat sich um Neuanpflanzungen seiner Wappenblume bemüht.

*rufsschule* besuchen, deren Ausbau in Planung steht. Zusammen mit der benachbarten Gemeinde Jona, welche Rapperswil auf seiner gesamten Landseite umschliesst, lösen wir nicht nur Entsorgungsprobleme, sondern bauen und betreiben auch Sportanlagen und vieles andere mehr.

Unser grösstes Sorgenkind ist der *Autoverkehr*; allein vom und zum Seedamm fahren Tag für Tag im Durchschnitt 22 000 Fahrzeuge durch unsere Wohnquartiere, die meisten davon in mehr oder weniger schnellem Tempo. Die Verlegung dieser *Lawine* auf Verkehrsträger ausserhalb des Stadtbereichs – vor allem auf die in Planung stehende *Westumfahrung* mit Seetunnel – würde den Rapperswilern wie eine Erlösung vorkommen. Hoffen wir, dass in der angelaufenen Zusammenarbeit zwischen Bund und Kanton dieses grosse Werk in naher Zukunft gelingen möge. *Stadtmann Augus. Bürer*



## Jona – Vor- und Nachteile einer Wachstumsgemeinde

Die Gemeinde Jona ist mit 14 050 Einwohnern die viertgrösste Gemeinde im Kanton St. Gallen. Das Gemeindegebiet von rund 20 Quadratkilometern erstreckt sich von Oberböllingen rund um Rapperswil bis nach Kempraten und an die zürcherische Kantonsgrenze. Die schönen Wohngebiete am Zürichsee und die ausgezeichnete Verkehrslage haben dazu geführt, dass die Gemeinde ihre Einwohnerzahl seit 1960 um das Zweieinhalbfache gesteigert hat. Da zudem im gleichen Zeitraum die durchschnittliche Anzahl Personen pro Wohnung von 4,06 auf 2,57 abnahm, lässt sich das Ausmass der *Bautätigkeit* in den vergangenen 25 Jahren ermes sen.

Das ehemalige Bauerndorf Jona hat sich zu einer Siedlung mit teilweise halbstädtischem Charakter gewandelt. Eine erfreuliche Begleiterscheinung dieser Entwicklung ist die Tatsache, dass sich die ehemals finanzschwache Gemeinde zu einer der *steuergünstigsten* der sanktgallischen Gemeinden entwickelt hat. Massgeblich zu dieser Entwicklung beigetragen hat die Tatsache, dass nicht nur Wohnungen gebaut wurden, sondern in grösserer Zahl auch Arbeitsplätze geschaffen werden konnten. Entgegen einer weitverbreiteten Ansicht arbeitet ein wesentlicher Teil der Bevölkerung im Raum Rapperswil–Jona.

Wenn auch die Infrastruktur dank der Weitsicht früherer Behörden mit dem Wachstum recht gut Schritt halten konnte, hat die rasche Entwicklung doch zu Problemen geführt. Leider ist die Integration der vielen Neuzuzüger *nicht voll gelungen*. Nebst Quartieren, in denen Quartierorganisationen und Vereine eine grosse Rolle spielen, bestehen andere Siedlungen, in denen die Bewohner sich kaum kennen. Die Gemeinde stellt den kulturellen Vereinen mit dem seit fast fünf Jahren in Betrieb stehenden *Zentrum Kreuz* und dank einem wesentlichen finanziellen Beitrag an die Erhaltung des «Kronen»-Saals in Kempraten die nötige Infrastruktur für ihre Tätigkeit zur Verfügung. Daneben wurde der Ausbau der Sportanlagen gefördert. Alle diese Massnahmen sollen dazu beitragen, die Integration der Bevölkerung zu verbessern.

Ein Hauptproblem im Raum Rapperswil–Jona stellt der überbordende *Privatverkehr* dar. Wenn man weiss, dass über den Seedamm jeden Monat mehr Fahrzeuge in diesen Raum einfahren als auf der berüchtigten Walenseestrasse verkehren, so kann man sich vorstellen, dass die Belästigungen der Anwohner der Hauptverkehrsrouten das tragbare Mass überstiegen haben. Abhilfe kann nur geschaffen werden, wenn einerseits die Entlastung der Wohnquartiere vom Individualverkehr vorangetrieben wird und andererseits das Umsteigen auf den öffentli-

chen Verkehr gefördert wird. Die Gemeinde hat aus diesem Grund in den letzten Jahren an den Eisenbahnlinien *drei neue Haltestellen* (Jona Zentrum, Kempraten und Blumenau) gebaut. Die SBB haben die Initiative der Gemeinde dadurch unterstützt, dass sie heute ein attraktives Fahrplanangebot an diesen Haltestellen anbieten.

In der Euphorie der sechziger Jahre wurde auch in Jona recht grosszügig Land eingezont. Glücklicherweise blieb das Ufer des Obersees weitgehend von der Überbauung verschont. Die in Vorbereitung befindliche *Schutzverordnung* für das gesamte Seeufer wird dafür sorgen, dass nebst der Überbauung auch der Erholungsbetrieb am See in Grenzen gehalten werden kann. Im Zonenplan von 1964 wurde fast das gesamte am See gelegene westliche Gemeindegebiet der Bauzone zugeschieden. Dank der Tatsache, dass die Bürgerschaft in den letzten Jahren fast drei Millionen Franken zum Erwerb von Freihaltegebieten bewilligt hat, ist es nun gelungen, praktisch die ganzen Rebberge zwischen der zürcherischen Kantonsgrenze und Kempraten auf Dauer vor Überbauung freizuhalten.

Gemeindeamann Hans Ulrich Stöckli



## Fische für den Zürichsee

### Die Fischzuchtanlage in Stäfa

hsr. Heute können einige Fischarten nur mit Unterstützung von Fischzuchtanstalten in genügender Anzahl erhalten werden. Der Engpass im Lebenskreislauf der Fische ist meistens die Fortpflanzung. *Felchen* benötigen als Laichplätze *Kiesgründe*, die heute wegen der Eutrophierung so verschlammt sind, dass die auf den Grund sinkenden Eier dort an Sauerstoffmangel zugrunde gehen. Den *Hechten* fehlen wegen der Seeregulierung und der Uferverbauungen die vom Frühlingshochwasser überschwemmten Wiesen.

Die Fischzuchtanlage Stäfa wurde 1942 erstellt. Nach den Angaben des kantonalen Fi-



Die Fischzuchtanlage in Stäfa sichert den Fortbestand verschiedener Fischarten im Zürichsee, namentlich der *Felchen*, *Hechte* und *Seeforellen*.

scherei- und Jagdinspektors *M. Straub* setzte sich der damalige Finanzdirektor und spätere Bundesrat *Streuli* zusammen mit dem Fischerei- und Jagdverwalter *E. Ammann* besonders für den Bau dieser Anlage ein.

Die Fischzucht Stäfa erbrütet überwiegend für den Zürichsee bestimmte Fische. Die Anlage besteht aus einem Brutraum, einer Rundbecken-aufzuchtanlage, drei grossen Hechtteichen zur Aufzucht von Hechtbrütlingen zu Hechtsetzlingen sowie den Längsteichen für die Aufzucht von Seeforellen unter natürlichen Verhältnissen. Seit zwei Jahren werden in einer neuen Seeforellenhälterungsanlage einheimische Seeforellen zu Laichtieren gezogen; damit soll sichergestellt werden, dass die Zürichsee-Seeforelle nicht ausstirbt.

Bei den winterlichen Felchenlaichfischfängen müssen die Berufsfischer die Laichtiere zur Fischzuchtanlage bringen, wo der zuständige Fischereiaufseher die Streifung vornimmt, d. h. die Eier und Spermien zur künstlichen Befruchtung auspresst. Im Frühling fangen die Berufsfischer zum gleichen Zweck mit Netzen und Reusen laichreife Hechte. Die Erbrütung von mehreren Millionen Felchen und Hechten jährlich erfolgt in sogenannten Zugergläsern; das sind auf den Kopf gestellte Flaschen ohne Boden, die reihenweise im Brutraum stehen und von sauerstoffreichem Wasser durchströmt werden.

Die Felchen werden schon als Brütlinge ausgesetzt, die Hechte gelangen nach dem Schlüpfen und der Haftphase, während deren sie vom Inhalt des Dottersackes leben, in die von der Strasse aus ebenfalls sichtbaren Hechtteiche, in denen sie, von Plankton lebend, ähnliche Verhältnisse vorfinden, wie sie der Hecht früher am See noch fand.

Die Frage, ob in Stäfa auch Eglis, der in der Schweiz als Speisefisch sehr begehrte Flussbarsch, gezüchtet werden, verneint *M. Straub*. Die zum Beispiel im Zürich- und im Bodensee fast zu hohen Eglibestände basieren also ausschliesslich auf einer Naturverlaichung, wobei es aber falsch wäre, daraus auf eine besonders positive Entwicklung der Wassergüte zu schliessen – die Eglis stellen eben keine grossen Ansprüche.



## Kulinarischer Küstenbummel

Von Zollikon nach Rapperswil –  
Köstlichkeiten mit Kosten von Fr. 2.50 bis Fr. 110.–

Ein gastronomischer Bummel von Zollikon nach Rapperswil? Aber gerne! Wir haben uns vor Wochen erstmals leichten Fusses auf die Reise gemacht, im Verlaufe des vergnüglichen Tuns aber immer mehr feststellen müssen, dass die Aufgabe – nicht das Essen! – schwer zu verdauen ist: Es gibt an der Goldküste Restaurants wie Sand am Meer, und auch einem Gastronomiejournalisten, der, wie Figura zeigt, bereit ist, sich ins Zeug zu legen, sind gewisse Grenzen gesetzt. In heiklen Lebenslagen darf man zum Glück oft auf die Freunde zählen, und in diesem Fall waren die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der NZZ-Rubrik «A la carte» bereit, ihrerseits gastronomische Erlebnisse «aufzubelehnen».

Im Gegensatz zu den Berichten, die sonst unter dem Titel «A la carte» in dieser Zeitung veröffentlicht werden, soll also hier nicht ein einziges Restaurant vorgestellt und beurteilt, sondern ein kulinarischer Streifzug entlang dem Sonnenufer des Zürichsees unternommen werden. Eine Vollständigkeit konnte nicht angestrebt werden. Die zur Verfügung stehende Zeit hat es uns leider nicht mehr gestattet, einzelne Betriebe, die wir gerne wieder besucht hätten – wir denken da etwa an den «Kehlhof» in Stäfa, an den «Löwen» in Meilen und an das «Goldene Kreuz» in Erlenbach –, in diesen Rundgang einzuschliessen. Die nun hier präsentierten Lokale, die wir, von wenigen Ausnahmen abgesehen, in den vergangenen Wochen neu getestet haben, sind aber repräsentativ für das kulinarische Geschehen am rechten Ufer unseres schönen Sees.

### Hohe Schule

Fährt man vom Tiefenbrunnen aus auf der Seestrasse stadtauswärts, so ist in Zollikon das erste Restaurant links nicht das erstbeste, sondern eines der besten des Landes (ein Stern im Guide Michelin für Europa). Max Kehls «Chez Max» ist nun schon seit acht Jahren eine der tragenden Säulen der zürcherischen Gastronomie. Strenge Produktauswahl, Genauigkeit bei der Zubereitung und aufmerksamer Service in einem gepflegten Rahmen haben aus dem Etablissement ein Spitzenrestaurant werden lassen. Bei unserem letzten Besuch zählten ein Salat mit Wachtelbrüstchen und Hummer an zwei

Der Verfasser dieses Artikels hat in seinem Bericht Testnotizen von Peter Widmer, Alice Vollenweider, Lily Tang Shang und René Simmen einfließen lassen, die heute zusammen mit ihm das Autorenteam der NZZ-Kolumne «A la carte» bilden. Die kritischen Beiträge «A la carte» über Zürcher Restaurants, die auf Grund anonymer Besuche auf Kosten der Redaktion entstanden sind, erscheinen jeweils in der Freitagausgabe der NZZ und werden auch in Buchform angeboten.

Saucen zu den vollendeten Köstlichkeiten. Mittags Déjeuner d'affaires (Fr. 55.–) und eine Tageskarte, abends nur Menus (ab Fr. 110.–, ohne Käse und Dessert). Dass hier noch Menus zu weit höheren Preisen – in der Luxusausführung sind Schneckeneier inbegriffen – angeboten werden, sei der Vollständigkeit halber erwähnt. Hervorragende Weine.

In jeder Beziehung des Wortes auf der Höhe ist der Betrieb, den Robert Haupt in Zollikon führt: In der *Wirtschaft zur Höhe* mit prächtigem Gärtchen kann bei vorbildlichem Preis-Leistungs-Verhältnis hervorragend getafelt werden; eine Ausnahme von der Regel kann sich einstellen, wenn einmal zu viele Gäste akzeptiert werden. Beim jüngsten Besuch hervorragend waren unter anderem grillierte Saint-Pierre-Filets an Peperonisauce (Fr. 38.–). Mittags ein dreigängiges Menu für Fr. 35.–, Tagesteller Fr. 16.–; neu bei den Menus ist eine Folge von schweizerischen Spezialitäten (Fr. 42.–).

Zu den schönsten Gartenrestaurants am See zählt das «Ermitage» in Küssnacht, und es ist erfreulich, dass der neue Hoteldirektor, Peter K. Jörg, und sein Küchenchef Felix Herdegger es verstanden haben, die Leistungen der Küche derart zu gestalten, dass es sich nun wieder lohnt, auch wegen des Essens (nicht nur wegen der prächtigen Lage) ins «Ermitage» zu gehen. Im Garten wird bei schönem Wetter abends am Spiess gebraten; an Donnerstagen zum Beispiel steht Spanferkel (Fr. 33.–) auf dem Programm. Dreigängiges Mittagsmenu (Fr. 35.–), abends Fünf-Gang-Menu um die 70 Fr.

Horst Petermanns Restaurant *Kunststuben* in Küssnacht ist bisher das einzige im Kanton Zürich, das von Michelin mit dem zweiten Stern «dekoriert» worden ist. Gegen die Auszeichnung ist wirklich nichts einzuwenden: Petermanns kulinarische Suiten sind meisterlich gestaltet, der Service unter der Obhut seiner Frau Iris ist perfekt in diesem eleganten und schönen Lokal. Zwei hervorragende Beispiele aus dem Angebot: Ochsenschwanzconsommé mit Kräuterravioli und Morcheln (Fr. 14.–) und Hummer in Sauterangelée auf jungen Artischocken (Fr. 32.–). Mittags Vier-Gang-Menu für Fr. 39.–. Am Mittag und am Abend Fische- und Meerfrüchte-Menu Fr. 64.–, sechsgängiges Menu (mit Dessert, ohne Käse) Fr. 98.–. Grossartige Weine mit ebensolchen Preisen. Offene Weine (½ Liter Riesling-Sylvaner Fr. 16.–).

### Vom Elsass via Italien in die USA

Von grossen Adressen, die am Wege liegen, hinauf in die Wälder der (zur Gemeinde Küssnacht zählenden) Forch, hinaus in wohlthuende Einsamkeit. Da wäre zum Beispiel die «Solitude», wo André und Margrit Harnist seit vielen Jahren eine Elsässer Küche von beachtlicher (und regelmässiger) Qualität anbieten. Eine Quiche alsacienne etwa, ein Coquelet au riesling d'Alsace, aber auch Kutteln «à la mode de Caen» (Fr. 28.50). Im kleinen Gärtchen des ver-





Es lächelt der See, er ladet zum Mahle.

träumten Restaurants, das werktags nur abends geöffnet ist, stehen drei Tischchen zum Tafeln zur Verfügung.

An einem anderen Ort, wo sich Fuchs und Hase ebenfalls guten Appetit wünschen, oder was immer sie sich sagen, in *Hinterguldenern*, ist der prächtig gelegene «*Waldhof*» zu finden, wo der agile Pächter *Kaspar Mettler* das Angebot vergrössert hat, neben klassischen Fleischgerichten aber nach wie vor originelle und gut gemachte Kleinigkeiten pflegt: dunkles, warm serviertes «*Knoblibrot*» (Fr. 2.50) – da hätten wir den Preisknüller aus dem Untertitel – etwa oder gebackene Champignons.

Tagliatelle mit Basilikum, Ravioli alla panna und Penne alle vongole in *Küsnacht*? Gewiss, alles zusammen sogar (halbe Portion Fr. 13.–), und zwar im «*Schiffli*». Das tönt nicht ausgesprochen italienisch? Eigentlich wirklich nicht, aber das Lokal heisst auch noch *Trattoria Montalcino*. *Pino Ceccarelli*, in früheren Jahren Kellner bei Max Kehl, lässt in der Küche unter anderem eine gute Kalbshaxe (Fr. 23.–, ohne Beilage) entstehen.

An dieser Stelle ist vielleicht ein Gedankensprung nach *Stäfa* angezeigt: In der schönen «*Alten Krone*» serviert der initiative *Peter Frick* neben dem «normalen» Angebot bis Ende August italienische Spezialitäten.

Da später noch ausgiebig vom Fisch die Rede sein soll, sei hier noch eine Adresse genannt, die Fleischliebhaber interessieren kann: In der «*Taverne*» in *Küsnacht* hat sich *Heinz Behmerburg* darauf spezialisiert, aus den USA eingeführtes Rindfleisch von hoher Qualität tadellos auf den Tisch zu bringen. (Fr. 30.– bis 36.–). Die Beilagen sind keine Reise wert. Abends Background-Jazzmusik ab Platten.

Zu den Restaurants, von denen man in den vergangenen Jahren zu Recht in positivem Sinne gesprochen hat, zählt die «*Erlenhöhe*» hoch über *Erlenbach* mit Gärtchen und prächtiger Seesicht. Die beiden Restaurateure, welche die Wende herbeigeführt hatten, sind zwar weitergezogen, erfreulicherweise wird nun aber von *Jürg Buri* weiterhin eine leichte, frische, der Jahreszeit angemessene Küche in diesem Betrieb gepflegt. Frühlingssalat mit lauwarmen Steinpilzen oder gebratener Lammrücken auf *Ratatouille* (Fr. 32.–).

Dass wir vor ein paar Jahren hier geschrieben haben, das Restaurant des *Hotels Erlbacherhof* in *Erlenbach* sei früher nicht gerade durch grosse Veränderungen aufgefallen, hat den Herrn des Hauses mit einem grossen Garten, *Walter Hodel*, beinahe ein wenig getroffen. Wir sagen es nie wieder: Auf den neuen Karten sind neben zahlreichen Fleischgerichten von der passierten Fischsuppe (Fr. 6.50) bis hinauf zum *Filet de Turbot à la vapeur* «*Jardin de Paris*» (Fr. 35.50) wirklich viele neue Köstlichkeiten zu entdecken.

#### Vom Yangtze in den Wiesengrund

Im neuen Restaurant *Yangtze* im Dorfzentrum von *Herrliberg* wird eine ausgezeichnete chinesische Küche angeboten, die auch den Anforderungen einer kritischen chinesischen Testesserin mit grossem fachlichen Wissen und Können – sie hat in Amerika als Köchin selbst ein chinesisches Restaurant geführt – gerecht zu werden vermag. Im gefälligen Lokal mit guter Bedienung wurden unter anderem *Woba Scampi* (Fr. 36.–) und *Ente Yangtze* (Fr. 40.–) von herausragender Qualität aufgetragen. Lediglich bei dem «in Austernsauce gekochten

Gemüse» war von einer Austernsauce keine Spur zu entdecken.

Wer es kräftig und würzig liebt, kommt in der *Wirtschaft zur Burg* ob *Meilen*, einem alten, prächtigen Riegelbau mit heimeligen Gaststuben, auf seine Rechnung. Sympathisch und in schönen Portionen serviert werden Vorspeisen (zum Beispiel eine aromatische Geflügelterrine), Fisch- und Fleischspezialitäten, wobei bei einem Hauptgang die Beilagen zum Teil nicht Schritt zu halten vermochten mit dem tadellos zubereiteten *Entrecôte* (Fr. 33.–).

Vor dem «*Schiffli*» in *Obermeilen* stehen stets viele grosse und kleine «*Strassenkreuzer*». Das ist nicht überraschend, denn in diesem Lokal mit freundlicher Atmosphäre sind unter anderem Süswasserfische von erstklassiger Qualität zu haben. Bei verschiedenen Zubereitungsarten spielen Kräuter und andere Zutaten eine fast zu dominierende Rolle, aber vermutlich hat diese Präsentation eben ihre Liebhaber. Perfekt gebackene *Eglibilets* (Fr. 27.–). Gartenrestaurant, leider auf der falschen Seite der Seestrasse.



Die *Wirtschaft zum Wiesengrund* in *Uetikon am See* sei hier als Beispiel für die zahlreichen Restaurants genannt, derentwegen man wohl keine grössere Reise unternimmt, in denen aber in unpräzisiertem Rahmen respektable und erfreuliche Leistungen geboten werden. Pächter und Küchenchef *Ruedi Kern* im «Wiesengrund» – von *Wiesen* ist hier im Grunde direkt nicht mehr viel zu sehen – ist in seinem Angebot recht vielseitig: Auf Tischreitern wird zum Beispiel für «Knoblibrot», «Cüpli» und «Hot-dog» geworben ... Krevettencocktail mit ausgezeichneter, leichter Kräutersauce (Fr. 11.50), saftiges Steak vom Lammgigot mit Rosmarin (Fr. 19.50), Garten mit Holzkohlengrill.

#### Festessen für Fischliebhaber

In der oberhalb von *Männedorf* gelegenen *Wirtschaft zur Hoffnung* wird auf der schön gelegenen Terrasse und in der «Fischerstube» eine reiche Auswahl an Fischspezialitäten sorgfältig und zum Teil aussergewöhnlich zubereitet. Beispiele: Räucherlachsterrine (Fr. 13.50) oder Spargeln mit Lachstranchen an einer raffinierten

Sauce. Siebengängiges Gourmetmenu mit vier Fischgängen (Fr. 65.–).

Das Restaurant *Seehus in Stäfa* ist in einem prächtigen alten Gebäude untergebracht, und die Terrasse direkt am See könnte schöner nicht mehr gelegen sein. Der ganze Betrieb ist pittoresk, er ist aber auch «fashionable». Immerhin: Wie die Probe aufs Exempel gezeigt hat, kann man hier nicht nur mit der Jacht, sondern auch mit dem Auto vorfahren ... Und wir sind liebenswürdig bedient, vom Patron und Charmeur *Hans Rudolph* gut beraten und ganz ausgezeichnet «bekocht» worden (unter anderem grillierter junger Steinbutt, Fr. 49.–). Ausnahme: Die Vanillesauce zum Apfelstrudel hatte einen unangenehmen Nachgeschmack. Fünfgängiges Fischmenü zu Fr. 69.–, mittags Salat und Fischspezialität für Fr. 19.–.

Der «*Seehof*» in *Uerikon* hat einem Liebhaber von Süsswasserfischgerichten alles zu bieten, was er sich nur wünschen kann: Die Tische auf der Terrasse stehen direkt über dem Wasser, und in unkomplizierter, aber durchaus gefälliger Weise werden Felchen, Egli, Forelle,

Aecht und Zander serviert, dass es eine Freude ist. Mit den frischen Fischen wird nicht allzuviel gemacht – je einfacher, desto besser ist es hier –, aber beim Essen spürt man die Sorgfalt, die in der Küche für die Herstellung jedes einzelnen Gerichts aufgewendet worden ist. Hervorragend gebackene Eglifilets (mit Salat Fr. 25.50). Schöne Auswahl an Räuschling und Riesling Sylvaner. Gutes Preis-Leistungs-Verhältnis.

In *Rapperswil* gibt es so viele Restaurants mit schöner Aussicht und schöner Speisekarte, dass man hier zum Testen ein paar verlängerte Wochenende einlegen müsste (und gerne möchte). Diesmal hat es nicht sein sollen. Uns hat interessiert, was aus dem äusserlich eher unscheinbaren «*Eden*» geworden ist, wo zuvor der nun in *Davos Laret* wirkende F. Hubli mit seinem Talent am Herd zahlreiche Zürcher zu einer kleinen Reise verleitet hatte. In der Küche zeichnet nun der neue Pächter für das Geschehen verantwortlich, *R. Ganahl*, der zu Hublis Zeiten im Service gearbeitet (und dem Meister offenbar recht oft über die Schulter geguckt) hatte. Was nun im Rahmen eines anspruchsvollen Fünfgang-Menüs (Fr. 72.–) aufgetragen worden ist – zum Beispiel gebratene Entenleber an Rotweinsauce auf Chicorée und Kalbsfilet an Senfsabayon – war von bemerkenswerter Qualität – ein Prädikat, das man im Zusammenhang mit der französischen Menusprache hier wirklich nicht verwenden könnte.

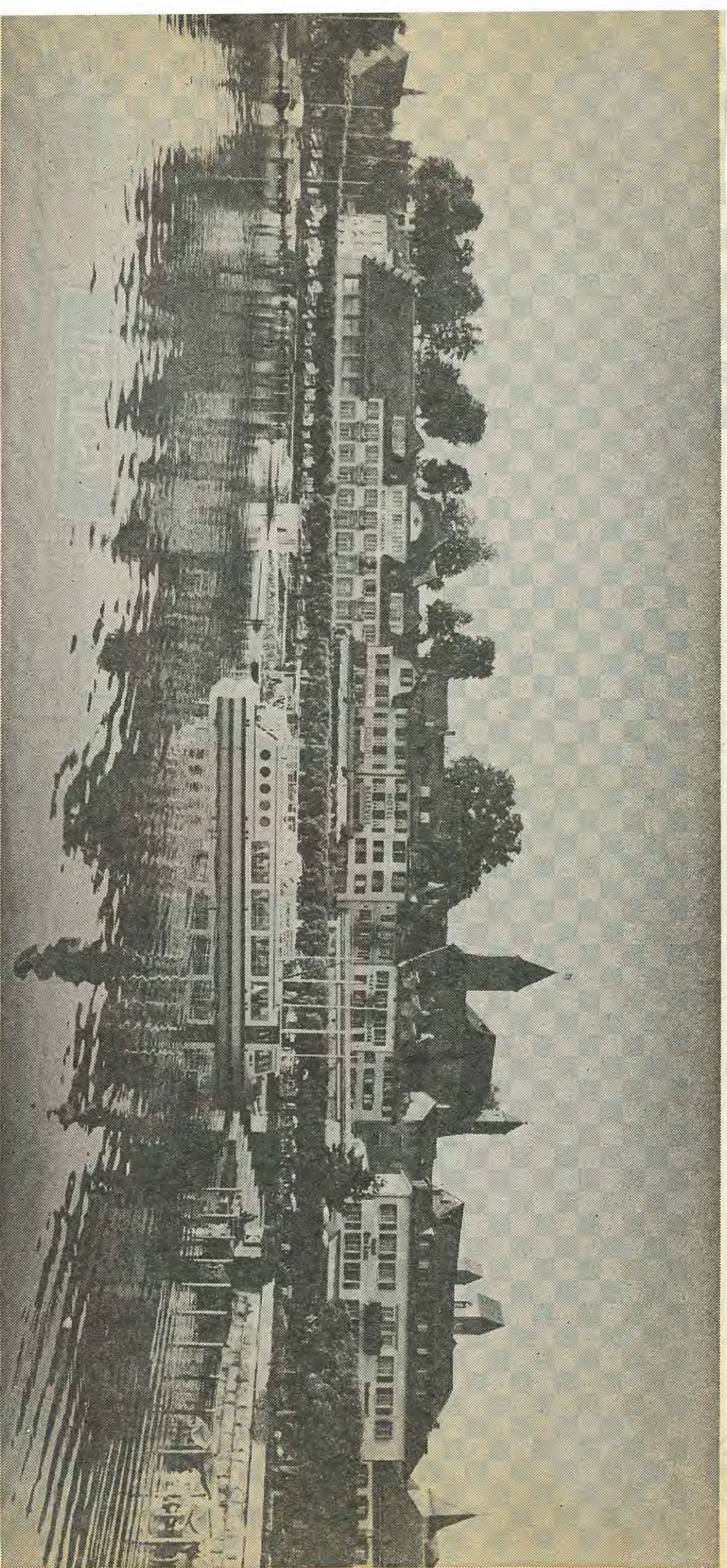
*Rüti* ist zwar in der Luftlinie nur einige Kilometer von *Rapperswil* entfernt, und Gedanken können fliegen, aber die Macher dieser Beilage haben uns mit Bestimmtheit erklärt, *Rüti* gehöre nicht mehr in den Bereich der Seegemeinden. Und deshalb dürfen wir den erstaunlichen *Roman Bisculm* und sein Restaurant *Seefeld* hier mit keinem Wort erwähnen.

Geneigte Esser beziehungsweise Leser der «A-la-carte»-Kolumnen wissen, dass wir mit Kritik nicht zurückhalten. So wenig negative Bemerkungen in so vielen Restaurantbesprechungen, wie sie auf dieser Seite zu finden sind, sind aussergewöhnlich. Es bereitet Freude, über so viel Positives berichten zu können. An dieser *Küste* ist wirklich fast alles *Gold*, was glänzt.

Peter Suter

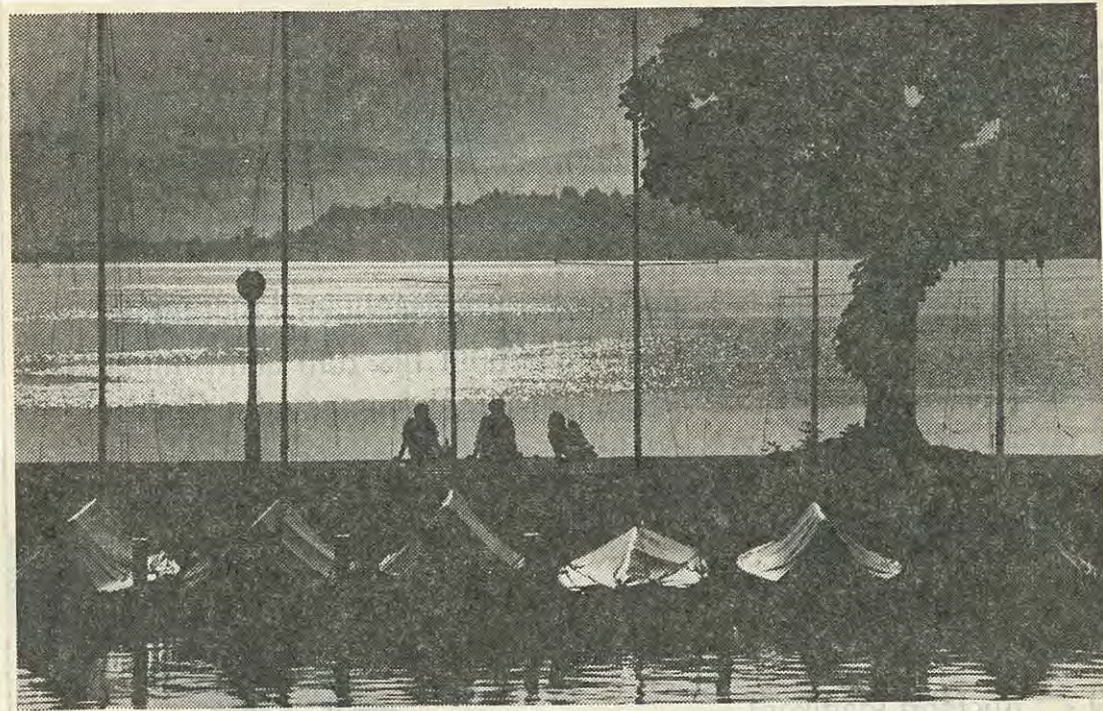


*Die eindruckliche Kulisse von Alstadthäusern und Schloss ist ein Hauptanziehungspunkt der Touristenstadt.*





# Agglomeration Rapperswil-Jona – St.-Galler-Land am Zürichsee



Abendstimmung am Rapperswiler Hafen.

Der Dreiländerstein steht seit der Einweihung (1878) des Seedamms, der einzigen Querverbindung «zu Land» zwischen der Mündung der Linth in den oberen Zürichsee und dem Ausfluss des Zürichsees in die Limmat (Gesamtdistanz 40 Kilometer), im Wasser und hat folglich meistens «kalte Füsse». Offensichtlich vermag nur eine Seegfrörni (sie tritt am Zürichsee im Mittel alle 34 Jahre ein) die Gemeindeväter von Rapperswil und Hombrechtikon so zu erwärmen, dass sie sich wieder einmal «grenzüberschreitend» auf dem See zuprosteten. Der steinerne Obelisk bildet nun einmal eine reale Grenze und besagt, dass drei Kantone sich dort begegnen – oder auch trennen. Die Uferanteile sind statistisch genau markiert: Zürich 52, Schwyz 25 und St. Gallen 16 Kilometer. Wie kommt es, dass auch der «grüne Kanton» seine Hand nach dem Zürichsee ausstreckt?

Warum gehört eigentlich Rapperswil nicht zu Zürich? Selbst eingefleischte Zürcher Zünfter, welche die kriegerischen Auseinandersetzungen früherer Jahrhunderte nicht vergessen haben können, stellen diese Frage gerne an gelegentliche Ehrengäste aus der einzigen mittelalterlichen Stadt am oberen Ende des Sees. Die Schaffung des Kantons St. Gallen im Jahre 1803 war das Werk des damals 34jährigen Napoleon Bonaparte. Heute besingen die St. Galler an ihren Kantonsjubiläen etwa die erstaunliche Lebensfähigkeit eines Staatswesens des Zufalls.

## Gegensätze zu St. Gallen

Von derlei heißen Themen zu reden ist wohl nur dem erlaubt, der als Vorbemerkung das Bekenntnis ablegt, niemals zu einem andern als

dem eigenen Kanton gehören und am Status quo nichts ändern zu wollen. Die alte Stadtrepublik von Rapperswil ist mit dem Kanton St. Gallen wahrlich nicht schlecht gefahren. Es darf aber nicht übersehen werden, dass in den ersten dreissig Jahren die Zugehörigkeit zum Kanton St. Gallen den damaligen Rapperswilern keineswegs gelegen kam und die Obrigkeit sogar einen Vermittler an den Zürichsee schicken musste, damit die neue Ordnung endlich eingeführt und der Abkurungsvertrag zwischen

Ortsgemeinde und Politischer Gemeinde von 1836 in die Tat umgesetzt wurde. Zwischen dem Zürichsee und dem Walensee sprach man nie sankt-gallisch, in Rapperswil praktisch die Mundart der angestammten Seebevölkerung, im oberen Gasterland mit etwas Glarner Einschlag. So gefielen sich die alten Rapperswiler gerne als eigenständige (zuweilen auch etwas selbstgefällige) Republikaner, die sich innerhalb ihrer mächtigen Ringmauern stark fühlten. Heute kommt man sich gelegentlich eher als Insel zwischen Kantonsgrenze und Ricken vor. In St. Gallen spricht man denn auch von der Gegend «ennet dem Ricken».

Gar vieles mussten die Rapperswiler (und mit ihnen durch sechs Jahrhunderte auch deren Hofleute in der Gegend ausserhalb der Stadtmauern, die sich erst 1798 selbständig machten und als Nachbargemeinde Jona konstituierten) aus eigener Kraft erkämpfen, vor allem die Verkehrsverbindungen. Die Rickenstrasse, die vor 150 Jahren endlich eine annehmbare Strassenverbindung vom inneren zum äusseren Kantonsteil brachte, sollte ursprünglich jenseits der Stadtmauern direkt gegen Zürich verlaufen. Die



kleine Stadt erzwang dann aber den Umweg durch die Stadt – und wird heute den Verkehr nicht mehr los. Der gemauerte Damm vom sankt-gallischen zum schwyzerischen Ufer anstelle des 1358 erstmals errichteten Holzstegs wurde grösstenteils von den Rapperswilern selbst berappt, und sie gerieten durch jenes grosse finanzielle Opfer während Jahrzehnten in die Schulden. Und schliesslich die Eisenbahnen: Der als Zürcher Nationalrat in Rapperswil ansässig gewesene Fabrikant Johann Heinrich Bühler-Honegger war Pionier der Nordostbahn und der späteren schweizerischen Südostbahn.

Gegenwärtig ist ein einziger dunkler Punkt in den Beziehungen zwischen St. Gallen und Rapperswil/Jona auszumachen. Die St. Galler Regierung hält beharrlich am Prinzip der dezentralen Mittelschulen im eigenen Kanton fest und sieht tatenlos zu, wie immer mehr Schüler aus Rapperswil und Jona unter Übernahme aller Kosten durch die Eltern an die Mittelschule im nahen schwyzerischen Pfäffikon gehen. Derweil fliessen aus der Südwestecke des Kantons die höchsten Kopquoten an Staatssteuern in die Hauptstadt.

### Gute Nachbarschaft zu Zürich

Die Zeiten Rudolf Bruns (1350: Überfall auf Rapperswil als Rache für die Unterstützung der abtrünnigen Räte anlässlich der Zürcher Mordnacht durch Graf Johann II. und General Werdmüllers (1656: mehrwöchige vergebliche Belagerung der Stadt) sind zwar nicht vergessen und werden allen Rapperswiler Schülern klar vor Augen gehalten. Es gibt Chronisten, die behaupten, der Bevölkerung sei es unter den Österreichern besser ergangen als unter der Schirmherrschaft der Zürcher. Und als dann endlich gute Nachbarschaft angebahnt war, schied die Reformation erneut die Geister. Rapperswil war lange Zeit ein *katholisches Bollwerk*. Schon die Edlen von Rapperswil – sie waren nur gerade von 1233 bis 1283 echte Grafen – waren dem Kloster Einsiedeln zugetan und Gründer verschiedener Klöster und Kirchen (Wettingen, Bubikon, Wurmsbach, Lazariterkirche bei Dünendorf usw.). Mit der Stadt Zürich bestand lange Rivalität auf dem See, der bis zur Einführung der Eisenbahnen (1875 linksufrige und 1894 rechtsufrige Zürichseebahn) der wichtigste Verkehrsweg war.

In keiner bekannten Urkunde wird ein Annäherungsversuch von Rapperswil an Zürich nachgewiesen. Erst in jüngerer Zeit sind *Grenzen abgebaut worden*, wie zum Beispiel beim Bau des interkantonalen Technikums Rapperswil (Ingenieurschule HTL), als die Zürcher den sankt-gallischen Brückenkopf als idealen Standort für eine zweite derartige Schule neben Winterthur bezeichneten und die Rapperswiler die letzte grössere Bodenreserve der kleinsten St. Galler Gemeinde (nur 172 Hektaren Fläche) diesem Zweck dienstbar machten. Und als die Zürcher plötzlich mit ihrer Zürcher Oberland-Autostrasse an der Kantonsgrenze beim Rütner «Hüllistein» anlangten, machten sich die St. Galler freundschaftlich schleunigst daran, den Anschluss an die Nationalstrasse 3 in der Linthebene mit einem beachtlichen Kostenaufwand von 200 Millionen Franken zu bewerkstelligen.

### Drehscheibe des Verkehrs

Mit mehr als vierhundert Zugsbewegungen pro Tag ist der *Bahnhof Rapperswil* der verkehrsreichste aller SBB-Stützpunkte östlich von Zürich und Winterthur. Direkte Verbindungen

führen nach Zürich (über Meilen bzw. Uster), Winterthur (über das Tösstal), St. Gallen–Romanshorn (teilweise bis nach Konstanz), Ziegelbrücke–Glarus–Linthal und Pfäffikon–Arth–Goldau–Luzern sowie nach Einsiedeln. Die Zürichsee-Schiffahrtsgesellschaft schätzt Rapperswil als beliebtestes Ziel ausserhalb von Zürich. Die Rosenstadt ist aber auch Kreuzungspunkt der Durchgangsstrassen vom Zürcher Oberland, vom rechten Zürichseeufer, vom Ricken her und aus der Zentralschweiz sowie der Verbindung von und zur Nationalstrasse 3 (Anschluss in Pfäffikon SZ).

In der Ortsplanung wird deshalb die Ableitung des ortsfremden Durchgangsverkehrs auf leistungsfähigere Verkehrsträger ausserhalb der Wohngebiete als wichtigste Forderung erhoben. Im Klartext meint man damit die Errichtung eines *umweltfreundlichen Untertunnels* vom Seedamm bis nach Kempraten und gleich eines weiteren Tunnels bis hinauf zur Zürcher Oberlandstrasse. Im neuesten Strassenbauprogramm des Kantons St. Gallen ist denn auch ein erster Kredit von 500 000 Franken für Studien einschliesslich einer Umweltverträglichkeitsprüfung vorgemerkt. Es wird mit Baukosten von rund 300 Millionen Franken gerechnet. Wer kann das bezahlen? Im Kanton St. Gallen erinnert man sich der interkantonalen Vereinbarung von 1939 zur Verbesserung der Verkehrswege zwischen Rapperswil und Pfäffikon, als die Kantone Zürich, St. Gallen und Schwyz mit dem Bund gemeinsame Sache machten und die Kosten nach Massgabe der Interessen teilten. Heute tragen die meisten Fahrzeuge, die den Seedamm benützen, zürcherische Nummernschilder. Deshalb erscheint es wohl gar nicht so abwegig, wenn auch Zürcher im künftigen Zürichsee-Untertunnel-Komitee massgeblich einzustimmen.

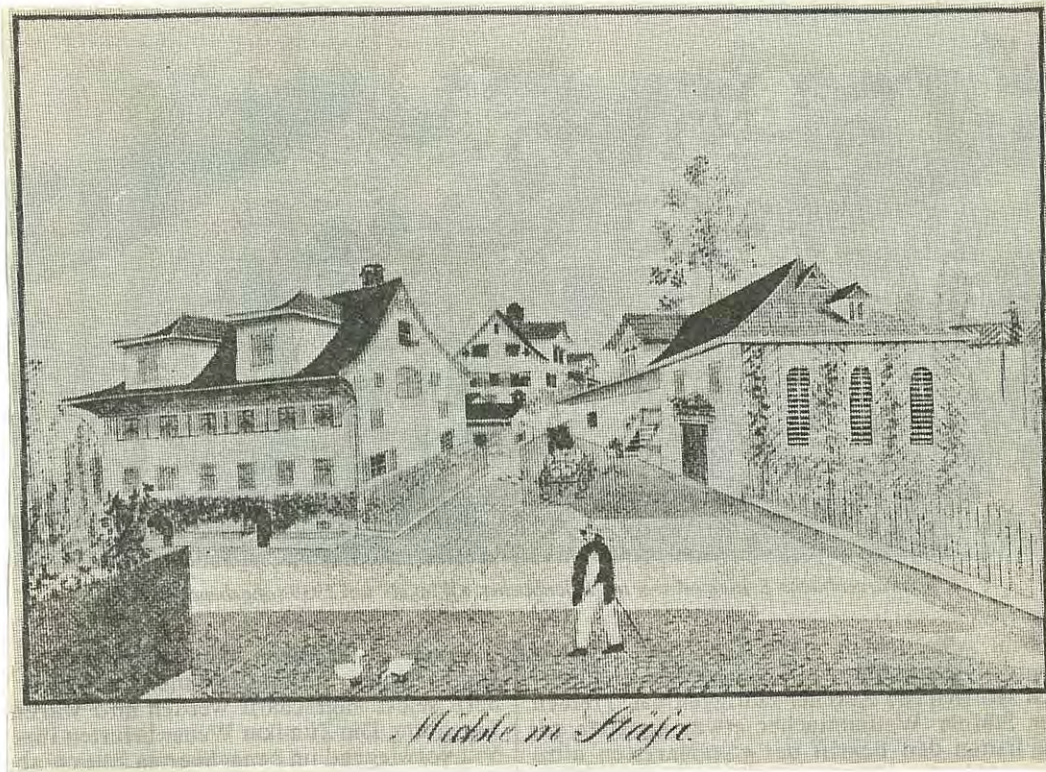
### Zwei Gemeinden mit vielen Gemeinsamkeiten

21 522 Leute wohnten Ende 1985 in der längst vollständig zusammengewachsenen Agglomeration – in *Rapperswil* 7566 (1970 waren es noch 8713) und in *Jona* 13 956 (1950: 4014, 1970: 9137). Rapperswil ist praktisch ganz überbaut, so dass die zukünftige Entwicklung sich auf dem mehr als zwölfmal so grossen Territorium der *Nachbargemeinde* Jona abspielen muss. Die Rapperswiler haben fast alles und sind stolz auf ihre traditionelle Zentrumsfunktion, die Joner bzw. ihre Gemeindeteile (Dorf, Kempraten, Lenggis, Gubel, Busskirch, Wagen, Bollingen) sind demgegenüber in voller Entwicklung begriffen, wobei auch der Industrie genügend Platz eingeräumt wird. Rapperswil ist dank seiner einzigartigen Lage, seiner weitgehend intakten Altstadt mit Schloss (Polenmuseum), Heimatmuseum, Rosengarten und Knies Kinderzoo in nächster Nähe ein ideales Ausflugsziel – aber kein Ferienort. Jona bestreitet neuerdings einen Teil der regionalen Infrastruktur (Sportanlagen, Naherholungsgebiete am Wasser und in den Waldungen, grösster Gemeindesaal der Region). Obwohl sich die Einwohner – vor allem an der Fasnacht – mitunter neckische Rededuelle liefern, pflegen die Behörden beider Gemeinden schon seit vielen Jahren einen erfolgreichen Kurs der *vernünftigen Zusammenarbeit* wie z. B. mit einem gemeinsamen Alters- und Pflegeheim, gemeinsamen Sekundarschulen, Entsorgung im Zürcher Oberland (KEZO) und teilweisen gemeinsamen Kläranlagen. Viele Ortsvereine tragen die Bezeichnung Rapperswil-Jona (nicht nur darum,



weil sie dann von beiden Gemeinden subventioniert werden), und die Feuerwehren und die Seerettungsdienste haben sogar eine gemeinsame nächtliche Alarmstelle, die von den Zisterzienserinnen des Klosters Wurmsbach mit Sorgfalt und Zuverlässigkeit betreut wird. Und so fristen die beiden Gemeinden kein Inseldasein, sondern schlagen mitunter sogar goldene Brücken.

Hans Rathgeb



Die (bescheidene) Wasserkraft der Dorfbäche an den Abhängen des Pfannenstiels diente dem Antrieb der Mühlen und kleinen Gewerbebetrieben. Das Bild zeigt die Mühle in Stäfa um 1820 (nach der Natur gezeichnet von Johann Jakob Schulthess).

## Vom Mühlrad zur mechanischen Spinnerei und Weberei am Zürichsee

Von Dr. phil. Hans Frey, Stäfa

«Kleiner Bach, Gewerbe daran: Färber, Gerber, Mühlen.» So hat *Goethe* anlässlich seines Stäfner Aufenthalts im Herbst 1797 die gewerbliche Situation am Stäfner Dorf- oder Mühlebach mit sicherem Strich gezeichnet. Und damit hat er auch die Lage an den meisten andern Dorfbächen, die von den Abhängen des Pfannenstiels herab den Weg zum Zürichsee suchten, klar und einprägsam umrissen. Gerbereien und Mühlen fanden sich beinahe in jedem Dorf, und die «Färber» weisen auf den neben der Landwirtschaft wichtigsten Erwerbszweig hin: die *Textilindustrie*.

Es waren meist eher bescheidene Wässerlein, die durch Wassersammler oder Weiher aufgestaut wurden und dazu dienten, eine, zwei Mühlen und ein Sägewerk, eine Öltrotte, die Lohstampfe einer Gerberei, eine Tabakstampfe zur Erzeugung von Schnupftabak, eine Messerschmitte oder auch die Vorwerke eines kleineren Textilbetriebs in Bewegung zu setzen. Nicht

nur in Stäfa, sondern auch in Männedorf mit dem «Mühlebach» und in Uetikon mit einer Mühle und einer Messerschmiede finden wir das gleiche Bild. In Meilen waren die gewerblichen Betriebe, die von den spärlich fliessenden Wassern angetrieben wurden, noch wesentlich zahlreicher. Die Gerbe im «Grund», die erstmals 1613 erwähnt wird und mit einer Lohstampfe ausgerüstet war, zwei Mühlen am Dorfbach, eine Säge, eine Öltrotte und eine «Zigerreibe» entsprachen dem traditionellen Bestand der Betriebe am See.

Die *Herrliberger Mühle* befand sich oben am Berg, in Breitwil, wo auch die schönsten Äcker gelegen waren. Gerbermeister Hans Wynmann betrieb sein Gewerbe im obern Tächliswil. Auch hier dürften, wie etwa in Stäfa, die Anfänge weit ins Mittelalter zurückgehen; seit 1571 war die Mühle während rund hundert Jahren im Besitz der Familie Fierz, des damals einflussreichsten Herrliberger Geschlechts. Haus und Hof-



statt, zwei Mühlen, Säge, Stampfe, Speicher, Scheune, Schweinestall, zwei Baumgärten, Viehweiden und Holz gehörten dazu. Die *Erlenbacher Mühle* stand dort, wo der Bach das Tobel verlässt, auch sie ist schon im Urbar des Klosters Einsiedeln von 1331 erwähnt. Auch eine Säge bestand bis in unsere Zeit hinein. Der *Küsnachter Dorfbach*, der nun schon weit stärker und wilder als etwa sein Stäfner Kollege floss, trieb schon im 13. Jahrhundert in seinem untern Teil die «Niedere Mühle am Werd» an, die zeitweise im Besitz der Manesse war. Ihr folgte später eine Tabakstampfe. Die «Obere Mühle» stand am Ausgang des Küsnachter Tobels. Seit 1417 ist auch schon die Tobelmühle bezeugt. 1268 vergabte *Heinrich von Zollicon* den Nonnen am Oetenbach unter anderm einen Rebberg in der «Mühlhalde», was darauf hindeutet, dass die Mühle im Kleindorf damals schon bestand. Die Müller scheinen hier einen schweren Stand gehabt zu haben. Wie im Kleindorf wechselten auch bei der Trichtenhauser Mühle die Besitzer sehr oft. Das Sprichwort ging um: «D Müller sind Schelme, aber nüd all Schelme sind Müller.»

#### Mousselines und Mouchoirs aus der Baumwollweberei des 18. Jahrhunderts

Das Hauptgewicht am Zürichsee hatte bis in unser Jahrhundert hinein die *Textilindustrie*. Im 17. Jahrhundert kam die *Baumwollfabrikation* auf und wurde im Laufe des 18. Jahrhunderts zum weitaus wichtigsten Textilexportartikel der Schweiz. Baumwollstoffe wurden am See und jenseits des Pfannenstiels, zu Egg, Grüningen und in der Landschaft Greifensee, gewoben. Neben Indiennes, Halstüchern und Krawatten stellte man Mousselines und Mouchoirs her.

*Goethe* hat über die Stäfner Baumwollfabrikation an *Christiane Vulpius* berichtet. Für den

«Kleinen» hat er kein passendes Geschenk gefunden, «dafür ist schon für die weibliche Welt besser gesorgt... Einen genähten Mousseline für Dich von besonderer Schönheit, einen mit Blümlein gewirkten für Ernestine und Halstücher, damit die übrigen Hausgenossen erfreut werden können. Ich habe mir auch kleine Tücher um den Hals gekauft, fürchte aber, Du wirst sie mir wegkrapseln, denn sie werden auch um den Kopf artig stehen. Alles zusammen ist nach der neuesten Mode, besonders ist Dein Kleid sehr schön, es ist aber auch nicht wohlfeil.»

Für viele wurde das Spinnen und Weben zum Haupterwerb, vor allem als Beschäftigung für Frauen und Kinder. Beinahe jeder vierte Einwohner betrieb *Heimarbeit*, weshalb zu Recht gesagt wurde: «Wenn die Fabriken – die Verlagsbetriebe – stillstehen, bleibt ein zahlreicher Teil des Volkes verdienstlos.» Im Gegensatz zur Seidenindustrie konnten sich schon zur Zeit der gnädigen Herren Landleute in der Baumwollbranche selbständig machen. Träger, die die Verbindung zwischen Heimarbeitern und Verlagsherren in der Stadt vermittelten, stiegen zu «*Tüchlern*» oder «*Fabrikanten*» auf,

die es als treibende Kräfte in der Heimindustrie oft zu Ansehen und Reichtum brachten. Sie waren es auch, die Handels- und Gewerbefreiheit verlangten und neben Chirurgen und Handwerkern 1794/95 den *Memorial- und Stäfner Handel* auslösten. Manche Stadtherren sahen mit Unwillen der Emanzipation der Landfabrikanten, und vorab ihrer Frauen und Töchter, zu.

*Salomon von Orelli* gibt seiner Ablehnung deutlich Ausdruck: «Die Fabrickanten unterschieden sich wie durch ihre Arbeit, so auch in ihrer Lebensweise auffallend von den Landbauern: Bey ihrem wöchentlichen, oft täglichen Verkehr mit der Stadt, brachten sie von dort her städtische Moden und Gebräuch und am liebsten das Abgeschmackteste davon auf ihre Dörfer. Da sie, die Herren in der Stadt nachahmend, nicht anders als mit dem Meerrohr in der Hand spazieren gingen, wurden sie von den Bauern «Stekenherren», von dem Gebrauch der englischen Pfeifen «Langpfeifler» genannt.» Nicht besser als die Fabrikanten kamen auch die Arbeiterinnen und Arbeiter bei von Orelli weg: «Bald wollte alles in den Fabriken arbeiten, der Feldbau ward zwar nicht versäumt, aber doch der Fabrickarbeit nachgesetzt, die Weiber blieben nun in allen Jahreszeiten zu Hause und überliessen die Güter gänzlich den Mannspersonen...»

Die ausführlichste und anschaulichste Darstellung der *Heimarbeit* am See und im Oberland verdanken wir wiederum *Goethe*, der sie auf Grund des eingehenden Berichtes seines Stäfner Freundes *Heinrich Meyer* in «*Wilhelm Meisters Wanderjahre*» hat eingehen lassen (drittes Buch, 13. Kapitel): Er berichtet von der «warmen Atmosphäre der Spinnstube, wo der Mann zwar leitet und herrscht, die jungen Frauen jedoch den Ton angeben», von der Vorbereitung zum Weben und von der Arbeit der Weberinnen: «Eine recht flinke und zugleich fleissige Weberin kann, wenn sie Hilfe hat, allenfalls in einer Woche ein Stück von 32 Ellen nicht gar zu feine Mousseline zustande bringen; es ist aber sehr selten, und bei einigen Hausgeschäften ist solches gewöhnlich die Arbeit von 14 Tagen.»

Äusserst reizvoll ist die Schilderung der Fahrt mit dem *Freitag-Marktschiff*, mit dem die Baumwollwaren nach Zürich gebracht wurden: «Wir als Fabrikanten selbst oder ein Faktor bringen unsre die Woche über eingegangene Ware Donnerstag abends in das *Marktschiff* und langen so, in Gesellschaft von andern, die gleiches Geschäft treiben, mit dem frühesten Morgen am Freitag in der Stadt an. Hier trägt nun ein jeder seine Ware zu den Kaufleuten, die im grossen handeln, und sucht sie so gut als möglich abzusetzen, nimmt auch wohl den Bedarf von roher *Baumwolle* allenfalls an Zahlungen statt. Die Abfahrt aus der Stadt verzieht sich gewöhnlich bis gegen Abend, dann belebt sich der See allmählich, und die Schiffe gleiten segelnd, oder durch die Kraft der Ruder getrieben, über seine Fläche hin...»



## Die Gründerzeit der mechanischen Baumwollspinnerei

Wie die Weberei war auch die Baumwollspinnerei im 18. Jahrhundert noch durchaus von der Handarbeit, vom Spinnrad, beherrscht. Die bereits mechanisierte englische Fabrikation setzte der schweizerischen Handspinnerei deshalb immer stärker zu. Um die Jahrhundertwende wurden englische Spinnmaschinen auch in Helvetien eingeführt, und seit 1806 machte sich als Folge der Kontinentalsperre eine eigentliche Gründerwut bemerkbar, die auch am Zürichsee wilde Wellen schlug. Neben einigen wenigen grösseren entstanden massenhaft Kleinbetriebe, oft solche mit nur ein oder zwei Stühlen von 80 bis 216 Spindeln, die noch von Hand angetrieben wurden. Nur die Vorwerke wurden durch Tier- oder Wasserkraft bewegt, sofern sie überhaupt vorhanden waren. Ein oder zwei Spinnstühle waren jeweils in Zimmern oder auf Dachböden von Privathäusern untergebracht

und wurden durch Menschenhand in Bewegung gesetzt. Die in diesen Betrieben tätigen Personen gehörten grösstenteils dem Familienkreis an. Ein Mangel an Aufträgen konnte diese Kleinbetriebe an den Rand des Ruins bringen, was aber die Initiative der Dorfgenossen nicht im geringsten lähmte. Obwohl beispielsweise die beiden angesehensten Stäfner Betriebe im Jahre 1812 vom Kaufmännischen Direktorium in Zürich gestützt werden mussten, wurden im folgenden Jahr wiederum «rasend neue Gebäude zu Spinnmaschinen» errichtet. 1820 zählte man in der Gemeinde Stäfa 22 mechanische Baumwollspinnereien, worin aber nur 50 Stühle liefen!

An den verschiedenen Dorfbächen hatten sich diese Kleinbetriebe niedergelassen. Die Wasser dieser bescheidenen Rinnsale wurden durch «hölzerne Dämme» gestaut und «durch



Die Maschinenfabrik Schärer in Erlenbach um 1910, im kleinen Ausschnitt unten rechts das Haus zum Grafenstein, der Ursprung des Unternehmens.

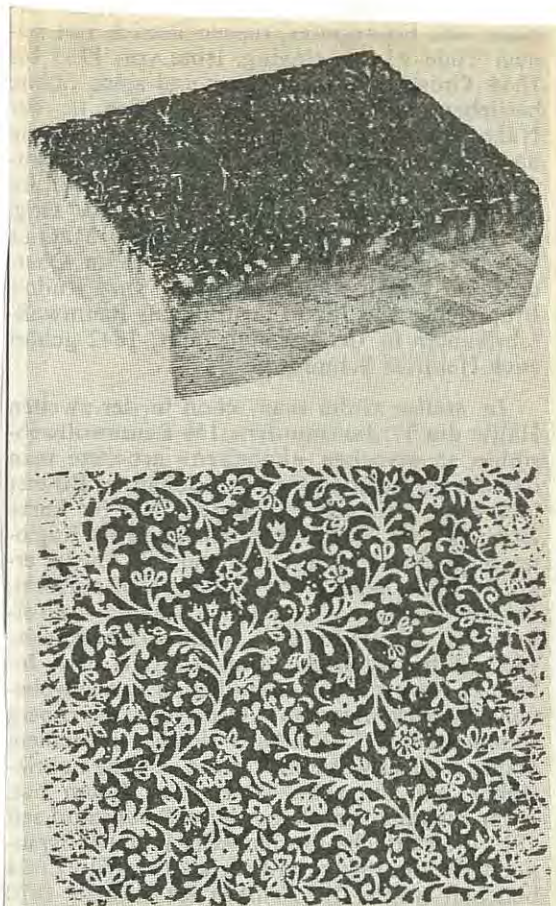


Kennel auf das obrigkeitlich bewilligte Rad geführt», das den «Mechanismus» der Spinnerei in Bewegung setzte. Aber mit diesen spärlich fliessenden Wassern war kein Staat zu machen. «Dampf-Huber» versuchte es zum Beispiel noch mit einer Dampfmaschine, wohl einer der ersten im Kanton Zürich, deren Betrieb aber viel zu teuer zu stehen kam. Andere begaben sich in wasserreichere Gebiete, so dass zu Anfang der 1830er Jahre alle 22 mechanischen Baumwollspinnereien in Stäfa eingegangen waren. Die Gebrüder *Brändlin* aus der «Sonne» waren schon 1812 an die Jona übergesiedelt. Der «Spinnerkönig» *Heinrich Kunz*, dessen Vater in der «Ennern Wacht» Stäfa, in *Oetwil*, ein paar Handspinnstühle aufgestellt hatte, liess sich zuerst in der Stegmühle in Wetzikon und 1819 in Uster am Aabach nieder. 1831 fügte er dort einen neuen Betrieb hinzu. Weitere Fabriken im Aargau und im Glarnerland folgten, und Ende der 1840er Jahre war er mit 150 000 Spindeln der grösste Spinnereihhaber des Kontinents.

Mechanische Spinnereien waren beileibe nicht im ganzen Kanton vertreten; sie fanden sich in Zürich und Winterthur, in Weisslingen, Wald, Bubikon, Oetwil, Grüningen und Uster sowie am rechten Ufer des Zürichsees zwischen *Küsnacht* und *Rapperswil* und am linken Ufer zwischen Richterswil und Horgen.

#### Das Baumwollgewerbe in den einzelnen Seegemeinden

Wie weit die Heimarbeit schon im 17. Jahrhundert am Zürichsee Eingang gefunden hat, lässt sich bei der unsicheren Quellenlage nicht ohne weiteres sagen. Gegen Ende des nächsten Jahrhunderts jedoch, 1787, gibt eine umfassende Statistik genaue Auskunft über das Baumwollgewerbe. Im Kanton Zürich zählte man damals 34 000 Spinner – und hauptsächlich Spinnerinnen –, 4392 Mousselinewebstühle und 2087 Stühle, auf denen Indienne-tücher gewoben wurden. Es brauchte, wie die Zahlen zeigen, etliche Spinner, um einen Webstuhl mit Arbeit zu versehen. Im «Hof Stäfa», zu dem die untere und obere Wacht sowie die «Ennere Wacht» mit *Oetwil*, *Hombrechtikon* und *Esslingen* gehörten, befanden sich insgesamt 537 Mousselinewebstühle, 82 Indiennewebstühle und 1251 Baumwollspinner. Davon arbeiteten in der untern und obern Wacht *Stäfa* 248 Mousselineweber und 627 Baumwollspinner, in der Kirchgemeinde *Hombrechtikon* 74 Mousselineweber, 9 Indienne-weber und 389 Baumwollspinner, in *Oetwil* 122 Mousselineweber und 166 Spinner und in *Esslingen* schliesslich 93 Mousselineweber, 73 Indienne-weber und 119 Baumwollspinner. Mousseline stellte man aus feinen Garnen her, Indiennes wurden aus gröberen und mittleren Garnen gewoben. In *Män-*



Hölzerner Stoffdruckmodel und Abdruck aus dem Ortsmuseum Zur Farb, Stäfa.

*nedorf* waren 139 Webstühle mit «Mousselines» besetzt, mit «Indienen Tüchern» gar keine, und 426 Personen, «alte und junge», spannen «dermalen Baumwolle». In *Uetikon* waren es 123 Mousselinewebstühle und 144 Spinner. Indienne wurde keine gewoben. In *Meilen* zählte man 232 «Mousseline-Webstühle», 24 «Indienne-Wäbstühle» und 199 «Baumwoll-Spinnere». In «*Ehrlibach*», das nicht zur Obervogtei *Küsnacht* zählte, waren nur 16 Webstühle mit Mousseline belegt, und 20 Personen spannen Baumwolle. In der *Obervogtei Küsnacht*, die von *Riesbach* und *Hirslanden* über *Zollikon* und *Zumikon* bis nach *Herrliberg* reichte, waren insgesamt 152 Mousselinewebstühle, 85 Indienne-tücher und 102 Baumwollspinner zu finden.

Die grösste Zahl ist mit 83 Mousselinewebstühlen, 18 Indienne-webern und 45 Spinnern für *Herrliberg* belegt, darauf folgt *Küsnacht* mit 34 Mousselinewebstühlen, 21 Indienne-webern und 18 Spinnern, während in den übrigen Gemeinden und Gemeindeteilen nur noch vereinzelt Spin-



ner und Weber tätig waren. Offensichtlich nahm die Zahl der Heimarbeiter vom obern Bezirksteil und vom Oberland her seeabwärts deutlich ab, einen Schwerpunkt bildete zweifellos der «Hof Stäfa» mit den zugewandten Orten Hombrechtikon, Oetwil und Esslingen.

In *Hombrechtikon* begründete Johann Jakob Treichler 1843 eine «Baumwollspinnerei», die von seiner Familie bis Ende der 60er Jahre als «Baumwollensfabrication» weitergeführt wurde. Auch Lang & Comp. betrieben von 1851 bis 1859 und Heinrich Heusser von 1857 1877 Baumwollspinnereien. 1849 bis 1854 fabrizierten Schmid & Burkhard Baumwollkarden. In *Stäfa* besass der führende Patriot Bodmer «eine ziemlich beträchtliche Mousselinefabrik». Auch die Brändlin zur «Sonne» waren «zur Fabrikation übergegangen». Die stattlichen *Baummann-Häuser* im Mies weisen auf die 1743 gegründete *Strumpfweberei* hin, die sich sehr erfolgreich entwickelte.

In *Oetwil* zählte man um 1850 148 Baumwollweber. Hans Jacob Aeberli fabrizierte von 1835 an «Baumwollentuch». 1855 zählte der Betrieb 57 Webstühle und 69 Arbeiter, die ausserhalb der Fabrik, also als Heimarbeiter tätig waren. 1835–64 liess Christian Zollinger im Dörfli «gefärbtes Baumwollentuch» auf zwölf Webstühlen fertigen. 1835 ist auch Rudolf Bodmer als «Baumwollentuch-Fabrikant» verzeichnet. 1848 kommt Heinrich Dändliker dazu. Sein Betrieb in der Gusch zählte 1855 22 Webstühle, 29 Arbeiter waren ausserhalb der Fabrik tätig. 1861 wurde das Geschäft nach Rapperswil verlegt. Um 1860 bestanden neun Baumwollspinnereien in Oetwil – das Beispiel des «Spinnerkönigs» hatte in seiner Heimatgemeinde offenbar nachgewirkt –, dazu kam eine Baumwollkarderei.

In *Männedorf* sind folgende Baumwollwebereien mit Namen belegt: Rudolf Staub, der Erbauer des Felsenhofes, dessen Betrieb mit seinem Tode wieder einging, lebte von 1785 bis 1844. Grossrat Jakob Billeter und seine Söhne betrieben ihre Weberei ursprünglich in der Nähe des «Wildenmann», später wurde sie nach Baden verlegt. Ferner waren die Textilindustriellen Zuppinger im «Neugut» und im «Talbrunnen» in der Baumwollbranche tätig. Seit Anfang der 1850er Jahre besass Mathias Ötiker eine kleine Baumwollweberei im Oberdorf. Im Ragionenbuch von 1837 sind Rudolf Bruppacher und Jakob Leuthold als Baumwollfabrikanten in *Uetikon* aufgeführt, 1842 gehört auch Heinrich Schmid dazu.

In *Meilen* zählte man schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts 156 Baumwollwebstühle, in manchen «Fabriken» arbeitete man damals mit fremden Gesellen. Johannes Billeter und Hans Heinrich Egli waren 1836 für kurze Zeit mit ihren Baumwollspinnereien im Ragionenbuch eingetragen. Kindlimann & Amsler erhielten ihren Betrieb von 1835 bis 1852 aufrecht. Eduard Reyhner – vermutlich Rhyner – eröffnete im Juli 1836 eine «Cattun-Druckerei». 1852–55 besaßen sich Daniel Streiff bzw. Johannes Fierz mit der «Fabrikation von gewobenen Baumwollwaren». Der von Herrliberg stammende H.C. Reithard richtete in seinem Hause in *Goldbach* eine «grosse, schöne Fabrikstube» ein, die zehn Webstühlen Raum bot. Beim Eingang zum *Küsnachtler Tobel* stand seit 1812 die stattliche mechanische Baumwollspinnerei, die um 1840 vom Fabrikanten Wild-Lüthi betrieben wurde. In *Zollikon* zählte man 1870 235 Webstühle, 149 im Dorf, 86 im Berg. Wie weit es sich dabei um Baumwoll- und wie weit um Seidenweber gehandelt hat, ist nicht festzustellen.

## Von Seidenkämmlern und Wattenmachern

Ende des 16. Jahrhunderts entwickelte sich *Zürich* zu einem bedeutenden *Seidenzentrum* des Landes. Vorab die *Schappespinnerei*, die Garn aus Seidenabfällen herstellte, beschäftigte 1591 schon mehr als 1000 Spinnerinnen in Stadt und Land. Schappe wurde in Frankreich, Deutschland und in Flandern abgesetzt. In Anbetracht des beträchtlichen Textilexports dehnte sich die Schappespinnerei und Kämmlerei bald auf die Umgebung der Stadt aus. Insbesondere war dies auch für das «Fäulen» der zur Schappespinnerei verwendeten Cocons und Rohseidenreste der Fall. Wegen des üblen Geruchs war dieser Prozess schon 1612 innerhalb der Stadtmauern verboten worden; um die Mitte des 17. Jahrhunderts war die Schappe- oder Florettseidenspinnerei gemäss der «Schweizerischen Industriegeschichte» von Walter Bodmer (Verlag Berichthaus, Zürich 1960) besonders auch am Zürichsee verbreitet. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts war das Seidengewebe neben dem Wollgewebe im Kanton Zürich in voller Entfaltung begriffen. Die *Kämmlerei* der Seidenabfälle war insbesondere am *rechten Ufer* verbreitet. Zürcher Seidenfabrikanten hatten etwa auch in *Männedorf* ihre «Faktoren» oder «Träger», wie Billeter, Zuppinger und Lüthi, die Florettseide «*kämmeln*» liessen. Diese Arbeit bestand im *Abwickeln* der nur für die Florettspinnerei verwendbaren *kürzeren* Fasern ab den Cocons und konnte von anspruchslosen Arbeitskräften mit dem nötigen Werkzeugschir zu Hause vorgenommen werden. Die Tätigkeit wurde offenbar wegen der Staubentwicklung als gesundheitsschädlich betrachtet. Auf eine entsprechende Anfrage aus Zürich antwortete die Kirchenpflege Männedorf 1838, dass schon die Grosseltern der ältern Männedorfer «gekämmt» hätten, so dass dieses Verfahren schon während *mehr als eines Jahrhunderts* ausgeübt worden sei. Ob es gesundheitsschädigende Wirkung gehabt habe, lasse sich nicht feststellen.

In *Männedorf*, *Stäfa* und *Dürnten* sassen die sogenannten Seidenstümpfer, Fergger, die auch die Rohseidenabfälle fäulten. *Stäfa* war ein eigentliches *Kämmzentrum*. Die monopolartige Stellung der Zürcher wurde durch neue Unternehmen in Rapperswil und Luzern zwar konkurrenziert, nie aber ernsthaft bedroht. Kämmler aus *Stäfa* wurden illegalerweise als Fachleute an diesen Orten beigezogen. Zürich verbot den Landleuten in der Folge, für fremde Unternehmer tätig zu sein, was in Krisenzeiten ab zu vorkam. Man untersagte Kämmlern und Spinners die Auswanderung, bekämpfte die Veruntreuung von Rohmaterial, insbesondere im Zusammenhang mit der Verarbeitung zu Watte. Die *Stäfner* kamen 1716 auf die Idee, die *Wattenmacherei* als eigentliches Gewerbe, das in ganz Europa verbreitet wurde, aufzuziehen. Seidenwatte wurde aus sogenannten «*Petenuzzi*» (Stumpfen), dem nicht mehr zur Weiterverarbeitung geeigneten Abfall der Schappespinnerei, hergestellt. Rasch nahmen Wattenmacherei und Wattenhandel einen bedeutenden Aufschwung. Was man im Winter produzierte, setzte man im Sommer auf grossen Auslandsreisen ab, die über Deutschland hinaus «in die nordischen Reiche» führten. Als die Produktion zu Hause der Nachfrage nicht mehr genügte, nahmen die Händler auch Wattenmacher in die fremden Länder mit, die den dortigen Seidenabfall verarbeiteten. Männer, Frauen, Knechte, Mägde, Knaben und Mädchen zogen im Frühjahr «compagnieweis» hinaus, «die einten auf Wien in Österreich oder auf Prag im Böhmen, andere in das Elsass und in Niderland, andere auf Nürnberg und Augs-

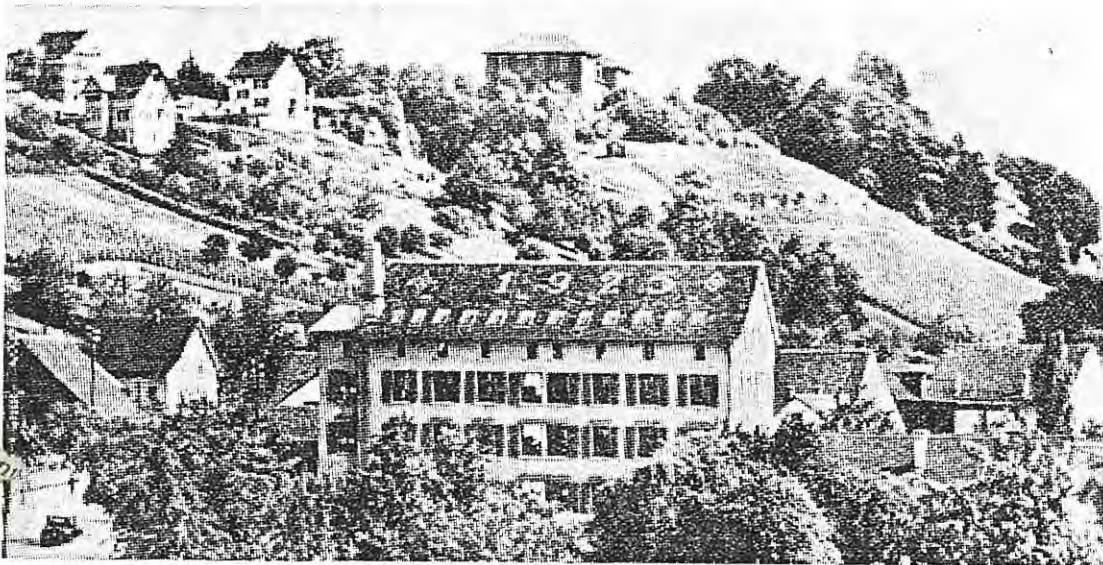


purg, andere in Italien bis auf Venedig». Wenn alles gut ging, kehrten sie im Winter nach Stäfa zurück, manche starben in fremden Landen.

Über dieses neue Gewerbe, das die erfinderischen und listenreichen Stäfner entwickelt hatten, floss ein goldener Strom in die Gemeinde. Manche freilich ertrugen den raschen Reichtum nicht und führten ein üppiges und liederliches

Leben. «Sie lebten ohne Gott und Gottesdienst», klagte Pfarrer Kilchsperger. Schliesslich sah sich die Zürcher Obrigkeit das Treiben der Stäfner Wattenmacher etwas genauer an. Sie hatten den Begriff der «Seidenreste» allzu grosszügig ausgelegt, so dass eine *strenge Kon-*

*trolle* einsetzte, die bald zu namhaftem Rückgang der Wattenmacherei führte. Auch in *Meilen* scheint Missbrauch mit Seide getrieben worden zu sein. «Schleichhändler» verführten oft zu *Seidendiebstählen*, die 1743 mit «Streichen an der Stud», Aufstellung am Pranger und mit Landesverweisung geahndet wurden. 1760 ging man gegen ein Komplott von 25 Seidendieben schon beim Verhör mit «Däumeleisen» vor, verurteilte die Hauptschuldigen zu wochenlanger Arbeit am «Schellenwerk», wo sie in als «Seidendieb» gezeichneter Kleidung «schubkarren» mussten. Zwei unter ihnen wurden sogar hingerichtet! Auch in *Zollikon* wurde um 1760 «Ankauf veruntreuter Seide» bestraft.



Schwarzenbachs Seidenweberei im Erlenbacher «Winkel» um 1930 (abgebrochen 1936).

## Der Aufschwung der Seidenweberei nach dem Ustertag

In der Seidenstoffweberei der Schweiz hatte Zürich eine beherrschende Stellung. Noch 1824 waren praktisch alle Seidenverlage in der Stadt zu Hause und beschäftigten die Heimarbeiter auf dem Land. In den nächsten Jahrzehnten, vorab nach dem *Ustertag*, änderte sich das Bild schlagartig. Zunächst entstand in *Horgen* – «Klein-Lyon» – ein neues Zentrum der Seidenweberei, und bald wurden am linken und rechten Zürichseeufer und im Knonauer Amt weitere Unternehmen gegründet. 1842 waren 47 der 68 zürcherischen Seidenfirmen auf dem Lande domiziliert. Die Situation in *Stäfa* war beispielhaft für die Entwicklung der Seidenindustrie am rechten Ufer. Benjamin *Ryffel*, der Gründer von «*Ryffel & Comp.*», hatte 1823 die Ferggerei in Erlenbach und die nötigen Weberhandgriffe kennengelernt und hatte auch Arbeit von Zürich erhalten, um in *Stäfa* und Umgebung die *Seidenweberei einzuführen*. Nachdem ihm als Beteiligten am *Ustertag* von Zürich die Arbeit gekündigt worden war, machte er sich notgedrungen selbständig. 1837 zog er seinen Vetter ins Geschäft, und später vergrösserte er es mit Hilfe seiner Tochtermänner Peter Jenny-Ryffel und Fridolin Jenny-Ryffel. In Wald, Einsiedeln, Murg, Rieden, Obstalden und Walenstadt wurden grössere Ferggereien für die *Heimweber* dieser Gegenden eingerichtet. Die Seidenweberei *Ryffel* am Gehrenbach hat der Gemeinde *Stäfa* während des 19. Jahrhunderts durchaus das *Gepräge* gegeben, obwohl später noch an-

dere Textilbetriebe, vorab am Dorfbach, dazukamen. 1850 waren 381 Stäfner in der Seidenbranche tätig, die grösstenteils für «*Ryffel & Comp.*» arbeiteten.

### Die Seidenherren am Zürichsee

Auch in den anderen Gemeinden am rechten Ufer spielten die Seidenherren eine beachtliche Rolle. Georg Heinrich *Faesy* begründete 1835/36 eine mechanische Florettspinnerei im Eichtal bei *Hombrechtikon*. 1836–53 führten J. Schmidt & *Comp.* die «*Cardenfabrik Feldbach*». 1851–59 waren *Brennwald & Schmid* in der Fabrikation von «*Carden mit gespitzten Zähnen*» tätig, anschliessend wurde der Betrieb als Florettspinnerei und -zwirnerie weitergeführt. Im Eichtal betrieb Major *Heinrich Zuppinger* eine Seidenspinnerei, und *Johann Bosshard & Comp.* beschäftigten sich um 1855 mit der «*Gillets-Fabrication in Halbwoollen*». In *Oetwil* finden wir keine Meldungen über *Betriebe* der Seidenbranche, dafür ist das Baumwollgewerbe auch im 19. Jahrhundert zahlreich vertreten. 1850 sind 95 Seidenweber, 10 Seidenwinder, 22 Spuler und Kämmler sowie drei Zettler in *Oetwil* beschäftigt, ein grosser Teil für die Seidenbetriebe in *Stäfa*.

Von der Seidenkämmlerei in *Männedorf* war schon die Rede. Die bekannte Seidenweberei *Schwarzenbach* in *Thalwil* betrieb hier eine



Ferggerei, die während Jahrzehnten zahlreichen Heimweberinnen Arbeit vermittelte. Die erste dorfeigene Seidenfabrik besass in den 1840er und fünfziger Jahren Oberst Arnold Zuppinger; infolge schlechten Geschäftsganges musste der Betrieb allerdings Ende der fünfziger Jahre eingestellt werden. In den siebziger Jahren folgte ein neuer Anlauf durch Albert Brunner, der 120 Arbeiterinnen und Arbeiter beschäftigte. In Uetikon waren 1837 die Herren Bruppacher und Bosshard in der Seidenfabrikation tätig, 1842 wurden sie durch die Gebrüder Leemann abgelöst. In den sechziger Jahren folgte der Bündner Johann Flury in der Seidenfabrikation, und Johann Caspar Meyer stellte seit 1858 «Seiden- und Giletsstoffe» her. 1875 kam Jakob Leuthold hinzu.

Ende des 17. Jahrhunderts wurden in Meilen Schulkinder im Seidengewerbe beschäftigt, Familienmütter unterwies «Lehrmeitli» im Seidenwinden, und in hablichen Bauernstuben standen «Seidengestüdel» und Zettelrahmen. Im Dienste zürcherischer Seidenherren standen Meilemer Vermittler oder «Faktoren» aus den Familien Bolleter, Schulthess und Dolder. Surrenmann, Alder & Cie. betätigten sich von 1835 bis 1879 in der Seidenstoff-Fabrikation und im Seidenhandel. Hotz & Fäsi betrieben von 1846 bis 1876 eine mechanische Florettspinnerei, 1853 kam eine Zwirnerei dazu. Glogg-Bolleter fabrizierten «Cravatten und Fichus» von 1860 bis 1865. Heinrich Ebensperger & Sohn begannen 1861 mit «façonnierten Fichus und Tabliers», 1871 wurde ihr Geschäft von Josef Hirscher in Männedorf weitergeführt, der seinem Sortiment ausser «Fichus und Tabliers» noch «Gilets à forme» hinzufügte. Auch Heinrich Kunz fabrizierte 1866 «Seidencravatten», und Pfenninger & Sohn begannen 1869 die Trame-Zwirnerei.

Im 17. Jahrhundert, 1670, waren in Herrliberg 89 Seidenweber und 32 Seidenkämmer tätig. W. Fierz & Comp. wirkten von 1852 bis 1858 in der Fabrikation von Seidenstoffen. 1853 begann J. C. Bruppacher gleichfalls mit der Seidenfabrikation; noch im selben Jahr wurde das Domizil nach Zürich verlegt. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahm die Zahl der Heimarbeiter in Erlenbach so sehr zu, dass sie zeitweilig 40 Prozent der Bevölkerung ausmachten. 1850 waren 215 Seidenweber in der Gemeinde tätig. Wie in Männedorf baute der Thalwiler Seidenfabrikant Robert Schwarzenbach auch in Erlenbach einen stattlichen Zweigbetrieb, der erst in der Krisenzeit um 1936 abgebrochen wurde. 1866 bis 1879 war Heinrich Schaeppi in der Fabrikation von Seidenstoffen tätig. Daneben bestand eine mechanische Seidenzwirnerei, die 1883 etwa 25 Mädchen von 14–15 Jahren angestellt hatte. Seit 1902 befand sich in Erlenbach auch ein Stickereigeschäft, das gestickte Buchstaben und Monogramme fabrizierte. Eng mit der Textilindustrie verbunden ist schliesslich die 1880 gegründete Maschinenfabrik Schärer, die vor allem auf dem Gebiet der Spulmaschinen bahnbrechende Entwicklungsarbeit geleistet hat.

Nach 1850 begegnen uns in Küsnacht die Textilwerkstätten des Fabrikanten Julius Keller und anderer Unternehmer. Keller, dessen Fabrik sich auf dem Küsnachter Horn befand, betrieb eine Seidenbandweberei mit 30 bis 40 Beschäftigten. Im Heslibach gab eine Seidenspülendreherei etwa 35 Mädchen Arbeit. Unter den

Niedergelassenen der Jahre 1857 bis 1869 finden sich zwölf Weber, ein Spinner, 20 Weberinnen, eine Seidenwinderin und eine Zettlerin. Dazu kamen 25 Männer, die einfach als «Fabrikarbeiter» bezeichnet wurden. Wahrscheinlich gab es auch unter den Ortsbürgern noch Leute, die in der Fabrik ihr Auskommen fanden. 1870 schliesslich wurde die spätere «Terlinden & Co.» durch Hermann Hintermeister gegründet, die als Färberei dem Textilgewerbe nahestand.

Auch in Zumikon standen Webstühle der Heimarbeiter. Sie mussten meist von den Webern selbst angeschafft werden und waren ihr Eigentum. Die Zumiker Weber lieferten ihre Arbeit vorwiegend im benachbarten Zürich ab, wo sie hingingen, um zu «ferggen». Zeitweise waren auch dorfeigene Fabrikanten in Zumikon tätig, so Bosshard und Bertschinger von 1850 bis 1864 in der Seidenfabrikation. In Zollikon schliesslich hatte die Seidenindustrie eine Schlüsselrolle inne. Schon 1592 erscheint ein «welscher» Seidenkämmler in der Gemeinde. Im nächsten Jahrhundert werden manche Zolliker beruflich als «Sidenmüller» bezeichnet, weil sie in einer Seidenzwirnerei – einer «Sidenmüllli» – in Zürich arbeiteten. Andere gingen im 18. Jahrhundert in die sogenannten Weberstuben, deren es viele gab, sei es in der Stadt, etwa im Seefeld, oder vereinzelt in Zollikon selbst. «Reben und Weben halten den Zürichsee am Leben» hiess es damals in Zollikon, ein Wort, das für das ganze rechte Ufer galt.

#### Die Ablösung der Textilindustrie im 20. Jahrhundert

Die 1850er und 60er Jahre waren glänzende Zeiten. «Damals gab es kein beneidenswerteres Metier als das eines Seidenfabrikanten.» Damals fasste auch die Maschine in der Seidenstoffweberei langsam Fuss. 1871 wurden erst 927 mechanische Webstühle in der Schweiz gezählt. Die Handweberei nahm immer noch zu, 1881 waren über 30 000 Handwebstühle im Kanton Zürich vorhanden. Dann aber fielen sie rasch auf 20 000 zurück, während die Zahl der Maschinenstühle von 1881 bis 1895 von 3150 auf 9600 anstieg. Die goldenen sechziger Jahre waren vorbei, im Jahr 1902 hatte die Ausfuhr von Seidenstoffen den Höhepunkt erreicht. Erste Krisenjahre waren 1908 und 1909. Nach einigen günstigen Zwischenjahren setzte 1928 ein unerhörter Exportrückgang in der Seidenweberei ein, der das Ausfuhrvolumen bis 1935 um über 90 Prozent schrumpfen liess. Nach dem Zweiten Weltkrieg machte sich die Konkurrenz der vollsynthetischen Fasern immer stärker bemerkbar. Wie zahlreiche ähnlich gelagerte Betriebe stellten auch die beiden Seidenwebereien in Stäfa in den 1950er Jahren ihre Tätigkeit ein. Neue Betriebe des Apparatebaus, der Kunststoffverarbeitung und der Elektronik fassten in den leeren Räumen der altherwürdigen Textilindustrie Fuss, neue Unternehmungen, die inzwischen längst zu internationalen Dimensionen herangewachsen sind, wie etwa die Mettler-Betriebe, die Cerberus AG, die Stäfa Control System SCS AG und etliche andere, nutzten das Potential einer Bevölkerung, die in ihrer rebbauerlichen Grundhaltung schon immer auf Präzision ausgerichtet war.



# Wo die Familienunternehmung noch etwas gilt

## Wenig Spielraum für die Industrie

Von Hans Rathgeb, Rapperswil

Rauchende Fabrikschlote sind am rechten Zürichseeufer an einer Hand abzuzählen. Und neue Industrien sind hierzulande reiner Zufall. «Wanderbewegungen» von ansässigen Unternehmungen, die wegen Platzmangels ihre Koffer packen und ausziehen müssen, pflegen in der Regel nur gerade einige wenige Stationen «weiter oben» zu enden. Bauland wird immer knapper, und die meisten Gemeinden weisen der Industrie in der Ortsplanung nur gerade



Espressomaschinenmontage am Laufband bei Turmix in Jona.

kleine «Restposten» zu. Dennoch gibt es eine ganze Reihe von Unternehmensleitern, die ihr anvertrautes Gut allen Widerwärtigkeiten zum Trotz erfolgreich in die Zukunft führen. Namhaft ist auch die Zahl der *Familienbetriebe*, die ihr «Flaggschiff» aus eigener Kraft auf Kurs voran setzen.

Die Randbedingungen für privatwirtschaftliche Unternehmungen sind am rechten Zürichseeufer nicht eben günstig. In den Interessenskonflikten mit den Ökologen ist zumindest eine Abneigung gegenüber Industrie- und Strassenbauten zu erkennen. Während Wohnstrassenprojekte zumeist an der gesunden Vernunft der Anwohner scheitern, wird in breiten Kreisen die Erhaltung und Verbesserung der *Wohnlichkeit an sich* in den Mittelpunkt gestellt. Immissionen aus Produktionsstätten, von deren Leistungen viele leben müssen, werden mimosenhaft empfunden, führen zu Klagen und zu weiteren Eingriffen in der Entfaltungsfreiheit.

### Ungleiche Voraussetzungen an den beiden Zürichseeufern

Ein Blick über den Zürichsee bzw. in die Steuerstatistik des Kantons Zürich stimmt nachdenklich. Von allen Bezirken erhält Meilen den geringsten Anteil von juristischen Personen am Nettoertrag der Gemeindesteuern, nämlich 3,6 Prozent – gegenüber 12,4 Prozent in Horgen. Das Kantonsmittel liegt bei 19,4 Prozent. Nun muss ja anerkannt werden, dass das «Sonnenufer» als eine der schönsten und begehrtesten Wohnlagen der Schweiz gilt und deshalb die Bodenpreise auch aus diesem Grund auf der linken Zürichseeeseite heute noch wesentlich tiefer liegen. Die fühlbarsten Gegenströmungen stellen führende Persönlichkeiten aus der Wirtschaft unserer Gegend bei den Diskussionen um die Zonenpläne fest. Freihaltegebiete werden selbst unter beträchtlicher Kostenfolge in Kauf genommen, während andererseits für die Industrie niemand einen Finger rührt...

Erfreulich positiv erscheint uns die Aktivität zahlreicher Familienunternehmen, in denen sich die Führungskräfte mit ihren Aufgaben besonders konsequent identifizieren und alles daran setzen, um errungene Positionen einsatzfreudig zu behaupten. Die Personifizierung bringt auch die besseren Voraussetzungen für Gespräche und Verhandlungen mit Behörden und Verwaltungen als das Verharren in der Anonymität. Im Zürichseegebiet sind auffallend viele Familiengesellschaften etabliert, die in den vergangenen weniger guten Zeiten viel Initiative an den Tag gelegt und in aller Stille beträchtliche neue Mittel in ihr Unternehmen investiert haben.

### Wo sind denn die Textilbetriebe geblieben?

Drehen wir das Rad der Zeit um ein oder mehrere Jahrhunderte zurück, so müssen wir auch im Zürichseegebiet grosse und wiederholte *strukturelle Wandlungen* in der Wirtschaft zur Kenntnis nehmen. Handwerker und Gewerbetreibende waren doch noch bis vor wenigen Jahrzehnten in jeder Seegemeinde die täglichen Gesprächs- und Geschäftspartner der Einwohnerschaft. Heute geht der Trend bekanntlich in eine ganz andere Richtung. Die Grossverteiler konnten sich bei der Wahl ihrer Standorte auf die bekannten örtlichen Gegebenheiten abstützen.

In der Industrie sind ganze Zweige innert relativ kurzer Zeit von der Bildfläche *verschwunden*. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren in einzelnen Zürichseegemeinden bis zu 40 Prozent der Bevölkerung Heimarbeiter für die «Tüchler» und «Fabricanten». Heute ist von der Textilindustrie in der Seegend praktisch nichts mehr zu sehen. Die grosse Kehrtwende hat eigentlich erst in der Zeit vor





*Berge von Rohstoffen lagern in den Hallen der chemischen Fabrik Uetikon.*



*Das «Biskuit-Band» der Produktion AG, Meilen.*

und nach dem Zweiten Weltkrieg stattgefunden, und zwar in aller Stille und Ruhe. Die Risikobereitschaft und der Wagemut vieler Unternehmer wurden vielfach nicht einmal bemerkt, geschweige denn anerkannt. Es liegt in der Natur der Sache, dass nicht alle Entscheide sich als folgerichtig erwiesen und deshalb da und dort Verluste hingenommen werden mussten. Doch im allgemeinen darf mit Befriedigung festgestellt werden, dass mit viel Elan ans Werk der grossen Umstellung im Betrieb herangegangen worden ist. Das Ergebnis ist eine ungewöhnlich vielseitige *Diversifikation*, und erfreulicherweise hat auch die modernste Technik einschliesslich der Elektronik am rechten Zürichseeufer solide Schwerpunkte erhalten. Eine Rundfrage bei privaten Unternehmungen zwischen Zollikon und Rapperswil-Jona hat uns darin bestärkt, dass am Zürichsee viel schöpferischer Unternehmergeist präsent und aktiv tätig ist. *Hans Rathgeb*



## Einige Kennzahlen von bedeutenden privaten Unternehmen

Firma und Geschäftssitz	Gründungsjahr	In der Gemeinde seit	Aktienkapital (Mio. Fr.)	Belegschaft total	davon am Zürichsee	Jahresumsatz (Mio. Fr.)	Exportanteil (%)	Geschäftsbereiche
Terlinden & Co., Küsnacht		1867	—		35		—	— Holding, Verwaltung
Terlinden-Jelmoli Reinigungen AG, Küsnacht	1867	1972	0,4	210	55		—	— Textilreinigung, Leasing von Berufskleidern
Terlinden Teppichpflege AG, Küsnacht		1918	0,25		55		—	— Teppichreinigung, -pflege und -reparaturen
Terlinden Textil-Veredlung AG, Küsnacht		1924	0,5		105		—	— Veredlung von Wirk- und Strickwaren
Ernst + Co., Küsnacht		1894	—	120	100		1	1 Verpackungen und Verschlüsse aus Blech und Kunststoff
Gebr. Maag Maschinenfabrik AG, Küsnacht	1875	1930	0,39		48	7,0	88	Textilaufmachungsmaschinen (Kontroll-, Mess- und Legemaschinen, Kantendruckmaschinen)
Wolfensberger AG, Zumikon	1895	1957	2,0		110			Kartonagen und Verpackungsdruck
Rüegg Cheminéebau AG, Zumikon		1955	1,0		75	15,0	20	Cheminées- und Kachelofenbau, Kleinheizsysteme
Maschinenfabrik Schärer AG, Erlenbach		1880	5,0	250	230		95	Präzisionskreuzpulmaschinen
Börsig AG, Erlenbach	1890	1979	1,0		120	12	—	— Druckerei, Binderei, Verlag
Erba AG, Erlenbach		1937	0,5	102	30		—	— Sonnen- und Wetterschutz, Trennwände, Bibliothekseinrichtungen, Vorhangschienen
Produktion AG, Meilen		1928		560		147,0	2	Biskuits, Eisspezialitäten, Backhilfsstoffe
Kaffee Hag AG, Feldmeilen	1909	1917	5,0		100	—		Kaffee, koffeinfrei und koffeinhaltig, Getränke für die Gastronomie
Häny & Cie. AG, Meilen	1875	1885	1,5		130		20	Wasserpumpen, Wasseraufbereitungsanlagen, Zementinjektionsgeräte für den Tiefbau
Schweizer Getränke AG, Obermeilen	1918	1931	1,0		125		—	— Fruchtprodukte für die Nahrungsmittelindustrie
Chemische Fabrik Uetikon, Uetikon am See		1818	—	350	250	80,0	25	Anorganische Grossprodukte, organische Spezialitäten, Silikate
Ernst Wirz AG, Uetikon am See	1919	1922	3,0	300	120		—	— Kipper- und Maschinenfabrik, Maschinen und Anlagen für Fahrzeuge
Cerberus AG, Männedorf	1941	1957	40,0	3010	800	442*	55**	Elektronische Sicherheitstechnik: Brandschutz, Intrusionsschutz (Einbruch, Überfall), Überspannungsschutz
Ernst Grob AG, Männedorf		1961	1,4		90		80	Werkzeugmaschinen für Präzisionszahnräder, Vielkeilwellen und Hohlteile, Kaltumformmaschinen usw.
Orgelbau Th. Kuhn AG, Männedorf		1864	0,5	65	56		15	Pfeifenorgeln (Neubau, Revision, Restaurierung), Expertisen, Beratung
Trafag AG, Männedorf		1942	0,5	120	115		70	Temperatur- und Druckregler und -begrenzer, Messwertumformer, Gasdichtewächter, elektronische Regel- und Anzeigegeräte
Staub & Co. AG, Männedorf		1866	2,4	110	45		45	Leder- und Kunststoffwerke (Polyäthylen)

\* Cerberus-Gruppe (Stammhaus 209 Mio.)

\*\* Exportanteil des Stammhauses



Stäfa Control System (SCS) AG, Stäfa	1962	20,0	2259	720	333,0	90	Regel-, Steuer- und Leitsysteme für Energie- und Haustechnik
Mettler Instrumente AG, Stäfa	1945	1952	15,0	2500	400	423*	90 Elektronische Analysen- und Präzisionswaagen, analytische Messinstrumente
Buchdruckerei Stäfa AG, Stäfa (Filiale Küsnacht)	1845	0,5	270	250	20	33,0	— Druck und Verlag, «Zürichsee-Zeitung»
Stäfa Ventilator AG, Stäfa	1916	3,0	5000 (Gruppe)	100			45 Industrieventilatoren, Absaug- und Materialtransportanlagen
Fritz Nauer AG, Stäfa	1937	1959	5,0	225	130	41,0	20 Schaumstoffe, Feuerwehrschräume, Schwämme, Hirschleder
Hultegger + Co. AG, Stäfa * Gruppenumsatz	1933	1,0	110	70	35,0	10	Schweiss-, Förder- und Lagertechnik
Zellweger Telecommunications AG, Hombrechtikon	1970			750	154,1		Telefon-Endgeräte, Datenübertragung
Polymetron AG, Hombrechtikon	1946	1970	1,0	95	50	20,0	92 Chemische Mess- und Analysetechnik
Hoogstraal AG, Hombrechtikon	1949	1955	0,5		65		Ladeneinrichtungen, Generalunternehmer
Druck AG, Hombrechtikon Stachel Endlos AG, Feldbach	1959 1983	1,5		65	11,0	5	Photosatz, Bogen- und Rollenoffset Endlosdruckerei (Computerformulare)
Hinderer AG, Oetwil am See	1889	0,6	510	370	24		Psychiatrische Klinik «Schlössli» Oetwil und Zweigbetrieb «Bergheim» Uetikon am See
Gadola Unternehmungen Gadola AG, Oetwil am See Gadola Beton AG, Oetwil am See Gadola Bau AG, Egg	1908	0,8		240	25,0	—	Bauunternehmung, Betonherstellung, Fassadenbau und -isolation
Städli-Lift AG, Oetwil am See WSO-Maschinenfabrik AG, Oetwil am See	1920 1920	1945 1945	0,5 1,0		100	17,0	30 Skilifte, Sessel-, Gondel- und Spezialbahnen, Licht/Lärm-Raster für Tunnelüberdeckungen
H. Weidmann AG, Rapperswil	1877	10,0	1800	700	216,0		Transformierboard, Isolierformteile, Spezialpappen, Pressspan, Kunststoffkomponenten
Schweizer National-Circus, Rapperswil Gebrüder Knie AG/ Knies Kinderzoo	1803	1919	0,55	300			Zirkusunternehmen, Tierdressuren, Kinderzoo
Graf + Cie. AG, Rapperswil	1919	1,0	450	180		90	Kratzen- und Maschinenfabrik für Spinnerei und Weberei
Herbag Herstellung von Baustoffen AG, Rapperswil	1917	3,3	90	65	13,0		Betonwaren für Hoch- und Tiefbau sowie Umgebungsgestaltung
Keller-Ullmann & Co., Kaufhaus AG, Rapperswil	1911	2,0	180	65		—	Warenhaus mit Vollsortiment
Geberit Holding AG, Rapperswil/Jona	1976	1976	35,0	2100	750		73 Sanitärapparate (WC-Spülkästen), Siphons, Apparateanschlüsse, Abflussleitungen aus Kunststoff
Geberit AG, Rapperswil/Jona	1874						
Meyer Druck AG, Jona	1900	1959	3,0		220	27,0	— Rotationstiefdruck, Offsetdruck für Bücher und weitere Drucksachen
Vinora AG, Jona	1953	1966	2,0		210		15 Folienwerk (Herstellung und Verarbeitung)
Wunderli AG, Jona	1823	1962	1,0	135	128	63,0	— Stahl- und Baustoffhandel
Leder & Co. AG, Jona	1846	1,5	330	153		76	Flachtreibriemen, Förderbänder, Maschinenteile aus Kautschuk und Kunststoff
Heinrich Schmid Maschinen- und Werkzeugbau AG, Rapperswil Feinstanz AG, Jona	1914 1958	1,0 0,5	600	400		73	Feinschneideanlagen, Taumel-Kaltumformpressen, Maschinen und Geräte
Turmix AG, Jona	1933	1973	1,0	190	175	38,0	Elektrische Haushaltapparate
Schneider Stahl- und Kesselbau AG, Jona	1898	2,0		60		—	Stahlhochbau, Brückenbau, Grossapparatebau, Tankbau
K. Fassbind-Ludwig + Co. AG, Wagen bei Jona (Sitz in Männedorf)	1965	1973	0,7	65	64	11,0	60 Maschinen zur Herstellung und Verkauf von Watteprodukten



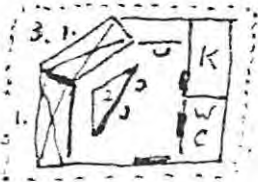
# Unsere Reise nach Calabrien und Sizilien. Oktober 1988.

( Fahrt im Schlafwagen )

Das „Centro“ hat sich stark verändert und nennt sich nun „Centro Europeo“. Als wir 1975 hier waren, standen die Häuschen mit den hübschen Namen neben einer Wiese, die wir hatten als Zeltplatz benützen wollen, und auf der wir unsere Autos abstellten. Diese Wiese ist in der Zwischenzeit ein geteilter Parkplatz geworden. Der Eingang ins „Centro“ - von Osten her - ist viel schöner als damals, und die kitschige rote Kugel auf dem Dach des Hauptgebäudes ist auch nicht mehr da. Sie ist jetzt gelb und steht auf einer Säule mitten auf dem „Geburts-tags Platz“. Die westliche Autozufahrt ist verbreitert und ebenfalls geteilt, und an ihr stehen einige ganz neue, grossartige Villen. Im Sommer 1975 wohnten wir im Häuschen mit dem Namen „Amabile“, jetzt, im Herbst 1988 sind wir im „Omaggio“ untergebracht: Wohnstube, Schlafzimmer (sehr geräumig), Küche und WC mit Dusche. Das Häuschen ist nur halb so gross und heisst „Lenta“. Von aussen gesehen scheint es rechtwinklig gebaut zu sein. Im Inneren aber stellten wir fest, dass das Wohn-Schlafzimmer fünfeckig ist. Der Tisch ist



folglich notgedrungen dreieckig und die elektrische Küche sehr klein, ebenso die WC-Bousche. Die



1. Die zwei Betten
2. Der Tisch
3. Jedeckter Sitzplatz

Cheminée-Abzug  
scheint nicht zu funk-  
tionieren. Sie ist von ei-

nem Künstler mit einer modernen gelb-braunen Reliefarbeit geschmückt worden. Auch die übrige Einrichtung ist ausgesprochen hübsch und originell.

Am Strand sind wir ausser gelegentlich einigen einheimischen Fischern die einzigen Gäste. Morgens um halb acht Uhr kommt Bea mit uns wie vor dreizehn Jahren ihr Fitness-Programm durch, was sehr wohltuend ist, denn der kühle Scirocco, der von Sizilien her zu uns herüber bläst, lässt uns frösteln. Die gewaltig rauschenden hohen Wellen sind mächtiger als alles, was wir 1975 gesehen haben. Zwei geschickte Surfer führen kunstvolle Sprünge und Wendungen aus. In den folgenden Tagen beruhigte sich der Wind. Die Lufttemperatur betrug 28 bis 30 Grad, und es war eine Freude, im Badkleid die unwahrscheinliche Wärme zu geniessen. Wir badeten bis und mit dem 20. Oktober 1988 jeden Morgen im Meer - nur während unserer Sizilienreise nicht.

An bestimmten Nachmittagen empfängt "Mama Lilli" zum Tee. Sie hat im Centro altershalber nichts mehr zu befehlen. Sie war auch eine Zeitlang recht krank und hat daher den Betrieb einer "Cooperativa" übergeben. Gepflegt wird sie von der Frau Franca, die 1975 auch schon im Centro war. "Mama Lilli" ist geistig noch voll da. Mit ihrem Stirnband und ihrem flatternden Kleid sieht sie aus wie seinerzeit die Kunstmalerin Helen Fahm. Ihr Haus



im Rebberg zwischen Reggio und Catona hat sie offenbar auch verlassen, denn sie wohnt nun mit ihrem kleinen „Spitzer“ (Hündchen) „Befano“, dem Nachfolger ihres „Otteli“, in einem kleinen Häuschen des „Centros“. „Otteli“ ist, bezw. war, der Mann von „Gemma“ und der Vater von vier Jungen! NB. „Gemma“ lebte noch einige Jahre bei Architekt Lindlers in Dietikon an der Holzmatzstrasse, denn Frau Lindlers brachte „Gemma“ 1976 in die Schweiz. J. „Mama Lilli“ besass 1975 auch eine Katze namens „Füseli“. Diese wurde ihr aber untreu. Von einem Tag auf den andern wurde daher „Füseli“ von „Mama Lilli“ tief verachtet und keines Blicks mehr gewürdigt. „Füseli“ ist übrigens männlich, trotz ihres Namens. „Mama Lilli“ behauptet zwar, sie sei ein Zwitter.

In ihrem kleinen Häuschen darf man „Mama Lilli“ nicht besuchen. Sie „empfangt“ zweimal wöchentlich in einem speziellen Raum in einem andern Bungalow. Es ist gut, dass die lebenswürdige und stets hilfsbereite Franca für die greise Tante Lilli Rickenbacher sorgt, denn aus der Centro-Küche bekommt sie meist nur die wenig zuträglichen Speisereste vom Vortag zu essen. Frau Rickenbacher [= Mama Lilli] führt ein genaues Tagebuch. Sie las nach und erzählte uns Einzelheiten von unserem Besuch von 1975. Bei jeder „Audienz“ brachte sie ein neues interessantes Thema ins Gespräch. So wollte sie einmal von uns wissen, weshalb heute die jungen Leute so unzufrieden und so unglücklich seien. Jedes Anwesende musste sich aussprechen und seine Meinung darlegen. Das nächste Mal wollte sie von uns wissen, wie man die primitiven Zustände in Catona verbessern könnte....



Bea Sprecher erzählte uns, sie und ihre Schwester Charlotte seien zum Hochzeitsfest von Francas Tochter eingeladen worden und hätten bei dieser Gelegenheit Einblicke in die Folklore Calabrians erhalten.

"Mimo" ist der Chef des ganzen Betriebs. Er wohnt mit "Edda" im schönsten der Häuschen. Der Tierarzt "Bruno" ist auch noch da und die ganze Belegschaft der Bank kommt jeden Tag zum Mittagessen. "Edda" ist überschwänglich und zuvorkommend, wenn sie etwas alkoholisiert ist. In bester Laune brachte sie uns Äpfel, Zwiebeln, Knoblauch, Peperoni, Salz, Zucker, Öl, Essig, vier verschiedene Gewürze, Pfefferschoten, Mineralwasser, Zündhölzchen für den Gasherd, Putzlappen, Insekten-Vernichtungsmittel, WC-Papier etc., so dass wir nur noch Brot, Käse, Tomaten, Gurken, Joghurt und Kamillentee für unser Morgen- und Abendessen einkaufen mussten. Mittags essen wir jeweils mit Bea und Charlotte im renovierten Gartenrestaurant, was rund Fr 18.- pro Person kostete.

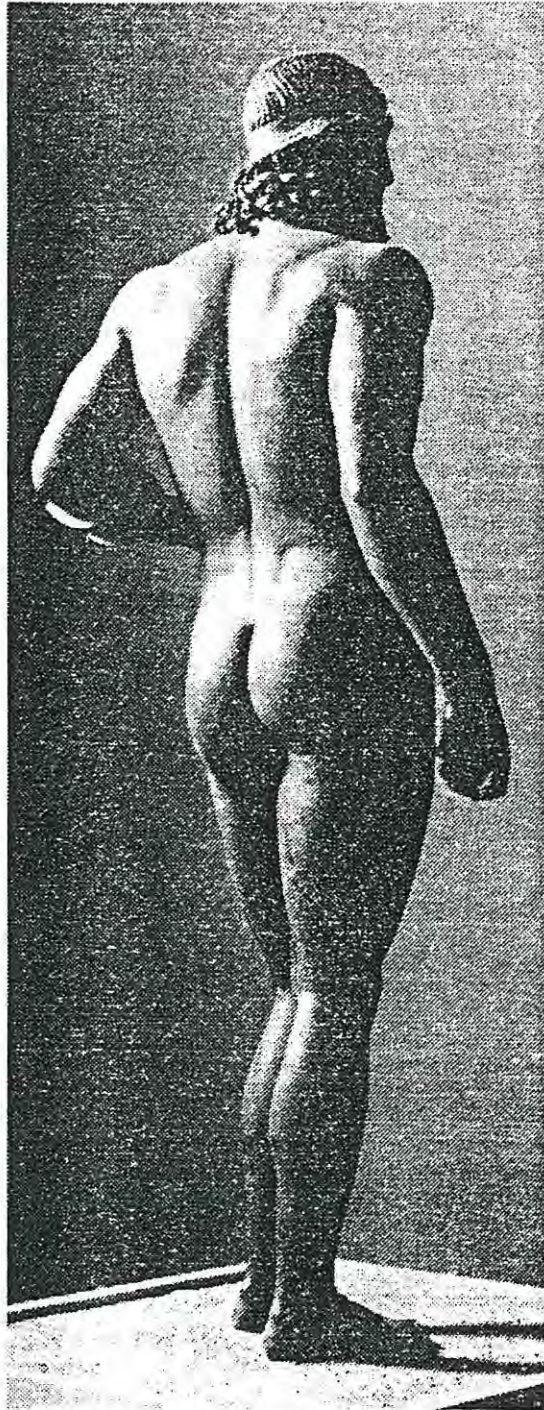
Der Grund und Boden" auf dem das "Centro" erbaut ist, gehört dem Staat, d. h. dem Militär, und daher dürfen hier nur Provisorien errichtet werden. "Mimo" hat für 25 Jahre eine Verlängerung des Vertrags erhalten und daher mit dem Geld der Cooperativa das Restaurant und den Eingang besser ausbauen lassen. Da im Kriegsfall dieser Ort an der Meerenge von Messina plötzlich strategisch wichtig werden könnte, würde das "Centro"-Areal sofort vom Militär belegt und mit militärischen Einrichtungen, Bunkern und Geschützstellungen überbaut. Gann verlor auch Bea das Häuschen, das ihr geschenkt wurde, und Frau Stutzenegger das, welches sie gekauft hat. Frau



Sturzenegger ist Kunstgewerblerin in Zürich und Gletikon. 1975 malte sie die Fensterläden ihres Häuschens blau an, jetzt 1988 reinigte sie ihre Teppiche und büstete ihren Hund "Roberto".

Im Museum von Reggio sind nun die neuesten Funde ausgestellt, und - was besonders auffällt - vieles ist jetzt sorgfältig angeschrieben, was 1975 noch nicht der Fall war. Uns interessierten ganz besonders die beiden über lebensgrossen Bronzefiguren, die zwei Kolosse, die im Meer ausserhalb von Stilo bei Punto Stilo und Riace von Tauchern entdeckt und von Wissenschaftlern sorgfältig gehoben, gereinigt und restauriert wurden. Die Statue A (mit Stirnband) wirkt weniger „gelöst“ und weniger „edel“ als die Statue B (mit Helm), die wahrscheinlich einen Kämpfer darstellt, der Schild und Speer trug. Diese beiden Krieger oder Wettkämpfer waren 1980/81 in Florenz, 1981 in Rom ausgestellt. Sie stammen aus dem 5. Jahrhundert vor Christi Geburt. Besonders interessant sind auch die vielen Bilder, welche zeigen, wie diese griechischen Kunstwerke gereinigt werden, und wie Einzelheiten, z. B. Wimpern, hervorstretende Adern an Händen, Waden und Füssen etc. zum Vorschein kommen. In der gleichen Abteilung sind auch noch verschiedene andere Bronze-Gegenstände ausgestellt, so z. B. antike Schiffsanker und Bruchstücke anderer Statuen, sowie allerlei Gebrauchsgegenstände. Am Donnerstag, 13. Oktober 1988, widmete die Neue Zürcher Zeitung dem Süden des italienischen Stiefels einen längeren Artikel, verfasst von Andreas Honegger. Er schreibt: „Zwei Dinge wird sich aber kein Tourist entgehen lassen: Das Nationalmuseum mit den beiden antiken Bronze-Statuen





*Eine der beiden Bronzestatuen von Riace. (Bild pd)*



von Riace, zwei prächtigen nackten Mannsbildern, die ein Taucher 1972 vor der ionischen Küste Kalabriens gefunden hat. Die zweite Attraktion der Stadt (Reggio) sind die Süßigkeiten in den vielen Konditoreien entlang der Hauptstrasse, die nicht zu Unrecht weit herum einen guten Ruf haben." N.B. Auf Süßigkeiten jeglicher Art verzichte ich seit zwei, drei Jahren. Sie schaden meinem Wohlbefinden und ich befolge den Grundrath: „Kein, d. h. sehr wenig, Tee, Kaffee, Nikotin, Alkohol, Zucker, Salz, tierisches Fett!“ In der Hauptstrasse von Reggio entdeckten wir statt der Konditoreien eine ausgezeichnete Buchhandlung, in der wir längere Zeit herum stöberten. Gekauft haben wir zwar nichts, denn wir besitzen noch so vieles, das zuerst gelesen werden sollte.

Ein etwas unangenehmes und schmerzhaftes Erlebnis hatte ich mit „Palmaumbroggio“, d. h. mit dem lustigen schwarz-weißen, mittelgrossen Hund. Er und „Roberto“ waren meist beim Frühturnen auch dabei und sie balzten sich auf dem Strand. Einmal hatte „Palmaumbroggio“ es immer auf mich abgesehen. Er wollte mit mir spielen. Meine Turnübungen musste ich immer wieder unterbrechen, um ihn zu streicheln. Als wir dann ins Meer hinausschwammen folgte er uns. Doch plötzlich steuerte er auf mich zu und wollte mit auf den Rücken klettern. Er bewegte sich sehr heftig, und ich konnte ihn doch nicht weg oder gar unter Wasser drücken. Ich versuchte, mit ihm näher ans Ufer zu kommen,



Um festen Grund unter den Füßen zu haben. Doch bei unserem „Kampf“ zerkratzte er mir den Rücken und den linken Arm ganz beträchtlich.

Die hübschen Namen der Bungalows lauten: Benevole, Lenta, Amabile, Lucertola, Formusi, Ciapolino, Entrante, Urgente, Cocile, Cordiale, Smaggio, etc. etc.

Am Samstag, 14. 10. 1988, begaben wir uns auf den grossen Ausflug. Bea war unsere Reiseleiterin. Sie war ja vor Jahren, bevor sie in die Schweiz zurückkehrte, mehrere Jahre lang als Lehrkraft in der Waldenserschule von Palermo, dann (oder vorher, oder vorher und nachher) als Reiseleiterin von Catona aus tätig. Unsere Reisegesellschaft bestand aus zehn Personen, d. h. aus Bea und <sup>der</sup> Schwester Beas, namens Charlotte, die, wie Gersters, in Florgen wohnt. Frau und Herr Gerster sind beide berufstätig. Sie ist Hauswirtschaftslehrerin und sehr umweltbewusst. Er stellt Modelle her für Architekten. Ihre Tochter Regula möchte Restauratorin werden und besucht gegenwärtig eine Malerlehre. Frau und Herr Kreuz mit Tochter Johanna kommen ursprünglich aus Hannover. Herr Kreuz wurde, weil er in Hannover nicht aufsteigen konnte, zwecks beruflicher Verbesserung von der Firma Siemens <sup>vor 4 Jahren</sup> als Abteilungsleiter nach Stuttgart versetzt. Tochter Johanna hat eben die Maturitätsprüfung bestanden. Sie ist etwas jünger als Regula Gerster. Diese Familie ist anthroposophisch und Frau Kreuz war als Beleuchterin mit einer Eurythmie-Gruppe in Florenz und Rom.



7  
Lange und gründlich besieteten wir den Reise-  
weg und mieteten dann zwei ganz neue, rote Fiat-  
wagen. Unser Weg sollte von Messina nach Taormina,  
in die Alcantara schlucht, nach Enna, Piazza Armeri-  
na, Gela, Agrigento, Palermo, Cepalei und zurück nach  
Messina führen!

Bea Sprecher weckte uns um 05.00 Uhr früh. Mit der  
Fähre ging's nach Messina und gleich weiter nach Taor-  
mina. Das griechisch-römische Theater war diesmal viel  
interessanter, denn die riesige Kinosleinwand, die so vieles  
verdeckte, ist nicht mehr aufgestellt. Von Ätna konnten  
wir leider diesmal nicht sehen, auch nicht vom hochgele-  
genen Castel Mola aus. Er verbarg sich in Rauch und Wol-  
ken.

In Richtung Francavilla erreichten wir die Gola  
Alcantara, eine Schlucht, die sich niemals mit der Are-  
schlucht messen oder vergleichen lässt, die aber doch recht  
interessant ist. Ein Lift führte uns in die Schlucht hin-  
unter. Dort zieht man Schuhe und Socken aus und  
watet im eiskalten Wasser in die Schlucht hinein. Man  
konnte aber auch grosse Gummistiefel mieten. Es war sehr  
lustig und wir schossen einige Farbdias zur Erinnerung.

Unsere Fahrt ging dann weiter nach Enna, einer  
interessanten Stadt, die wie viele andere in Sizilien (und  
Italien) ganz oben auf einem Berg erbaut ist. Im Forum  
konnten wir zufällig einer prunkvollen Hochzeitsfeier bei-  
wohnen. Dann schossen wir weitere Photos, besonders von  
einer andern Stadt, die in schönster Beleuchtung auf  
einem benachbarten Berggipfel lag, und die Calasci-  
beta heisst. Auf dem höchsten Punkt von Enna be-  
trachteten wir die Aussicht nach allen Seiten, und Bea  
erzählte uns von der Göttin Demeter, der Göttin der  
Fruchtbarkeit, welcher dieser Felskopf geweiht ist. Hades,  
der Gott der Unterwelt, soll Demeter beim Blumen-



pflücken am Percusasee überrascht, geraubt und auf diesen Felsen gebracht haben. Demeter gefiel ihm aber so gut, dass er sie schließlich in die Unterwelt verschleppte. Von diesem Augenblick an war es aus mit der Fruchtbarkeit in Sizilien. Hades gab Demeter übrigens einen Granatapfel, um sie zu verführen, was an die Erzählung im Alten Testament erinnert. Allerlei Untriebe der Götterverwandtschaft bewirkten aber, dass Demeter zeitweise wieder in der „Oberwelt“ auftauchte, und dann war das Land wieder fruchtbar!

Leider bricht - wegen der schon eingeführten Winterzeit - die Nacht sehr früh und rasch herein, und wir konnten die römische Villa in Piazza Armerina nicht mehr besuchen. Zum Glück haben wir sie 1975 ausgiebig besichtigt und die wunderschönen Mosaik-Badezimmer-Böden fotografiert. Schon vor zweitausend Jahren kannten die schönen Römerinnen den „Bikini“, und besonders eindrücklich sind die realistisch gestalteten Jagdszenen. Die Villa liegt ganz verborgen in einem Tal und wir kommen angesichts dieser Situation der römische Ausspruch „Bene vixit qui bene latuit“ in den Sinn (Gut hat gelebt, wer gut verborgen gelebt hat!).

Wir fahren also in der Dunkelheit die kurvenreiche Straße nach Gela hinunter, wo wir in einem Hotel übernachteten. Das Angenehmste war die erfrischende Foursche!

Am Sonntagmorgen reisten wir von Gela nach Agrigento. Schon um 05.00 Uhr früh hatten wir den Hahn krähen hören und später, wie schon andernorts, hörten wir die hübschen Melodien der Kirchenglocken, die oft ab Tonband durch Lautsprecher auf den Kirchtürmen erklingen! In Agrigento, dem Geburtsort des Dichters Luigi Pirandello (1867 bis 1936), besichtigten und fotografierten wir, im Osten beginnend, den Heratempel, dann die zum



Teil abgestürzte Stadtmauer mit ihren Löchern, in denen während der Blütezeit im Altertum Verkaufsgeschäfte eingebaut waren. Wir kauften bei einem Bauern frisch gerutete Feigen, die süß und aromatisch waren und köstlich mundeten. Der Konkordia Tempel ist der am besten erhaltene, weil er noch lange Zeit als Kirche verwendet wurde. Am Weg war auch ein Teil der antiken Nekropole freigelegt, und weiter westlich kreuzten wir einen Fahrweg mit halbmeter tiefen Radsuren. Die alten Völker müssen riesige Räder an ihren Fahrzeugen gehabt haben! Beim Herkulestempel stehen auch noch einige imposante Säulen. Der ganz westlich folgende Zeustempel ist der grösste von allen. Er wurde wahrscheinlich gar nie ganz fertig gebaut. Zwischen den mächtigen Säulen, von denen keine mehr aufrecht steht, stützten Atlanten mit erhobenen Armen das Gebälk. Einer dieser „Giganten“ wurde restauriert und ins Archäologische Museum verbracht. Eine Kopie liegt ausgestreckt auf dem Tempelgebiet. - Den letzten, den Dioskurentempel malte ich ab. Es stehen zwar nur noch vier Säulen einer Tempelcke, die später wieder aufgerichtet wurden.

In Palermo waren die meisten Sehenswürdigkeiten, die wir besuchen wollten, leider unzugänglich! [Sonntagabend]. Die Stadt an der Conca d'Oro zählt heute 800 000 Einwohner, hat aber den einstigen Glanz verloren. J.W.v. Goethe schwärmte noch von den herrlichen Palästen, die heute ausgesprochen verrottet und schmutzig sind. Hier sollten Schoggitaler verkauft und mit dem Erlös die wertvollen Kunstdenkmäler renoviert werden! Auch die schmalen Gässchen sind schmutzig, braun und schwarz. Welch ein Gegensatz zu Griechenland und zu Andalusien, wo die Wohnhäuser meist schnee weiss getüncht und oft mit Blumen geschmückt sind. Hier wurde Bauerfester von einem Halunken



Mit Motorrad die Tasche entrisen. In der Tasche befand sich wenig Geld, einige Postkarten von Agrigento und der Auto-Mietvertrag. Da die Autovermiet-Firma einen Durchschlag besass, ergaben sich daraus keinerlei Schwierigkeiten.

In der Kathedrale sahen wir die Sarkophage normannischer und staufischer Herrscher. Noch heute ist das Grab Friedrichs II, der Palermo zu unerhörter Blüte führte, oft mit Blumen geschmückt. - An der Piazza Bellini befinden sich zwei berühmte Normannenkirchen; San Cataldo und Mariaforana, mit normannischen Mosaiken. In der Pizzeria bestellte jede Familie eine andere Pizza (zum Vergleich). Nun wissen wir, was eine echte Pizza ist. Auffällig ist, dass sie aus gewöhnlichem Brotteig zubereitet wird.

Die ältere der beiden Strassen auf dem Monte Pellegrino (606 m.) führt in vielen Windungen hinauf und bietet prachtvolle, sich steigernde Aussichten über Palermo, bis zum Kap Zafferano, bis Cepalù und zu den Bergketten von Tindari. Auf 429 Metern Höhe liegt die Grotte der heiligen Rosalia. Die Heilige, eine Tochter eines Neffen Wilhelms des zweiten, hat als Einsiedlerin jahrelang in der Grotte gelebt. Sie starb 1166. Im Jahr 1624 erschien sie einigen Einsiedlern (!) und wies ihnen den Weg zum Ort, wo ihre Gebeine lagen. Als man diese nach Palermo brachte, wo damals eine furchtbare Pest wütete, erlosch die Seuche (!). Seitdem ist die Heilige die Schutzpatronin der Stadt. Ihr Fest wird am 15. Juli mit einer Prozession gefeiert, und am 4. September pilgern tausende zu ihrem Heiligtum auf dem Monte Pellegrino. Eine Tafel erinnert an Goethes Besuch. Er nennt den Monte Pellegrino "das schönste aller Vorgebirge der Welt." [Italienische Reise, 3. April 1787]. Das Wasser der Grotte gilt als heilbringend. Die Statue, ein Geschenk Karl III von



Bourbon, hat Goethe sehr schön beschrieben: „Ein schönes Frauenzimmer..... in einer Art von Entzückung, die Augen halb geschlossen, den Kopf nachlässig auf die rechte Hand gelegt, die mit vielen Ringen geschmückt war. Ich konnte das Bild nicht genug betrachten; es schien mir ganz besondere Reize zu haben....

Kopf und Hände von weissem Marmor, ich darf nicht sagen in einem hohen Stile, aber doch so natürlich und gefällig gearbeitet, dass man glaubt, sie müsse Atem holen und sich bewegen.....“ So weit Goethe. Noch heute werfen dankbare gläubige Münzen, ja sogar Muten zur Heiligen hinein und feiern ihr Fest mit Fackelzügen und grossem Feuerwerk.

Am Montag, 16. 10. 1988, nach der Übernachtung im „Hotel“ ohne Küche in Palermo fahren wir kungtig durch den regellos scheinenden Palermo-Strassenverkehr zum Morgenernen hinauf nach Monreale. Bis wir aus der Stadt draussen waren, benötigten wir gut drei Viertelstunden, denn die vielen Lastwagen, Militärfahrzeuge und Personenautos drängten sich von allen Seiten in die verstopften Strassenkreuzungen und zwängten sich in unbegreiflicher Weise von links und rechts, so dass wir nur stockend meterweise vorwärts kamen und stets Angst um unsere neuen Wagen haben mussten. Die Sizilianer fahren in der Stadt einfach, wie sie wollen parkieren auf allen Trottoirs und oft auch noch als Hindernis in einer zweiten Reihe daneben. Die Polizei ist völlig machtlos. Auch auf den Überlandstrassen und auf den Autobahnen hält sich selten jemand



○ zu die vorgeschriebenen Geschwindigkeiten. Seit einigen Monaten verlangt in Italien das Gesetz auf den Überlandstrassen 80, auf den Autobahnen 110 km/in der Stunde als Höchstgeschwindigkeit. Gefahren werden aber meistens 140 km/h. Auch wir erlaubten uns, um nicht allzusehr aufzufallen Überschreitungen [120 bis 125 km/h].

In Monreale verspfligten wir uns in einem hübschen Strassenkaffee am Platz vor dem Dom. Von Monreale aus geniest man bei günstiger Witterung eine herrliche Aussicht auf die Bucht von Palermo, auf die „Conca d'Oro“. Leider lagerte über dem Gebiet, obwohl die Sonne schien, ein leichter Dunst, der die Ferne verschleierte.

Im Dom sind vier grosse Grabmäler, von denen die von Wilhelm I und Wilhelm II. Die Gräber anderer Familienglieder wurden 1811 bei einem Brand zerstört und dann durch Kopien ersetzt. Wilhelm II liess 1174 den Dom errichten, den grossartigsten Normannenbau, eine der überwältigendsten Kirchen überhaupt. Diese 1812 weitgehend vollendete „Santa Maria la Nuova“ ist im Innern beinahe vollständig mit strahlenden Gold-Mosaiken ausgekleidet. Szenen aus dem alten und dem neuen Testament schmücken die Wände, aber auch Wilhelm II ist zu sehen. Ein viel grösser dargestellter Christus segnet den König und auf einem Mosaik vis-à-vis sehen wir, wie dieser den Dom und das Kloster seiner Gemahlin überreicht! Wilhelm II war daher viel beliebter als Wilhelm I, und er wird folglich „der Gute“ genannt. Wie in Capalì blickt auch hier ein beherrschender Christus Pantokrator von der Wölbung der mittleren Apsis. Alles ist von überwältigender Tracht. Bemerkenswert sind auch die Bronzeüren (1179 und 1186 von Barisano di Trani und von Bonanno Pisano), die zu den grossartigsten der Welt gehören. Auf dem Boden des Domes entdeckten wir aus Metall eine Linie an der



die Namen der astronomischen Zeichen, z. B. „Wendekreis des Krebses“ etc. zugeschrieben sind. Offenbar scheint die Sonne an den bestimmten Tagen durch eine bestimmte Luke auf die betreffenden Stellen der Linie...

Der weitgehend erhaltene Kreuzgang des Klosters mit viermal 26 Bogenöffnungen zwischen wunderschönen Doppelsäulen, wurde am Ende des 12. Jahrhunderts begonnen. Die Kapitelle sind alle verschieden. Pflanzen, Tiere, biblische und weltliche Szenen sind dargestellt. In einer Ecke plätschert zwischen Doppelsäulen der arabische Klosterbrunnen. Bemerkenswert ist die Tatsache, dass die normannischen Herrscher arabische Künstler beschäftigten.

Die Kathedrale von Cefalù [Cephaloedium] wurde 1131 von Roger I. begonnen. Sie ist also älter als der Tempel von Montreale. Von den reichen Mosaikbildern auf Goldgrund [1148 vollendet] sind nur noch die der Apsis erhalten, auch hier wird alles von einem gewaltigen Bild des Christus Pantokrator beherrscht. Darunter sind die zwei Apostel abgebildet. Diese Kunstwerke weisen einen starken byzantinischen Einfluss auf. Sehenswert sind auch Engel mit ihren acht (!) Flügeln. Die barocken Dekorationen des Innern werden nach und nach entfernt.

Auf dem Weg zum Strand von Cefalù fotografierte ich die Überreste einer mittelalterlichen Waschanlage. Als wir uns in einer kleinen Parkanlage nahe am Meer verpflegt hatten, war es schon Zeit geworden, auf der Hauptstrasse und (wo sie schon fertig erstellt war) auf der Autobahn der Fäkte von Messina zuzustreben. Wunderschön, wie im Frühling blühten Gärten und Strassenränder: Liguster, Hibiskus, blaue, grosse Winden etc. Mit dem Fährschiff Ulisse (= Odysseus) überquerten wir die Meerengen. Die Automobile konnten unbeschädigt, ausstandslos und rechtzeitig zurück gegeben werden.



Am 18. 10. 1988 veranstalteten wir, wie 1975, im "Salon" des Zentrums einen Sing- und Volkstanzabend.

In Catona streikt offensichtlich das Abfuhrwesen. Überall auf den Strassen liegt Murat. An vielen Stellen, besonders in Nebenstrassen, türmen sich riesige, stinkende Abfallberge. Ich sah sogar tote Katzen darin. Vor einiger Zeit wollte ein vernünftiger Gemeindepräsident mehr Ordnung schaffen und veranlasste die Abfuhrleute, in der Nacht den Murat wegzuschaffen. Als der unbefriedigende Zustand längere Zeit nicht besserte, kontrollierte der Präsident seine Leute mitten in der Nacht. Da er sie schlafend in ihren Abfuhrwagen fand, kam es zu einer Auseinandersetzung. Doch das "Volk" stellte sich auf die Seite der Arbeiter, und der Gemeindepräsident wurde weggehöhelt!! Man sieht, nicht nur im Verkehr, auch in anderen Bereichen machen die Calabresen, was sie wollen. Man spürt da und dort Mafia methoden. Bank und Post von Catona befinden sich nun in einer anderen Strasse als 1975, nebeneinander, und stets von einem Polizisten bewacht! Wer am Schalter nur ein klein wenig zögert, muss gewärtigen, dass sich ein anderer Kunde plötzlich vor ihm schiebt, um zuerst bedient zu werden.

Nun noch einige Nachträge zu "Sizilien".

1. Gela. Durch das Erdöl nehmen diese Stadt an der Südwestküste seit 1956 einen grossen Aufschwung, und die Einwohnerzahl stieg um 20 000.

Valerius Maximus schreibt in seiner Sammlung merkwürdiger Reden und Taten im neunten Buch: "Das Ende des Dichters Aischylos war zwar kein freiwilliges, dennoch



ist es wegen seiner Besonderheit bemerkenswert. Er machte einen Spaziergang ausserhalb der Stadt [Gela], in der er sich aufhielt und setzte sich auf einer sonnenigen Stelle nieder. Da flog über ihm ein Adler mit einer Schildkröte in den Klauen, wurde durch den Glanz seines Kopfes getäuscht - er war nämlich von Haar entblösst - und warf auf diesen, so als wäre er ein Stein, das Tier herab, damit es zerschmettere und er seines Fleisches habhaft würde. Dieser Wurf tötete den Erfinder und Meister des höheren Tracesspiels." Dass dies in der sizilischen Stadt Gela geschah, wissen wir aus einer andern Quelle.

2. Piazza Armerina und die Villa del Casale. Hier befand sich schon im 2. Jahrhundert ein bescheidenes Jagdschloss, verborgen in einem waldreichen Tal. Darüber wurde im 3. Jahrhundert eine prachtvolle Anlage errichtet. Als in der Byzantinerzeit die umliegenden Höhen entwaldet wurden, entstand ein Erdbeben, das die Gebäude verschüttete. Darüber mistete sich ein Sarazenen-Bauernhof (Casale) ein, das im 12. Jahrhundert durch einen zweiten Erdbeben begraben wurde. Die bunten Steinchen, die hier geschlechterlang von Kindern zum Spiel ausgebuddelt wurden, hielt man für sarazenischen Schutt, bis 1929 der Ausgräberspaten tiefer stiess. Doch erst 1950 konnte die Freilegung mit grossen Mitteln betrieben werden. Wer sich den Ausgrabungen nähert, meint zunächst, eine Gärtnerei vor sich zu haben, denn alle mit Mosaik-Fussböden ausgestatteten Räume sind neuerdings mit Treibhausartigen Bauten aus durchsichtigem Kunststoff gegen die Witterung geschützt worden.

In dieser neu entdeckten Villa wohnte die kaiserliche Familie des Maximianus Herculeus. Dieser Mann wurde in Sirmium - dem heutigen Jugoslawien - geboren. Er war ungebildet, aber ein tüchtiger



Soldat und stand dem Diokletian nahe, der ebenfalls aus dem heutigen Jugoslawien stammte und seit 284 n. Chr. das römische Weltreich beherrschte. Er war der bedeutendste der Soldatenkaiser, die durch die Christenverfolgungen bekannt wurden. Maximian durfte Diokletian „Bruder“ nennen und den Titel „Herculius“ führen, weil er in Gallien einen Bauernaufstand niedergeworfen hatte. Später errang er weitere Kriegserfolge am Rhein. Er siegte gegen die Germanen, aber auch in Afrika. Im Jahr 310, als Maximian das Kriegsglück verlassen hatte, wurde er ermordet oder beging Selbstmord. Seine sizilianische Villa besteht aus vier grossen Raumgruppen. Das ganze wirkt begeistert und leicht und heiter, wohllich und zugleich festlich. Leider wissen wir zu wenig von diesem „Neben-Augustus“ Herculius, dem Bewohner dieses Lustschlosses. Man vermutet, dass seine Tochter Theodora, sein Schwiegersohn Konstantinus und seine Mit-Tetrarchen ihn hier besucht haben. Besonders beachtet werden die Zimmer der zehn Mädchen, die sich beinahe unbekleidet, in Bikinis, spöttlich betätigen. Dies spät entstandene Mosaik ist zwar nicht von höchster künstlerischer Qualität. Es sind viele weitere Bodenmosaiken gefunden worden, die Jagdszenen und andere weltliche Vorgänge darstellen. Nirgends findet sich etwas, das mit Gottesverehrung zu tun hätte. Die Villa wurde zwischen 290 und 300 n. Chr. erbaut. Sie hat einen ganz weltlichen Charakter. Man badet, turnt, jagt, fischt, tanzt... Wir befinden uns am Ende des griechisch-römischen Heidentums. Hier wohnte der letzte Heide auf dem Thron der Cäsaren. Nach ihm, mit Konstantin, begann das Christentum innerhalb des römischen Reiches seinen Siegeszug.

3. Cefalù. Das Gebiet um Cefalù wurde 1063 von



den Normannen erobert, und die Stadt war später zeitweise die Residenz Rogers I. Dieser gelobte in schwerer Seenot, wenn er gerettet werde, dann lasse er in Cefalù eine Kathedrale erbauen. Der Grundstein konnte am 7. Juli 1131, ein halbes Jahr nach Rogers Krönung zum König von Sizilien, gelegt werden, und dann wurde über hundert Jahre lang an diesem ersten christlichen Gotteshaus der Insel gearbeitet. So entstand der erste grosse Normannenbau Siziliens im Zusammenhang mit den Kreuzzügen und mit der „Befreiung von den Ungläubigen“. Echt nordisch-normannisch sind die zwei schweren Türme. Roger II starb 1154.

Unwillkürlich vergleicht man die Mosaiken auf Grund von Cefalù und von Monreale. Die von Cefalù sind älter, zarter, strenger, edler und die von Monreale, weil grösser und reicher, sind als Ganzes stärker beeindruckend. Der Christus von Cefalù blickt erhaben wie ein antiker Gott und doch zugleich mild wie der gute Hirte auf uns herab. Seine Augen sind wirklich das Licht der Welt. Wir lesen griechisch und lateinisch im offenen Buch, das er in seiner linken Hand hält.

4. Akragas = Agrigentum (römisch) = Girgenti = Agrigent (neuerdings, d.h. seit 1927, wieder). Pindar lebte von etwa 522/518 bis 446 v. Chr. Er brachte 490 v. Chr. einen Flötisten aus Akragas nach Griechenland. Empedokles aus Akragas (490 bis 430 v. Chr.) schreibt über die Leute von Agrigent: „Sie essen, als ob sie morgen sterben, und sie bauen, als ob sie ewig leben sollten.“ Die Form „Girgenti“ war aus dem arabischen „Girg“ abgeleitet.



Das antike Agrigent liegt zu Füßen der heuti-  
gen Siedlung auf dem zweigipfligen Kamm eines Hügel-  
volles Mandelbäume. Das muss im Frühling, wenn die  
Bäume blühen, sehr schön aussehen. Ein Gebiet von  
zwölf Quadratkilometern war ummauert. Die wuch-  
tige Mauer führte im Süden längs der Tempel-  
terrasse. Östlich und westlich dienten die beiden  
Flüsse als Festungsgräben. Akragas zählte im  
Altertum 200 000 Einwohner. Andere Quellen spre-  
chen gar von 800 000 Einwohnern, so z. B. Progenes  
Laertios (2. Jh.). Wenn man dies bedenkt, dann  
versteht man auch, weshalb auf dem erwähn-  
ten Hügelzug so viele und so grosse Tempel er-  
richtet wurden. In diesen ist der Vorkrati-  
ker Empedokles (um 490 bis 430 v. Chr.) aus- und  
eingegangen. Die Daten werden auch anders an-  
gegeben: 495 bis 415 v. Chr. Ich kann nicht ent-  
scheiden, was richtig ist. Empedokles war ein  
Theologe und gewaltiger Gottesmann, der damali-  
gen Zeit entsprechend natürlich ein Dichter. Sei-  
ne Hauptwerke sind: „Peri physcōs“ (= Über die Na-  
tur) und „Kathartmoi“ (= Reinigungen). Es handelt  
sich um Lieder. Empedokles war ein starrer De-  
mokrat, der alle Vorrechte verabscheute. Ein Mann  
forderte ein Familiengrab auf der Akropolis, doch  
Empedokles lehnte dies ab. Er war ein Volks-  
freund, der arme Mädchen mit einer Mitgift  
ausstattete. Etwas Rätselhaftes, Geheimnisvolles  
umgibt den Dichter und doch ist in seiner Dich-  
tung ein besonders inniger und warmer Klang.  
Zwei verschiedene Sagen berichten vom Tod des



Empedokles. Nach der ersten soll er nach einem Gastmahl verschwunden und in den Himmel enttrückt worden sein. Nach der zweiten ist er in den Aetna gestürzt. Der Berg aber hat dies ver-raten, denn er spie die bronzernen Sandalen des Empedokles wieder aus. Niemand sollte vom Tod des Dichters etwas wissen, und niemand sollte ihn als Gott verehren.

Gegen das Ende des 5. Jh. war Agrigent poli-tisch und militärisch schwach, aber sehr reich. Der Angriff der Karthager erfolgte von Westen her. Obwohl die Syrakusaner von Osten her zu Hilfe eilten, verließen die Agrigenter kampflos ihre Stadt und ihre Tempel, denn die Pest war ausgebrochen. Sie suchten Zu-flucht in Gela. Erst nach jahrelangen Kämpfen gelang es Dionysos I von Syrakus, die Kar-thager wieder zu vertreiben, und die Agri-genter (oder Agrigentiner) kehrten in ihre Stadt zurück. Wie die Leute in Gela lebten sie von der Landwirtschaft und vom Han-del mit Schwefel. Agrigent wurde früh christlich und der Konkordiatempel wur-de als christliche Kirche benützt. Er ist deshalb bis heute so gut erhalten ge-blieben. Im Jahr 827 eroberten die Araber das Gebiet, 1087 die Normannen. Im zweiten Weltkrieg besetzten die Engländer 1943 Agrigent und rückten durch Sizilien



und Italien nach Norden vor.

Vom Juno"tempel (hellenisch Herä) ist ein Gemälde des berühmten Caspar David Friedrich bekannt.

Der Konkordia"tempel war vom 7. bis in die Mitte des 18. Jh. eine christliche Kirche. Sie war Petrus und Paulus geweiht. (Dorisch).

Der Herakles"tempel erhebt sich neben der Agora" (gr. = Marktplatz), die heute ein grosser Parkplatz ist

Der Zeus"tempel, der grösste dorische Tempel misst "113 auf 57 Meter. (Noch grössere Tempel sind ionisch). Sieben einhalb Meter hohe männliche und weibliche Gebälkträger, sog. Telamonen" wurden gefunden. Einer wurde im letzten Jahrhundert wieder zusammengesetzt. Wenn man solche unter schwerer Last stehende Karyatiden sieht, empfindet man meist Mitleid. Eine Ausnahme bilden vielleicht die des Erechtheions in Athen, die "stolz" und "gelöst" dastehen.

In der Gegend befinden sich noch Spuren von vielen andern Tempeln, darunter auch Rundtempel und der Apollon"tempel

---



In Calabrien und Sizilien wird oft gestreikt. Züge fahren plötzlich nicht mehr weiter, oder kommen überhaupt nicht. Wir reisten zum grossen Glück genau fahplanmässig, sowohl auf der Hin- als auch auf der Rückreise. Da hatten Bea Sprecher, ihre Schwester und ihre Freunde nicht Pech! Der Zug von Sizilien kam überhaupt nicht! Sie kamen mit mehrstündiger Verspätung in Zürich an. „Schopero“ (italienisch für „Streik“) war ein gefürchteter Ausdruck, auf den wir beim Nachrichtenhören lauerten. Bahn- und Flugpersonal streikte immer wieder. Wir schliefen herrlich von Mailand bis Agropoli und auf dem Rückweg von Villa San Giovanni bis Bologna, und schon einen Tag später, als Gerters und Familie Kreuz heimreisen wollten, klappte rein nichts mehr. Ausserdem soll auf der Strecke Palermo-Messina eine Brücke zusammengebrochen sein.

zum Schluss noch eine Bemerkung zum unsinnigen Verkehr in Palermo. Morgens vor 8 Uhr müssen die Kinder zur Schule gebracht werden. Sie können allein die verkehrsreichen Strassen nicht überqueren, da sich die Fahrer kaum an Lichtsignale und Vor-



schriften halten. Was tun die Mütter? Sie fahren mit ihren Kindern im kleinen Fiatwagen zur Schule! Wir trafen scheinweise solche Mütter mit einem einzigen Erstklässler im Auto. Wenn ein Schulhaus mit 800 Schülern in der Gegend ist, dann sind 400 Unterstufen Schüler mit ihren Müttern unterwegs. Kein Wunder dass der Verkehr so verwickelt ist. Und dann presst doch meistens, und die Lastwagen versperren den Weg und blockieren die Kreuzungen!

---





Calabrische Tracht.



CENTRO SVIZZERO CULTURALE

89063 REGGIO CALABRIA - CATONA

Fondatori  
Gründer

Dr. C. & LILIE RICKENBACHER - STEINER  
Tel. 039/0965/370700

LI.....

ca. 1986.

Liebe Herr & Frau Klenk.

Ich habe meine Absicht, auch 8 Jahre  
zu warten, um Ihre freundlichen  
Reisegrüsse zu beantworten, auf-  
gegeben & danke Ihnen herzlich.  
Schliesslich haben sie doch die schwache  
Gut meines Patriotismus einstmals  
angefacht & wieder zum Feinchen ge-  
bracht.

Oben, was soll das heissen, dass Sie  
immer in Amerika herumtanzen?

Sollten Sie nicht auch wieder einmal,  
mit Beatrice, nach Calabrien kommen?

In meinem Landhaus haben dem nächst  
8 Personen glänzend Platz, als Selbstver-  
sorger. Herzlich eingeladen & patriotische  
Grüsse. Ihre

Mama Lilié.



Catona, den 22. Sept. 88

Lieber Karl, liebe Maria,

am 19. September erhielt ich hier Deinen  
ausführlichen Bericht vom Taglereis  
Tribiläum und ich danke Dir ganz herzlich  
dafür, lieber Karl. Ich kehrte erst einen  
Tag später von der Kalabrienreise zurück,  
die ich während einer Woche zusammen  
mit meiner Schwester unternommen  
hatte. Wir beide hatten nur Zug und  
Bus zur Verfügung und das gab manch-  
mal lange Wartezeiten. Aber die Italiener  
sind sowieso ein wartendes Volk und  
so schlossen wir uns ihnen an; auf  
diese Weise ergaben sich immer wieder  
interessante Gespräche. Wir genossen  
die Zweisitzer mit all ihren Über-  
raschungen aus vollem Herzen. Mit Über-  
nachten, Essen und Fahrten - einmal  
musste ein Taxi gemietet werden - rech-  
nen wir pro Tag mit einer Auslage von  
ca. 70000 L. (700 Fr.) Oft blieben wir auch  
darunter im Preis. Die Autobiete für  
drei Tage ist auf dem 47-jährigen Angebot  
von 170000 bis 260000 je nach Wagen typ  
angegeben, da können wir uns darin  
teilen. Für ein Häuschen mit Kochgelegen-  
heit müsst Ihr ungefähr mit 40 Mark  
(reelme!) pro Tag rechnen, bei Halbpension  
gibts Ermäßigung dafür. Meine Schwester  
und ich essen als Pensionäre einmal im  
Restaurant von und bezahlen 12000 L.  
dafür. Morgen- und Abendessen bereiten  
wir uns im eigenen Häuschen zu.  
Teft kommt Ihr alles ein bisschen zu-  
sammenstellen und dann kann man  
all'italiana hier unten noch darüber



reden! Neu ist ab Oktober eine Kurtaxe <sup>15%</sup>  
für alle (auch für mich), denn das  
Centro geht in die Hände einer Cooperativa  
über. Mama Lilia gibt die Verantwortung  
völlig ab. Sie fühlt sich aber schon besser  
und freut sich auf ein Wiedersehen mit  
Euch. Unsere Freunde aus Horpen kom-  
men mit ihren deutschen Bekannten  
auch in den Herbstferien hergeveist, (8.10.)  
da können wir alle auch schon hier  
alleshand unternehmen. In Palermo  
sind wir vor drei Jahren mit ihnen  
gewesen, aber vielleicht möchten die  
Deutschen auch diese Stadt besuchen  
und dann fahren wir nochmals hin!

Stellt Euch vor, wir haben gegen-  
wärtig gar kein schönes Wetter, der  
Sirocco weht und brüht seit einer  
Woche Gewitter und Regenschauer. Das  
ist im September sonst gar nicht üb-  
lich, erst im Oktober müßte man  
männlich damit rechnen. So können  
wir nur hoffen, das alles vorausge-  
nommen ist und der berühmte  
milde Mittelmeherbst mit noch  
durchaus heißen Sommertagen im  
nächsten Monat lange andauern wird.

Wenn Ihr die Fahrkarte in den  
Süden löst, nehmt Ihr als Endstation  
am besten Villa San Giovanni, von dort  
aus gibt es Taxifahrten für ca. 15000 L.  
ins Centro. Ich erwarte Euch am 10. oder  
11. Oktober hier unten, vielleicht versuche  
ich kurz vorher noch um 11 Uhr morgens  
oder ca. 10 Uhr abends (die Bar ist dann  
ruhig) anzuläutern, damit ich weiß, wann  
Ihr genau ankammt. Für die Korrespondenz  
hin und zurück reicht es sehr nicht mehr.

Herzlich grüßt Euch

Eure Beq

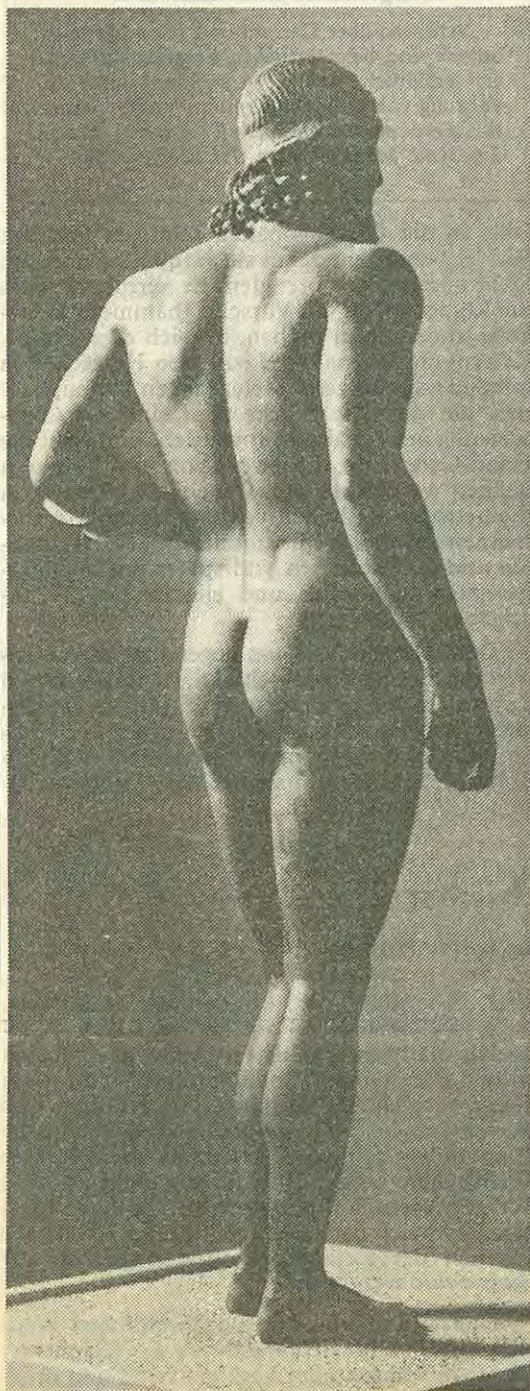


# Durch den Süden des italienischen Stiefels

## Der Autozug nach Neapel als Ausgangspunkt

Wenn in Alba die Trüffel auf den Markt kommen, hört man allüberall Schweizerdeutsch in den Restaurants, und wenn man mit dem Auto durch die Toskana fährt, sind die Schweizer Nummernschilder, die einem begegnen, zahllos. Die klassischen Touristenregionen Italiens und die Küsten von Adria und Riviera liegen für uns nahe. Je tiefer man jedoch in den italienischen Stiefel hinabfährt, desto weniger dicht wird der Touristenverkehr. 7.7.13.10.88

Insbesondere die drei südlichen Regionen *Kalabrien*, *Basilikata* und *Apulien* sind als noch nicht übermässig mit Massentourismus bedachte Gebiete für individuelle Entdeckungsrei-



Eine der beiden Bronzestatuen von Riace. (Bild pd)

sen ideal. Nur, man verliert in beiden Richtungen einen oder zwei Tage auf den *Autobahnen* Nord- und Mittelitaliens. Und der Verkehr auf diesen Strecken ist mörderisch, das Autofahren – beispielsweise auf der mittleren von drei Fahrspuren in der Emilia, mit breiten Lastwagen rechts und links – ist alles andere als ein Vergnügen, und der Übergang über den Apennin von Bologna nach Florenz ist meist mit einem langen Warten in grossen Staus garniert.

Ein ganz anderes Bild bietet sich auf den Autobahnen des italienischen Südens, die mit staatlichen Entwicklungshilfegeldern finanziert wurden und *gebührenfrei* sind: Der Ausbau der Strassen ist grosszügig, und die Verkehrsbelastung ist gering, man kann die Landschaft anschauen beim Durchfahren und ist nicht ständig auf das rasende Geschehen auf der Strasse fixiert.

### Neapel, vom Bahnhof aus

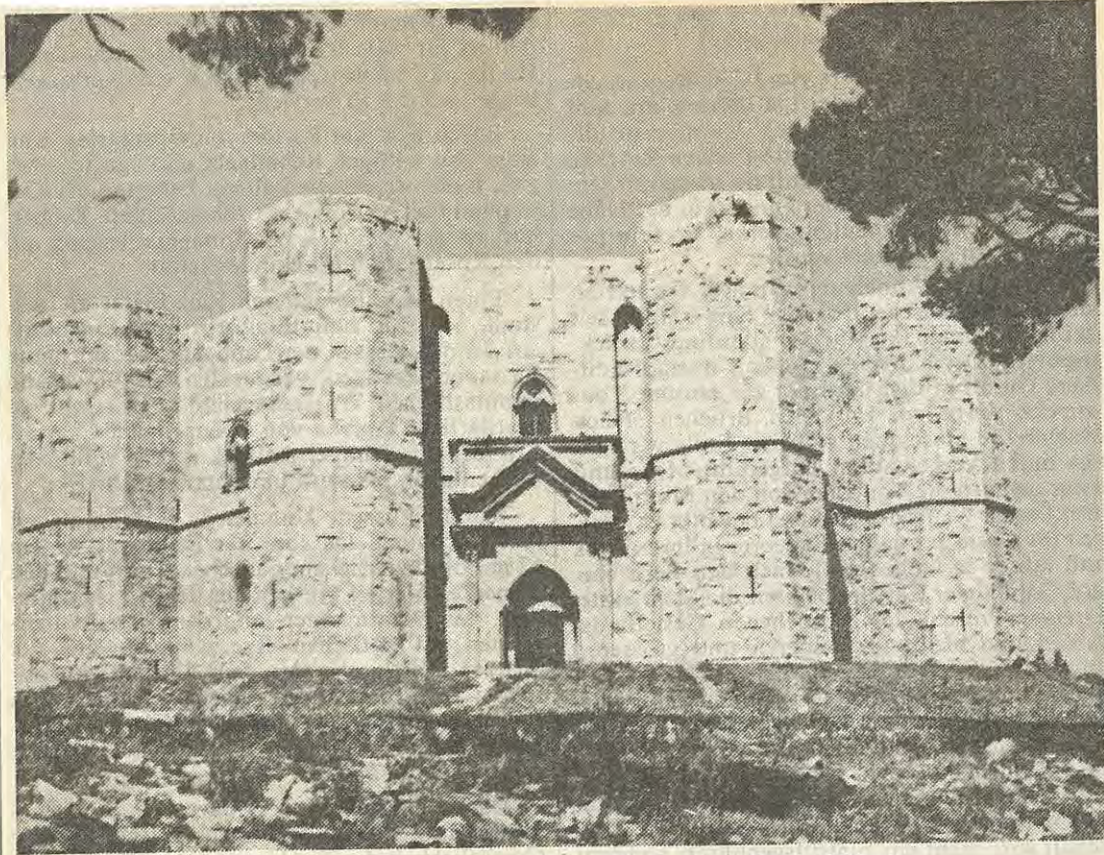
Der neue *Autoreisezug der SBB* auf der Strecke *Zürich-Neapel* bietet nun eine erholende Fahrt im Schlafwagen, ersetzt die stundenlange Fahrt auf den übernutzten Autobahnen – und die nicht überlasteten Strassen des Südens stehen einem gleichwohl offen.

Wer im Bahnhof *Napoli Campi Flegrei* ankommt, wird allerdings zuerst einmal mit dem neapolitanischen Stadtverkehr konfrontiert, der nicht gerade dazu angetan ist, einen in Ferienstimmung zu versetzen. Man ist gut beraten, vom Angebot der italienischen Staatsbahnen Gebrauch zu machen und den Wagen erst einmal im eingezäunten Bahnhofsbereich stehen zu lassen und die Stadt Neapel mit dem Taxi und zu Fuss zu erforschen. Von Campi Flegrei aus lässt sich dann die Innenstadt umfahren, und über die peripheren Strassenzüge gelangt man auf die Autobahn gegen Süden. Noch ist man allerdings dem Verkehr nicht entflohen. Die Region Campania birgt eine Menge interessanter Sehenswürdigkeiten auf engem Raum, und das Strassennetz der Agglomeration um Neapel und Salerno reicht kaum aus, um das Verkehrsaufkommen der dortigen Einwohner und Geschäftsleute zu verkraften, geschweige denn den Touristenverkehr. Das Schloss *Caserta*, das Versailles der neapolitanischen Bourbonen, und *Pompeii* liegen nahe der Autobahn. Der Versuch, auf den Landstrassen zu Füssen des Vesuvs vorwärtszukommen, ist dagegen ernüchternd: Man kommt kaum aus überbautem Gebiet heraus, schleicht in langen Kolonnen von Signalanlage zu Signalanlage hinter Lastwagen her.

Im selben Stil muss man sich auch mit Geduld und Abgas auf die Halbinsel von *Sorrent* hinausschleichen. Aber der Abstecher lohnt sich auf jeden Fall, da die Stadt viel von ihrem Charme bewahren konnte und *Capri*, *Ischia* sowie die *Amalfiküste* von Sorrent aus mit dem Schiff zu erreichen sind. Hier ist man im Land, in dem die Zitronen blühen, aber man ist auch in dem Lande, das den Benzinmotor ebenso sehr verehrt wie den neapolitanischen Stadtheiligen San Gennaro.

Verkehrsmässig beginnt der Süden schon seit eh und je in *Battipaglia*, dem Bahnknotenpunkt,





Castel del Monte, der kristalline Bau Kaiser Friedrichs II. (Bild pd)

wo die Linien der Tyrrhenischen Küste und der Adriaküste zusammengeführt werden. Hier in der Ebene werden die Büffel gehalten, die die Milch für den Mozzarella-Käse liefern. Auf der Reise nach Süden wird niemand achtlos an Paestum vorbeifahren, einer der bedeutendsten Städte der *Magna Graecia*, der griechischen Kolonie in Süditalien. Die drei erdschweren Tempel und die Ruinen der Stadt und ihrer Umfassungsmauer sind schon attraktiv genug, aber das Museum bietet mit den von einem nahe gelegenen Gräberfeld hierher verlegten bemalten Grabplatten Malereien, die zum Schönsten gehören, was aus dieser Kunstsparte von den klassischen Griechen in Italien erhalten geblieben ist. Eines der schönsten Gräber, das des Springers, benannt nach einer ins Wasser springenden Männergestalt, wurde erst im Jahre 1968 entdeckt.

#### Kalabrien abseits der Küste

Über das landschaftlich sehr ansprechende Hügelgebiet des *Cilento* erreicht man bei *Sapri* schliesslich die politische Grenze der Region Basilikata, die hier für ein paar Kilometer an die Küste stösst, und dann Kalabrien. Von *Praia a Mare* bis *Lamezia*, der Stadt mit dem Flughafen, reihen sich die Badeorte aneinander, an einer Küste, die, abgesehen von wenigen Ausnahmen, die lange Reise nicht lohnt, sind doch die Hotel- und Appartementbauten hier auch nicht attraktiver als an den meisten flachen Stränden rund ums Mittelmeer.

*Cetraro* verdient wegen des «Grand Hotel San Michele» erwähnt zu werden, das ein angenehmer Etappenort ist. Auch einige arme, zerfallende Bergstädtchen sind von Interesse, nicht wegen kunsthistorischer Denkmäler, sondern wegen ihrer Lage und vor allem wegen ihrer

Geschichte. *Guardia Piemontese* zum Beispiel thront in schwindelerregender Höhe auf einem Hügel, der durch die hässlichen Lehnenviadukte einer neuen Erschliessungsstrasse verunziert wird.

Im 14. Jahrhundert haben hier Waldenser Zuflucht gefunden. In der Mitte des 16. Jahrhunderts, in der Gegenreformation, sollen nicht weniger als 2000 Einwohner des Städtchens, das heute kaum noch einige hundert zählt, hinge richtet worden sein. Ihren Glauben haben sie verloren, nicht aber ihren frankoprovenzalischen Dialekt. Und da viele von ihnen in der Emigration leben, ist die alte *Via della lana* in *Via Lucerna* umgetauft worden, da offenbar die Stadt am Vierwaldstättersee vielen Arbeit gegeben hat. Noch in etwa zehn Städtchen in der Provinz Cosenza hat sich die frankoprovenzalische Sprache erhalten.

*Cosenza*, die Hauptstadt der Region, ist ein Ausgangspunkt für Entdeckungsfahrten in das

bergige Innenland Kalabriens. Die Hauptstadt selbst bewahrt man sich lieber in der poetisch verklärten Erinnerung aus der Schulzeit, als in Platens Gedicht am Busento nächtliches Flüstern über dem Grab des grossen Gotenkönigs zu vernehmen war. Die Bergregion *La Sila* ist geprägt von Stauseen in bewaldeten Tälern und Bergen. Die urwüchsigsten Teile der Bergregion sind als *Naturschutzparks* ausgeschieden worden. Weiter südlich liegt dann im Innenland das Bergland *La Serre* mit dem sehenswerten Kartäuserkloster Serra San Bruno.

#### Zwischen Scylla und Charybdis

Der südlichste Teil des italienischen Stiefels, gewissermassen die Zehenspitze, wird vom Bergland *Aspromonte* gebildet, und in *Gambàrie*



kann man auf 1300 Metern über Meer nur 33 Kilometer von *Reggio Calabria* im Winter skifahren. Die Stadt Reggio selbst ist immer wieder von Erdbeben heimgesucht worden, so dass sie architektonisch nicht viel bieten kann. Zwei Dinge wird sich aber kein Tourist entgehen lassen: Das *Nationalmuseum* mit den beiden antiken Bronzestatuen von *Riace*, zwei prächtigen nackten Mannsbildern, die ein Taucher 1972 vor der ionischen Küste Kalabriens gefunden hat. Die zweite Attraktion der Stadt sind die *Süssigkeiten* in den vielen Konditoreien entlang der Hauptstrasse, die nicht zu Unrecht weit herum einen guten Ruf haben.

Am oberen Ende der *Strasse von Messina* liegt Scilla, eine kleine befestigte Fischerstadt, überragt von den steil aufragenden letzten Ausläufern des Aspromonte. Von hier aus spannen sich die Hochspannungsleitungen der Stromversorgung vom italienischen Festland hinüber nach Sizilien. Hier wird von kleinen Booten aus noch der *Schwertfisch* gejagt. Wenn wir schon beim Kulinarischen sind, darf auch der Wein nicht vergessen werden, der in *Cirò* wächst an der ionischen Küste und der alle anderen kalabrischen Landweine, die wir tranken, in den Schatten stellt.

Wie Kalabrien, so ist auch die *Basilikata* eine Region, die nicht mit vielen kunsthistorischen Denkmälern oder mondänen Stränden, sondern mit der Einsamkeit der weiten Landschaft lockt, deren Industrialisierung – zum Glück für den Touristen, zum Nachteil der Einwohner – nur sehr zaghaft vorangeht. Oft findet man Fabrikrüinen, die von misslungenen Versuchen zeugen, hier im Mezzogiorno neue Arbeitsplätze zu schaffen. Attraktiver sind die Ruinen der *Sassi*, ehemaliger Höhlenwohnungen in *Matera*. In der Nacht wirkt die Altstadt Materas, am Rande eines Cañons gelegen, wie eine Zauberstadt aus 1001 Nacht, mit tausend schwarzen Toren, überwölbten Bogen und Treppenabgängen in geheimnisvoll gefährliche, dunkle Bereiche. Man ist heilfroh, nach langem Herumirren den Weg hinauf zum belebten und beleuchteten Corso der neuen Stadt wieder gefunden zu haben. Es ist wohl besser, sich die zerfallende Altstadt, die Höhlenwohnungen und Höhlenkirchen am hellen Tag anzusehen. Vereinzelt sind dann sogar die Bemühungen wahrzunehmen, dem Zerfall dieses einzigartigen Kulturdenkmals entgegenzuwirken.

#### Trulli zwischen Barock und Romanik

Von den drei Regionen des italienischen Südens ist *Apulien* sicher touristisch die attraktivste. Es verfügt über eine recht gute Infrastruktur für den Fremdenverkehr, kennt aber auch schon stark industrialisierte Regionen und ist in weiten Teilen schon «domestizierter» und weniger «wild» als die Nachbarregionen. Jedermann kennt die *Trulli* in den Tavoliere, in der Gartenlandschaft um *Locorotondo* und *Alberobello*. Die Behausungen mit den runden Steinkuppeln, meist weiss getüncht, haben sich vermutlich gerade wegen des Tourismus erhalten. Viele sind zu gepflegten bis übergepflegten Ferienhäusern geworden, und in *Alberobello* dienen sie als Kleinstmuseen und Souvenirshops. Ohne diese Touristisierung des Ortsbildes wäre es hier zwei-

fellos schöner. Es könnte aber auch sein, dass *Alberobello* ohne die wirtschaftliche Kraft der Tourismusindustrie heute nur noch eine Ruinenstadt wäre wie *Matera*.

Im nahe gelegenen *Martina Franca* überrascht das Stadtbild mit stattlichen, spanisch beeinflussten Barockpalästen. Die kleine Stadt ist ein äusserst lebendiges Zentrum mit einer belebten Hauptstrasse, die praktisch den ganzen Tag und den ganzen Abend zum Promenieren und als Treffpunkt genutzt wird; ein Ort also, an dem man sich sofort wohl fühlt.

An der adriatischen Küste liegen rund um *Bari* Orte, die von Industrialisierung, Bauboom und rücksichtslosem Strassenbau gezeichnet sind. Die Überreste *staufischer Burganlagen* und die *romanischen Kirchen* lassen es jedoch nicht zu, dass man diese Gebiete einfach grossräumig umfährt. Neben *Bari* hat vor allem *Trani* eine wunderschöne romanische Kathedrale, die dank ihrer Lage, direkt am Meer, nicht von anderen Bauten umstellt und in ihrer Wirkung beeinträchtigt ist. Am Weg zum *Castel del Monte* liegen *Bitonto* und *Ruvo di Puglia*, deren romanische Kirchen reich mit Blendbogen, Galerien, Fensterrosen und von Löwen getragenen Portalen geschmückt sind.

#### Von Friedrich zu Manfred

Die apulische Landschaft ist mit ihrer Geschichte eng verwoben, und die Zeiten der Normannen, Stauer und Anjou haben mehr als in den benachbarten Regionen des Südens ihre Spuren hinterlassen. Man wird das Zentrum der apulischen Seelenlandschaft an keinem anderen Ort finden als auf dem sanft ansteigenden Höhenzug der Murge, dort, wo man die *Adria* mehr ahnt als noch sieht, in der Einsamkeit, in der das *Castel del Monte* thront, dieser kristalline Bau Friedrichs II. Der luxuriöse Glanz, die architektonische Perfektion dieser einen Residenz des Stauferkaisers aus der Mitte des 13. Jahrhunderts sind heute noch nachzuempfinden, auch wenn weite Teile der reichen Marmoraukleidung im Laufe der Jahrhunderte verschwunden sind.

An König Manfred, den Sohn des grossen Staufers, erinnert der Name der Stadt *Manfredonia*, einer modernen Industrie- und Hafenstadt mit Erdölraffinerien und allem, was halt so zu unserem modernen Leben gehört. Gegenüber der Mole erhebt sich auch hier ein Stauferkastell. Von Manfredonia aus ist der landschaftlich reizvollste Teil Apuliens zu erreichen, das *Promontorio del Gargano*, das Bergland des Sporns des italienischen Stiefels mit herrlichen Badestränden und einer noch sehr unverdorbenen Natur im Landesinnern. Man durchfährt hier auf gut ausgebauten Strassen Gärten mit hohen prächtigen Olivenbäumen. Mit der *Foresta Umbra* ist ein Teil jenes mitteleuropäischen Waldes erhalten geblieben, der einst den grössten Teil von Apulien bedeckt haben soll.

Auf den *Monte S. Angelo* soll der Erzengel Michael seinen Fuss gesetzt haben, was einen kunsthistorisch interessanten Kirchenbau und einen nicht nachlassenden Pilgerstrom zur Folge hat. Wer gegen Devotionalienläden und Pilgerbusse allergisch ist, tut gut daran, den Ort frühmorgens zu besuchen und ihn dann möglichst rasch den Praktikern angewandten Christentums zu überlassen.

Andreas Honegger



## Ausbau des Autoreisezugs-Angebots

h. Die Erfahrungen der SBB mit dem Autoreisezug Zürich-Neapel waren 1988 positiv. Die Auslastung betrug im Juni rund 50 Prozent, in den Spitzenzeiten im Juli und August 90 Prozent, und nur im September war sie wesentlich unter 50 Prozent. Insgesamt wurden 778 Autos transportiert, davon der grössere Teil (478) in Richtung Nord-Süd.

Die SBB planen für 1989 eine Erweiterung des Angebots. Vom 16. Juni bis zum 29. September wird der Zug jeden Freitag in südlicher Richtung, Samstag/Sonntag Richtung Norden rollen. Für die Spitzenzeiten Juli/August sind zusätzliche Fahrten in der Wochenmitte geplant. Zudem soll auch in der Zeit der Herbstferien am 6., 13. und 20. Oktober der Zug zum Einsatz kommen.

Die Abfahrtszeit ist in Zürich um 18 Uhr 45 (die Automobile sind schon früher zu verladen), in Neapel um 19 Uhr 05. Eine Familie mit zwei Kindern hat bei einfacher Fahrt im Schlafwagen zweiter Klasse voraussichtlich 958 Franken, bei einer Retourreise 1621 Franken zu bezahlen. Auf der Hinfahrt sind das Nachtessen im Speisewagen und ein bescheidener Morgenimbiss im Preis inbegriffen. Für die Vor- und die Nachsaison sowie die geplante Fahrt in der Wochenmitte sind reduzierte Preise vorgesehen.

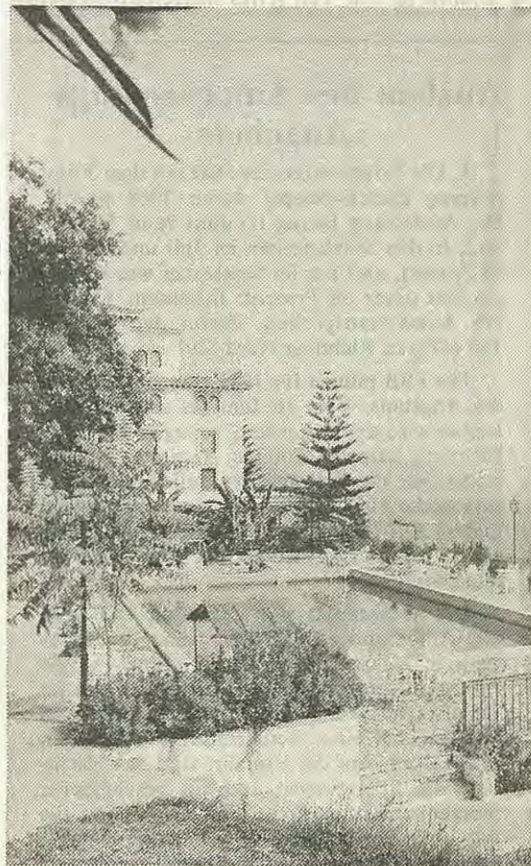
Der Erfolg hat die SBB ermutigt, vom Juni 1989 an einen ähnlichen Autoreisezug nach Narbonne in Südfrankreich einzusetzen.

## Auf Marmorklippen

Ein Grand-Hotel  
als geschlossener Kreislauf

Hon. Einer der wenigen Orte, an denen man an der kalabrischen Westküste in elegantem Rahmen Station machen kann, ist das *Grand-Hotel San Michele* in *Cetraro*. Das Haus ist aussergewöhnlich schön gelegen, auf einer Terrasse hoch über dem Meer. Wie an der amalfitanischen Küste führt ein Lift über die hohen Marmorklippen hinab an den Strand. Das Hotel verfügt über *Tennisplatz* und *Schwimmbad* und einen kleinen *Golfplatz* mit neun Löchern.

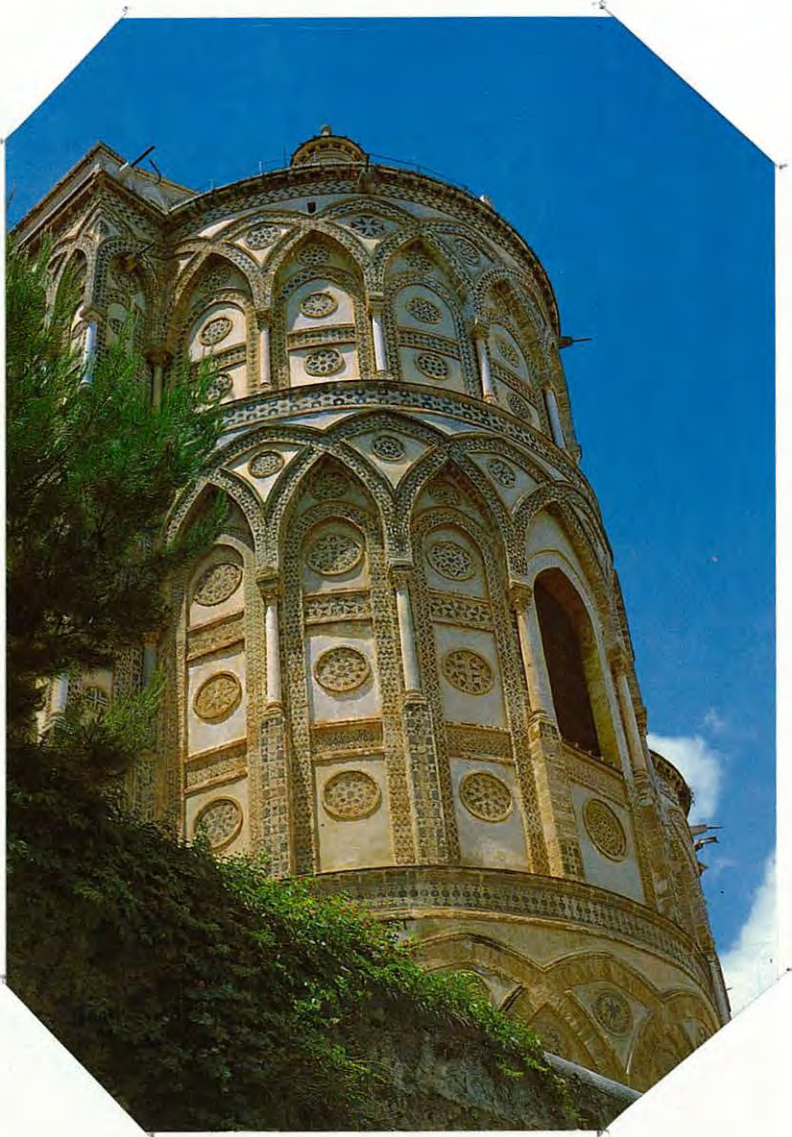
Der Golfplatz wird allerdings von Schafen «gemäht», seine Qualität ist eher eine robuste, und darin findet die Mentalität ihren Niederschlag, die hinter dem ganzen Grand-Hotel-Be-



Das Grand-Hotel San Michele inmitten prächtiger Gärten hoch über dem Meer. (Bild pd)

trieb steht. Verantwortlich dafür ist die Direktorin, *Claudia Siniscalchi*, die in Rom einen Lehrstuhl für Hydrologie und Wasserbau innehat und in ihrem Hotel viel Vorbildliches verwirklichen konnte. Die 47 Hektaren umfassenden Ländereien und das Hotel werden mit Wasser aus einem kleinen Stausee versorgt, und die Abwässer werden in einer *biologischen Kläranlage* gereinigt, die aus grossen Durchflussbecken besteht, bestückt mit Wasserhyazinthen (*Eichhornia crassipes*). Die im stickstoffreichen Abwasser üppig wachsenden Pflanzen werden getrocknet und dienen als natürlicher Dünger im Weingarten, der einen recht angenehmen Wein ergibt. Die Schafe vom Golfplatz liefern Käse und Fleisch, die eigenen Oliven das Öl und die Früchte und Beeren, das Obst und den selbstfabrizierten Likör. Ein integriertes System, das allerdings eine etwas üppige, *rustikale Küche* mit sich bringt, worauf man bei der Auswahl der Speisen achten muss.



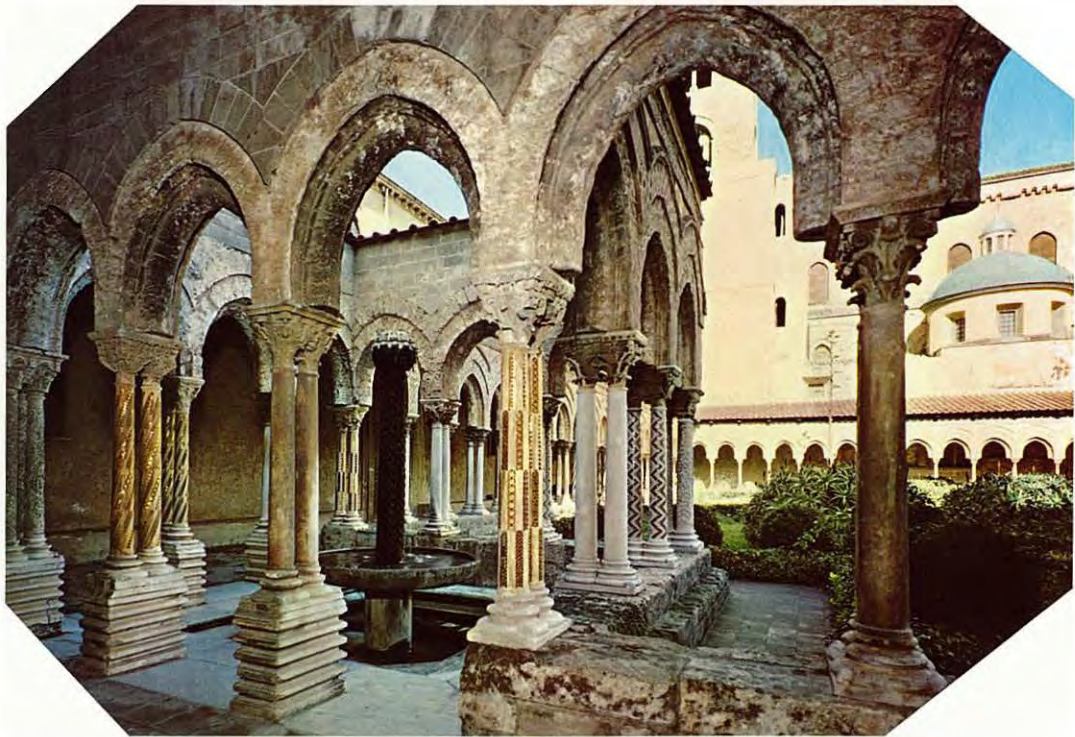


*Montealegre*





*Moncale.*





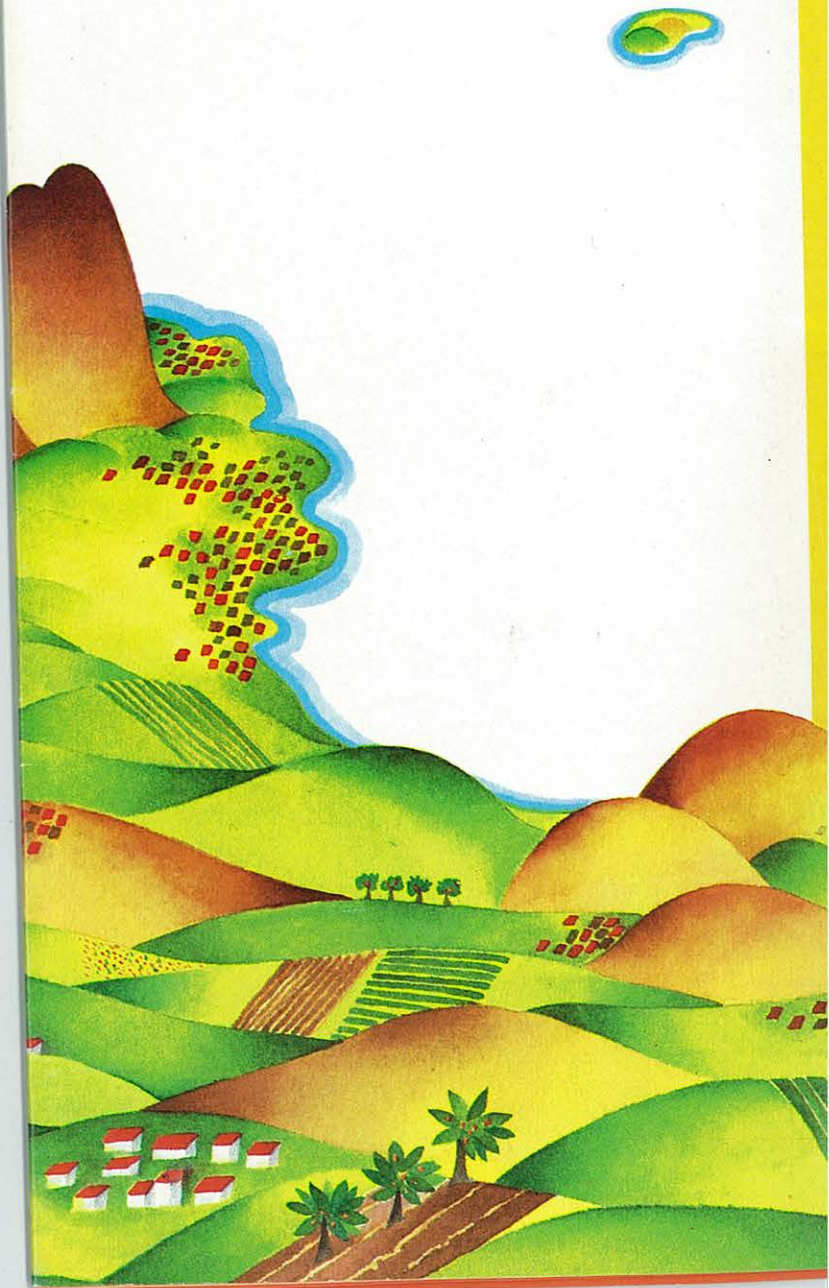
AGRIGENTO



Konkordiatempel



# PALERMO E LA SUA PROVINCIA





Der Jubiläumsball, der 25. Ball des Volkstanzkreises Zürich, 18.1.1986.

Nun ist auch schon unser Jubiläumsball vorbei, und ich will davon kurz erzählen. In der Eingangs- und Garderobehalle spielte eine gemütliche Drehorgelfrau alte Weisen. Hier konnten die Ballgäste auch eine von Fredy Aebi gestaltete Photo-Ausstellung auf vier grossen Stellwänden besichtigen. Da waren die besten Bilder von Klara Stern, Louise Witzig, Inge Baer, Willy Chapuis, Martin Wey, Alphonse Seppey mit Odile, Georges Pluss mit Madeleine Regamey, Staatsrat Binz, Hannes und Doris Wirth,..... Dann folgten die Bilder aus der Tanzkreisgeschichte und die Aufnahmen berühmter Gäste, die wir empfangen durften, wie z. B. Professor Richard Wolfram und Frau, Ludwig Burkhardt, Herbert Lager, Professor Karl Horak und Frau, Shirly Durham, Gerda und Bill Hargrave, Gretel Dunsing, Frau Puškaš,..... Auf einer weiteren Stellwand folgten dann die Aufnahmen zur Ballgeschichte mit den prächtigen Bildern vom ersten Ball 1961 im kleinen Tonhallsaal, Zürich. Da sah man recht schöne Vergrösserungen mit Teilnehmern und Teilnehmerinnen wie Rosemarie Müller, heute Kantonalanzleiterin, Annelies Aenis, Heinz Baumann, Alice und Hans Walter Maurer, Walter Roggen und **vielen** andern. Eine Bildergruppe zeigte berühmte Volksmusikanten bei unsern Bällen, so die Streichmusik Alder und die aus dem Toggenburg, Dr. Marthaler, Dr Wydler und vor allem die beliebten Mangold aus dem Oberbaselbiet. Ganz besonders beachtet wurden die farbigen "Witz-Zeichnungen, die vor vielen Jahren im Nebelspalter erschienen waren, und die wir zum Glück aufbewahrt hatten. Die letzte Stellwand befasste sich mit dem Zürcher Tanzkreis, wie er heute, 1986, ist!

Schon auf der Treppe, dann aber vor allem im Saal fand die aussergewöhnliche Tischdekoration anerkennendes Lob. Auf jedem Tisch stand ein gebastelter Volkstänzer, der eine Tänzerin hochstemmt, erfunden von Hans Baumann, Architekt, gebastelt in fleissiger Arbeit vom gesamten Volkstanzkreis Zürich!

Nach den Tonproben um 18.00 Uhr mit dem Tanzkreisorchester, um 18.30 Uhr mit dem Orchester aus dem Waadtland und der Oberbaselbietern, übten wir nochmals den abgeänderten Eggwalzer, der zur Eröffnung des Balls getanzt werden sollte, und zwar so: Der ganze Tanzkreis wirkte mit. Er bewegte sich mit der offenen und der geschlossenen Eggwalzerfigur aus der rechten vorderen Ecke heraus in die Mitte der Tanzfläche. **Dann**wurden die drei Figuren (Knopfwalzer, Spinnwalzer und Wechselwalzer in der Figur 8) durchgetanzt und der Kreis gegen das Publikum geöffnet. Als der Kreis sich öffnete, tanzten zwei Paare, eines von rechts, eines von links mit der offenen Eggwalzerfigur in den Halbkreis hinein. Von diesen beiden Paaren trug eines eine riesengrosse Ziffer 2, das



andere eine ebenso grosse Ziffer 5 - schätzungsweise anderthalb Meter hoch - , und jedes dieser Paare brachte einen Blumenstrauss. In dem Augenblick, wo für diese Paare der geschlossene Walzer begann, tanzten aus dem sich sogleich wieder zusammenschliessenden Halbkreis zwei weitere Paare. Diese vier hübschesten, genau gleich grossen jungen Leute stellten sich in der Mitte vor dem Halbkreis bereit, um die "25" und die Blumen in Empfang zu nehmen. Genau auf das Ende der Tanzmusik wurden mit einem gewaltigen "Tusch" des Orchesters die zwei Mädchen hochgestemmt. Das herzerquickende Bild entsprach in Lebensgrösse der Tischdekoration. Die hochgestemmtten Schönen hielten die Ziffern und die Sträusse in die Höhe, und die Ueberbringer dieser Gaben stellten sich flankierend daneben. Der Applaus dauerte lange, und die Leitung des Kreises erklärte, dieser Jubiläumsball, der fünfundzwanzigste, beginne ausnahmsweise nicht mit einer Polonaise, sondern mit einem Tawinentanz, was auch geschah. Jedermann wunderte sich, wie es den beiden Burschen gelungen war, die Mädchen so lange in die Höhe zu stemmen!!! Sie trugen, verborgen unter ihrem Gilet, einen starken Riemen um den Hals, der auf Bauchhöhe als Steigbügel benützt werden konnte! So gelang es den hochgestemmtten Mädchen, in einer Hand die Ziffer, in der andern den Strauss in die Höhe zu strecken und dazu noch ein Bein seitlich hinauszuspreizen.

Nach der Begrüssung der Gäste und der Vorstellung der Musikanten nahm der Ball seinen üblichen Verlauf, und wie in früheren Jahren wurden auch die Spielchen für Sitzengebliebene eingestreut, Damentour, Ueberreichen eines Päckleins, das die letzten Besitzer behalten und öffnen durften (Süssigkeit!), Ueberreichen eines Dekorationstänzers oder einer Dekorationstänzerin, je nach dem, ob man von einem tanzenden Paar den Tänzer oder die Tänzerin beanspruchen wollte.

Die welschen Teilnehmerinnen und Teilnehmer, die wir zum Ball eingeladen hatten, führten mit ihrer Regionaltanzleiterin Annelies Cavin einige hübsche Tänze vor und sangen dazwischen in äusserst kultivierter Weise ein welsches Lied. Der kunstvolle Gesang beeindruckte alle Zuhörer sehr.

Nach dieser ersten Vorführung der welschen Gruppen um 22.40 Uhr folgten die Ehrungen:

1. Zuerst wurden die Ballbesucher aufgerufen, die alle fünfundzwanzig Bälle lückenlos besucht haben. Es waren nur Maria und Karl Klenk. Auch weitere Aufrufe lockten keine weitem Ballbesucher hervor vors Musikpodium. Der Vorstand verfügte also noch nicht über genügend Personen, die geehrt werden konnten.

2. Die zweite Frage lautete also: Wer war am ersten Ball 1961 schon dabei? Da meldeten sogleich Doris und Hannes Wirth, Klara Stern, Mar-



grit Siegfried-Hunziker, Frau und Herr Dr. Lisi und Dr. Sämi Wyder (Juristin und Geograph), Frau "Gégé" und Herr Albert Nauer (Architekt), Inge Baer und Lotti Schürch. Vielleicht waren noch einige weitere Persönlichkeiten dabei, die ich mir aber nicht merken konnte. Alle nun vor dem Podium Versammelten bekamen eine langgestielte, dunkelrote Rose überreicht, die Damen von Herren, die Herren von Damen, wegen des seit einigen Jahren mehr und mehr aufkommenden Küssens!

Die Aufstellung zur Française war etwas früher geplant als üblich, denn ich sollte vorgängig erklären, wie es zu unserer "Mitternachts"-Française gekommen ist, was ich auch tat. Am zweiten Ball, dem ersten im Tonhalle-Foyer, tanzten wir eine Figur der Française, wahrscheinlich die erste der sechs, als "gewöhnlichen" Kontratanz wie z. B. die Eveillée, und es war zufällig gerade Mitternacht. Am ersten Ball hatten wir Newcastle, Zillertaler, Webertanz, Française, Hambo und Hasentanz vorgeführt! Dem Publikum wurden nur einfache Tänze zugemutet. Vom dritten Ball an konnte mit steigendem Erfolg, d. h. mit immer mehr Leuten, punkt Mitternacht die Française begonnen werden. Im Sommer 1964 konnten wir schliesslich auch die Trénis-Figur von Herrn (Gesellschafts-) Tanzlehrer Edi Hofer, Bregenz, übernehmen und in unsern Tanzstil übersetzen. Hofer tanzte die ganze Française mit Wechselschritten!

Nach meinen Erklärungen ergriff Klara Stern das Wort am Mikrophon und erklärte den in Reihen aufgestellten Ballbesuchern, sie wolle nun die günstige Gelegenheit ergreifen und dem Tanzkreis zu seinem Balljubiläum gratulieren. Als Geburtstagsgeschenk überreichte sie dem Vorstand einige interessante Gegenstände, wichtige Dokumente zur Volkstanzgeschichte. Ausserdem schilderte sie, wie es zum ersten Volkstanzball der Schweiz kam. Sie erklärte, ich hätte im Gespräch mit Louise Witzig den Gedanken als Allererster aufgebracht, angeregt von ähnlichen Ereignissen in Schweden und Oesterreich (Wien), und damit hätte ich einen Lorbeerkrantz verdient. Einen solchen hatte Klara auch selbst gebastelt, und sie setzte ihn mir auf den Kopf, so dass ich aussah wie Julius Cäsar! Diese Krönung rief riesigen Applaus hervor. Da zur Zeit der Ballgründung die STV den Mut nicht aufbrachte, einen grossen Volkstanz - Ball zu organisieren, setzte sich - das muss der Gerechtigkeit halber auch deutlich gesagt werden - vor allem Hannes Wirth für die Verwirklichung meiner Idee tatkräftig ein.

Wenige Minuten vor Mitternacht schritten fünfzehn Tänzerinnen des Volkstanzkreises mit grossen Tablaren durch die Reihen und verteilten Gläschen mit Traubensaft und Dézaley, so dass jedermann punkt Mitternacht aufs Jubiläum anstossen konnte! Jeder durfte sein mit dem Tanz-



kreis - Signet bemaltes (bedrucktes) Trinkglas behalten. Dann wurde abgezählt, Einer - Zweier - erste und zweite Paare - und die Française konnte beginnen. Annelies Aenis bemühte sich, in ihrer Tanzgruppe übermütig meine Kommandi vorherzusagen, wobei eine lustige Situation entstand, als die Anweisungen plötzlich nicht mehr übereinstimmten! Beim Ueberkreuzen in der Poule-Figur rief ich jeweils rechtzeitig: "Zur Wand - zum Fenster,..." und beim Finale: "Zur Bühne - zum Ausgang,..." Doch das zweite Mal, als Annelies "Zum Ausgang - zur Bühne,..." erwartete, kommandierte ich ganz unerwartet "Zum Ausgang - zum Podium,...", worauf die Leute bei Annelies sich gegenseitig und vor allem diese ganz verduzt ansahen und die weitem "Hilfskommandi" unterblieben! Nach zwanzig Minuten endete die Française mit einem andern Walzer als gewohnt.

Um 01.00 Uhr fand die zweite Vorführung der Welschen statt. Ihre Produktionen waren "typisch welsch". In einem Tanzspiel rauchten die Tänzer ganz gewaltig die Pfeife und bliesen den Rauch ihren Tänzerinnen voll ins Gesicht. Der Nichtraucher Thyl Steinemann hätte sich zu Tode geärgert, doch er war ja "der Raucher wegen" gar nicht zum Ball gekommen. Ausser einem Zeitungsreporter rauchte übrigens kaum ein Ballteilnehmer. In einem andern Tanz wurden die Tänzerinnen beinahe auf den Kopf gestellt! Der gezeigte Vorgang lässt sich kaum beschreiben. Man muss den Tanz gesehen haben. Die Tänzer fassten sich am Boden knieend zum Kreis. Die Tänzerinnen setzten sich mit dem Blick nach aussen auf die gefassten Hände. Dann erhoben sich die kräftigen Burschen und bewegten sich im Kreis. Dabei wurde so stark geschaukelt, dass die Köpfe der Tänzerinnen im Kreis beinahe die Tanzfläche berührten und die Füsse aussen steil zur Saaldecke hinaufragten! Was es doch nicht alles gibt! Nach dieser zweiten Vorführung wurden die noch vorrätigen Rosen den welschen Damen überreicht, natürlich mit der Mode gewordenen Kuss-Uebergabe!

Nach einigen weitem Tänzen rief Tanzkreispräsident Oskar Heiniger alle Damen und Herren auf, die im Gründungsjahr des Balls, also 1961, geboren wurden. Sie alle werden, wie der Ball, im Jahr 1986 fünfundzwanzigjährig und bekamen aus diesem Grund einen Gutschein zum Bezug einer Freikarte für den nächsten Ball vom 17. Januar 1987.

Zwischen den einzelnen Volkstänzen, den Gruppen zu zwei oder drei Tänzen, spielten die Waadtländer und die Oberbaselbieter nicht nur "freie Tänze", sondern auch "Wunschtänze". Viele Wünsche waren im Briefkasten beim Podium eingegangen: Seppel, Nagelschmied, En allant aux chataignes, Trüllli, etc. Etwa fünfzehnmal war auch ein Hambo gewünscht worden. Doch dieser sehnliche Wunsch konnte nicht erfüllt werden, denn



unsere Musikanten wollten sich nicht an den skandinavischen Stil heranwagen.

Es war ein Höhepunkt des Balls, als Urs Mangold das Wort ergriff und betonte, wie schön unsere Bälle jedesmal auch für die Musikanten seien. Er lobte auch die offenen Tanzabende im Kirchgemeindehaus Zürich - Oberstrass, wo jedesmal eine Mazurka gewünscht worden sei. Ihm sei dort auch aufgefallen, dass bei einigen Tänzern gelegentlich wegen eifrigen Tanzens ein Zipfel des Hemdes unter dem Gilet hervorgerutscht sei. Als Geburtstagsgeschenk überreichte Urs Mangold dem Volkstanzkreis Zürich eine eigens für ihn komponierte Mazurka mit dem Namen "Der Hemmliglünggi", die mit grossem Applaus entgegengenommen und sogleich auch getanzt wurde.

Der schöne Jubiläums-Volkstanz-Ball endete um 04.00 Uhr. Alsdann fuhr auch der vom Tanzkreis bestellte Autobus vom Holiday-Inn zum Hauptbahnhof Zürich. Die St. Galler Volkstanzleute, Doris und Armin Scheiwiler, schenkten dem Tanzkreis einen grossen "Biberfladen", der in der Tanzprobe vom 20. Januar 1986 verteilt und gegessen wurde.

.....

An die Innenseite der Lehrerzimmertüre hingte ein Witzbold ein Blatt mit folgender Erkenntnis:

"Wer fleissig ist wie eine Biene, kräftig wie ein Stier, rackert wie ein Pferd, abends müde ist wie ein Hund, der sollte schleunigst zum Tierarzt gehen, vielleicht ist er ein Kamel!"

.....



Wie sind wir mit der Familie Vontobel  
verwandt?

In der Mitte des letzten Jahrhunderts lebte in Pfaffenhofen (Süddeutschland) eine Familie Stuber mit mehreren Kindern. Darunter waren auch zwei Mädchen, Luise und Karoline.

Verheiratet hiess Luise: Biedermann - Stuber, Karoline aber hiess: Klenk - Stuber. Sie war meine Grossmutter. Von ihr wäre noch vieles zu erzählen. Sie lebte von 1854 bis 1936.

Luise Biedermann - Stuber hatte zwei Töchter, die beide in der Schweiz heirateten und Schweizerinnen wurden. Die eine Tochter war Karoline Jenny - Biedermann die andere Gottliebin Vontobel Biedermann. Adolf Jenny führte in Zürich - Altstetten eine Teilimportfirma, in der mein Vater, Sohn der Karoline Klenk - Stuber, zuerst arbeitete, und zwar als Kaufmann und Reisender.

Im April 1912, ich war noch nicht geboren, aber bereits unterwegs, gründete mein Vater zusammen mit Heinrich Vontobel Biedermann eine Steindruckerei, die „Graphische Anstalt in Meilen“, in der es möglich war, farbige Bilder und Postkarten zu drucken. Ursprünglich hatte mein Vater (1882 bis 1964) den Beruf des Möbelschneiders erlernt, Kaufmann und Unternehmer war er durch nebenberufliche Weiterbildung geworden. Die „Lithographische Anstalt“, in der noch zwei Schwestern des Seniorchefs Vontobel mitarbeiteten, und die für mich „Tante Emma“ und „Tante Frieda“ waren, entwickelte sich recht erfreulich, besonders, weil sie grosse Aufträge für China und Amerika ausführen



konnte und für sorgfältige und genaue Druckarbeit  
 bekannt wurde. Mit den Kunden verkehrte die Firma  
 nie direkt. Die Aufträge bekam sie von einem Verlags-  
 haus. Die Mitarbeiter hatten herausgefunden, dass sich  
 das Papier, d. h. der verwendete Halbkarton, ähnlich ver-  
 hält wie Holz, sich also je nach Temperatur und Feuch-  
 tigkeit der Luft ausdehnt oder zusammenzieht. Jeder  
 einzelne Druckbogen musste damals im Abstand von  
 einigen Tagen immer wieder durch die Maschinen  
 laufen, fünfzehn bis zwanzigmal, denn so viele Farb-  
 töne wurden haargenau übereinander gedruckt. Sie durf-  
 ten keinen Hundertstel millimeter gegeneinander ver-  
 schoben sein. Zur Kontrolle wurden am Rand jedes  
 Druckbogens feine Linien mitgedruckt, welche jede  
 + + Veränderung und Ungenauigkeit sichtbar  
 gut schlecht machten. Zuerst wurden die unbedruckten  
 Halbkartonbogen einzeln (!) von Hand (!)  
 in einem Raum aufgehängt, damit sie sich an die  
 stets gleiche Temperatur und Feuchtigkeit der Fa-  
 brikationsräume gewöhnen konnten. Dann durch-  
 liefen die Bogen wochenlang die Steindruckmaschi-  
 nen, in denen sich der schwere Stein unaufhör-  
 lich horizontal hin- und herbewegte. Dank der  
 Einführung des Rotationsverfahrens kann heute  
 in Stunden gedruckt werden, was früher Wochen,  
 ja Monate beanspruchte. Der Druck geht so schnell  
 von statten, dass das Papier gar keine Zeit hat, sich  
 zu verändern. Im Zuge der Modernisierung und  
 Erneuerung wurde der Betrieb von Meilen nach  
 Herrliberg-Feldmeilen, in eine ehemalige Brauerei,  
 verlegt.

Als dann der erste Weltkrieg ausbrach,  
 das Geschäft befand sich 1914 noch in Meilen,



221.  
Kam die Firma recht bald auf die „schwarze Liste“ der Amerikaner, denn der Mitbegründer und Teilhaber Karl Klenk, mein Vater, war damals noch Deutscher. Dass die Ehefrau Heinrich Vontobels eben so deutsch war, wussten die Amerikaner wohl nicht, oder es interessierte sie nicht. Die Firma musste, wenigstens nach aussen, in eine „rein schweizerische“ umgewandelt werden. In den tatsächlichen Verhältnissen blieb aber unter den Verwandten alles wie bis anhin.

Mein Vater war einige Jahre im Krieg und Landesabwesend. Doch er steckte, so lang er lebte, jeden Rappen, den er erübrigen konnte, ins gemeinsame Unternehmen. Bei der Anschaffung neuer Maschinen mussten meine Eltern jeweils ihr Haushaltsgeld äusserst sorgfältig einteilen, um jeden Tag die benötigten Lebensmittel einkaufen zu können. Während des Krieges war mein Vater auch an der Front. Meine Schwester und ich, wir lebten mit unserer Mutter bei deren Eltern in Heilbronn, d. h. bei unserer Grossmutter. Den Grossvater (Briefträger Feuchter) haben wir nie gekannt. Er war schon längst gestorben. Immer wieder verbrachten wir auch längere Ferienwochen bei den Verwandten unseres Vaters „auf dem Land“. Mein Vater kam durch grosses Glück mit dem Leben davon. Gelegentlich, eher selten, erzählte er uns von seinen Kriegserlebnissen.

Im November 1923 erhielt die Familie Klenk-Feuchter das Schweizer Bürgerrecht. Unsere ganze Familie wurde in Meilen, Kanton Zürich, eingebürgert, und ich bin der stolze Besitzer einer recht schönen Urkunde. Wenn je-



mand das pejorative Wort „Tapiertli-Schweizer“ aussprach, hörte ich nicht hin und dachte bei mir: „Du kannst ja nichts dafür, dass du ein „alter Schweizer“ bist. Wir aber wollten Schweizer werden und haben uns darum bemüht und offenbar auch die Prüfungen bestanden. Mein Vater war tatsächlich recht beliebt, besonders auch innerhalb der Firma Vontobel. Er war Bürolist, Reisender, Teilhaber und Praktiker. Als gelehrter Handwerker konnte er überall zugreifen und guten Rat erteilen. Ja wurde oft gestaunt, wenn der Mann aus dem Büro den Hammer oder Hobel ergriff und zeigen konnte, wie etwas gemacht wird. Einen „krummen Nagel“ konnte er im Handumdrehen „gerade“ einschlagen! Zur Zeit der Einbürgerung war ich zehn Jahre alt, und die Lehrer müssen auch über meine Schwester und mich gute Auskünfte abgegeben haben!

In der Firma arbeiteten ausser den bereits erwähnten Verwandten und den vielen Mitarbeitern noch Onkel David Biedermann und der eine Generation jüngere Werner Biedermann-Frei (der Bruder von Mittelschulprofessor Dr. Ernst Biedermann-VonHoltzen). Onkel David geriet eines Tages bei Reinigungsarbeiten in eine Steindruckmaschine. Der schwere Stein bewegte sich gegen ihn, während er im Innern der Maschine stand, und presste seine Leber so sehr zusammen, dass er nach etwa einer Woche im Spital seinen inneren Verletzungen erlag. Die Firma, in der alle Mitarbeiter stets wie Familienglieder behandelt wurden, nahm teil am Schicksal des Verunfallten.

Beratungen und Besprechungen fanden regelmäßig zwischen Firmaleitung und Belegschaft



statt, und das Betriebsklima war dabei ausgezeichnet.<sup>229.</sup>  
Auch der Spass hatte seinen Platz. So wurde jeweils der jün-  
ge in den ersten Tagen noch etwas schüchternen Lehrling oder  
Hilfsarbeiter ins Büro geschickt, um die grosse „Steinschere“  
zu holen. Das Gaudi war jeweils gross, auch im Büro, wenn  
der genannte Neuling es tatsächlich und folgsam tat.  
Die Drucksteine von Solingen in Deutschland sind näm-  
lich, wenn sie neu sind, gute zehn Zentimeter dick. Es  
gibt auch kleinere, die durchs Zerschneiden eines grös-  
sten entstanden sind, jedoch niemals mittels einer  
Schere! In einer Firmenzeitung werden die auftau-  
chenden Probleme laufend offen diskutiert, und be-  
sondere Ereignisse werden - meist witzig - dargestellt.  
Einmal unternahmen alle miteinander einen Ballon-  
Flug, und jedes Jahr werden die Jubilare [5, 10, 15, ...  
Jahre in der Firma] speziell gefeiert.



Wie wir über meines Vaters Mutter mit der Familie Vontobel, Feldmeilen, verwandt sind, habe ich schon früher ausführlich beschrieben. Ganz unerwartet telephonierte mir Heinrich Vontobel am 1. Februar 1986. Er sagte, seine Schwester Gret sei "abberufen" worden. Während ihres Aufenthalts in Hohfluh-Hasliberg hatte Gret am Freitagmittag, 31. Januar 1986, noch bei der Arbeit nach dem Mittagessen geholfen und sich dann in ihr Zimmer zurückgezogen. Als sie nicht zum Nachtessen erschien, wollte man sie herunterholen, fand sie aber am Boden liegend, angekleidet mit Hut und Mantel, tot. Hatte sie spazieren gehen wollen oder war sie zusammengebrochen, als sie von ihrem Spaziergang zurückgekehrt war? Man weiss es nicht. Gret hatte wohl gelegentlich leichte Herzbeschwerden gehabt und auch den Arzt aufgesucht, doch nie über ein schwereres Leiden geklagt. Der gefürchtete Einzug in ein Altersheim war ihr erspart geblieben. Bis zum Alter von 76 Jahren hatte sie in der Firma mitgearbeitet. Dann gab sie ihre Wohnung im Geschäft auf und liess sich ein Zimmer reservieren, wo sie "abwechslungsweise" wohnte, wenn sie nicht bei ihren Freunden in Mettmenstetten und nicht auf Hasliberg-Hohfluh weilen konnte.

Am Donnerstag, 6. Februar 1986, fand die Beerdigung in Meilen statt. Die Teilnehmer versammelten sich in der Kirche. Hier war ich getauft und konfirmiert worden. Hier sass ich 1948 in der vordersten Bankreihe, als Meine Mutter, 1964 als mein Vater beerdigt wurde. Inzwischen ist die von Hans Felder erbaute gotische Kirche, die ursprünglich dem Kloster Einsiedeln gehörte, gründlich renoviert und erweitert worden. Die Sprünge in den Wänden sind verschwunden, die Empore und die Eingangspartie sind vergrössert. Offenbar wurde der ganze ehrwürdige Bau Richtung Westen verlängert. Auch die Orgel ist neu. Offenbar vom Friedhof her kamen schliesslich die engsten Angehörigen durch die nördliche Seitentüre herein. Sie setzten sich ganz vorn und füllten eine Bankreihe. Dahinter blieben zwei, drei Bankreihen leer, dann folgten wir, meine Schwester, mein Schwager, der Bruder meines Schwagers (Martha, Werner und Otto Altorfer). Auch Dr. Ernst Biedermann, ein Cousin der Verstorbenen, Mittelschullehrer am Gymnasium Zürich und seit Jahren pensioniert, sass in unserer Nähe. Von ihm erfuhr ich, dass seine beiden Brüder, Hans und Werner, auch schon gestorben sind. Seine Schwester Emmi ist im gleichen Altersheim wie Lilly Jenny, am Seeufer bei Männedorf. Die vielen Trauergäste, die Belegschaft der Firma, die Schulkameradinnen und Schulkameraden, im Ganzen etwa vierhundert Personen, füllten den ganzen hintern Teil der Kirche. Drei grosse Kränze mit Schleifen waren aufge-



stellt, und während des Gottesdienstes spielte eine Nichte der Verstorbenen, Yvonne Zaugg, ein Mozartstück auf der Flöte, begleitet auf der Orgel vom blinden Organisten der Kirche Meilen.

Nach der schönen kirchlichen Feier, der Pfarrer verliess u.a. einen von Heinrich Vontobel verfassten Lebenslauf seiner Schwester, verliessen zuerst die Angehörigen die Kirche. Sie drückten in der Ausgangshalle jedem einzelnen Trauergast die Hand. Es dauerte daher geraume Zeit, bis endlich alle draussen waren. Wir verliessen die Kirche als die letzten. Alle waren ins Gasthaus zum "Löwen" eingeladen, das sich neben der Kirche befindet, genau dem Schiffsteg gegenüber. Zu meiner Schulzeit wurde hier im grossen Saal alljährlich ein Schülerfest durchgeführt mit Chorgesang und Theateraufführung. Auch ich durfte seinerzeit in einigen Rollen mitspielen. Im dramatisierten Hebelgedicht musste ich als kleines Bublein der Mutter Fragen stellen, um zu erfahren weshalb und wie der Mann in den Mond gekommen sei. In einem andern Stück handelte es sich um eine verzwickte und betrügerische Heiratsgeschichte, in dem ein "Maschinen-Ingenieur" sich schliesslich als "Nähmaschinen-Ingenieur", d. h. als simpler Schneider herausstellte. Die endlose Schülerpolonaise führte jeweils durch alle Räume des Löwen und vom Keller bis hinauf in den Estrich! Die Mittwochgesellschaft veranstaltete hier Dichterlesungen und wissenschaftliche Vorträge. Ich erinnere mich an Referenten wie Felix Moeschlin, Hermann Hiltbrunner, Albert Schweitzer, Albert Heim, sowie an den Liedersänger Roelli. Ich freute mich jeweils sehr, wenn ich so wertvolle und interessante Veranstaltungen mit meinen Eltern besuchen durfte. Auch der "Löwen" hat sich verwandelt. Er ist umgebaut, erneuert und modernisiert.

Im ganzen nahmen ziemlich genau dreihundert Trauergäste an der Zusammenkunft teil. Als schliesslich alle das festliche Abendessen zu sich genommen hatten, und als es beim Warten auf den Nachtisch etwas lauter im Saal wurde, ergriff der Seniorchef Heinrich Vontobel das Wort. Er meinte, es wäre angebracht, nun noch einige Erinnerungen an seine verstorbene Schwester aufzufrischen. Sicher hätten Grets Schulkameraden und die Mitarbeiter der Firma noch dies und das zu erzählen. Er wolle, bis der Dessert aufrückt, gleich selbst den Anfang machen. Was er erzählte war heiter und gab bald einiges zu lachen. Vater und Mutter Vontobel wohnten in den ersten Jahren nach 1900 an der Selnaustrasse 46 in Zürich. Grets Bruder, der Erzähler, war vier Jahre alt, als er erfuhr, er werde bald ein Schwesterchen oder Brüderlein bekommen. Der noch junge Familienvater arbeitete damals in der Druckereifirma Bender. Sein Arbeitsplatz war drüben an der Sihl in einem obern Stockwerk des "Ta-



ges-Anzeigers". Als die Stunde der Geburt näherrückte, sagte Vater Vontobel zu den seinen, wenn es dann so weit sei, komme er sofort mit der Hebamme heim, und da damals das Telephon noch nicht so verbreitet war wie heute, wurde vereinbart, eine weisse Windel ans Balkongeländer der Wohnung Selnaustrasse 46 zu hängen als Alarmsignal! Es ist dies eine der ersten Erinnerungen Heinrichs. Als Vierjähriger winkte er seinem Vater mit der Windel und knüpfte sie ans Geländer des Balkons. Und siehe da, das Zeichen wurde bemerkt. In kurzer Zeit war Vater Vontobel zu Hause. Der kleine Heinrich musste mit seinem Vater hinuntersteigen und in der Waschküche bei der Zubereitung des warmen Wassers helfen, während sich die Frauen in der Wohnung betätigten und dort auf die Ankunft des neuen Erdenbürgers warteten. Als Heinrich wieder in die Wohnung hinaufkam, war Gret schon da. Die Hebamme hatte ihres Amts gewaltet.

Schon nach wenigen Wochen sah der kleine Heinrich mit einem gewissen Neid, dass seine Schwester recht häufig im Kinderwagen ausfahren durfte, während er zu Fuss neben hergehen oder gar den Wagen stossen musste. Vater Vontobel hatte, als die Geschäfte etwas stockten, einen eigenen kleinen Verlag angefangen, und Mutter Vontobel lieferte die Druckereiprodukte eigenhändig bei den Kunden ab, wobei sie Gret und Heiri immer mitnehmen musste, wenn niemand da war, der die Kinder hütete.

Zu dieser Zeit arbeitete mein noch lediger Vater, gelernter Möbelschreiner, als Geschäftsreisender bei einem andern Verwandten in Zürich-Altstetten, bei Adolf Jenny, Tee-Importeur en gros. Als er ein einigermaßen gesichertes Einkommen hatte, heiratete er, und auch meine Eltern wohnten kurze Zeit, noch kinderlos, im bereits erwähnten Haus an der Selnaustrasse in Zürich. Im Jahr 1912 eröffnete mein Vater gemeinsam mit Vater Vontobel eine eigene Steindruckerei mitten in Meilen. Meine Eltern fanden an der Seestrasse, in der Nähe des "Löwen" und des prächtigen Pfarrhauses eine kleine Wohnung im Dachstock bei Familie Spillmann, wo ich im gleichen Sommer, 1912, das Licht der Welt erblickte. (Herr Spillmann stellte im Auftrag einer schweizerischen Maschinenfabrik, wahrscheinlich Escher-Wyss, in Batavia und andern Gegenden der Welt fünfzig Meter lange Maschinen zur Papierherstellung auf!). Mit meiner am 1. August 1915 geborenen Schwester war ich oft zu Besuch bei Heinrich (geb. 1906) und Gret Vontobel (1910 bis 1986), die beim "Seehof" einen prächtigen Park mit Rasenflächen und uralten Bäumen und vor allem ein Bootshaus mit Ruderboot und Badegelegenheit besaßen. Die Familie Vontobel wohnte zuerst im "Bellevue", später in der heute ab-



gerissenen, herrschaftlichen "Seeburg". Diese unmittelbar am Seeufer gelegene Villa befand sich neben dem barocken "Seehof", wo Conrad Ferdinand Meyer eine Zeitlang wohnte. Hier entstand auch einmal ein denkwürdiger Streit zwischen Gret und Heinrich, dessen Verlauf und Folgen immer wieder aufgefrischt wurden. Es handelte sich um die Streitfrage, wer von den beiden an der Reihe war, nach dem Essen das "Ankemödeli" hinauszutragen und in der Küche zu versorgen! Zu streiten war aber eine in der Familie nicht geduldete Ungezogenheit. So streng waren damals die Sitten. Heinrich rannte weg, ergriff, ohne sich ums "Ankemödeli" zu kümmern, das Milchkesseli und machte sich, weil ihm dies angenehmer war, auf den Weg zur Molkerei, um dort die benötigte Milch einzukaufen. Er zog diesen Auftrag absichtlich etwas in die Länge, in der Hoffnung, die "Ankemödeli"-Angelegenheit werde in der Zwischenzeit vergessen. Doch ach! Kaum war die Milch an ihren Platz gestellt, wurde Heinrich mit eiserner Konsequenz übers Knie genommen! Er bekam die bis heute nicht vergessene, heilsame und gerechte Strafe! Ja, so war das damals! Von diesem Augenblick an bemühten sich die Geschwister Vontobel, immer möglichst gleicher Meinung zu sein. Sie wurden meiner Schwester und mir stets als die ältern, als die nachzuahmenden Vorbilder geschildert, und ich muss sagen, wir eiferten ihnen nach!

Später besuchte Heinrich Vontobel die Industrieschule, welche bald Oberrealschule genannt wurde. Heute heisst sie "Mathematisch-naturwissenschaftliches Gymnasium". Diese Mittelschule befindet sich oberhalb der "Lümmelburg", oberhalb des Literar- und Realgymnasiums in Zürich. (Die entsprechenden Mittelschulen für Mädchen auf der Hohen Promenade oberhalb des Bahnhofs Stadelhofen nannten wir "Affechaschte"). Ganz nach Heinrichs Vorbild erlaubten mir auch meine Eltern den Besuch der Oberrealschule. Trotz der anstrengenden Studien erlebten wir vier Kinder, Gret, Heinrich, Martha und ich, eine ausgesprochen schöne und erlebnisreiche Jugendzeit. Der grosse und starke Heinrich setzte mich für kleinere Velo-Ausfahrten vor sich quer auf die horizontale Stange seines Fahrradgestells, und ich hörte ihn über meinem Kopf vor Anstrengung laut atmen, besonders, wenn die Fahrt bergauf ging. Oft fand man uns auch rudern auf dem See oder im Schilf, was damals noch niemand als die Natur schädigend empfand.

Beinahe jedes Jahr unternahmen die Familien Vontobel und Klenk gemeinsam einen Ausflug auf den Rigiberg. Im Morgengrauen wurde von Meilen über den See gerudert, hinüber nach Horgen, wo das Boot am Ufer angekettet werden musste. Dann stiegen wir hinauf zum Bahnhof Horgen-Oberdorf und fuhren mit der Bahn nach Arth-Goldau. Von hier stiegen stiegen wir zu Fuss hinauf zum Rigi-Kulm, wo wir lange die prächtige



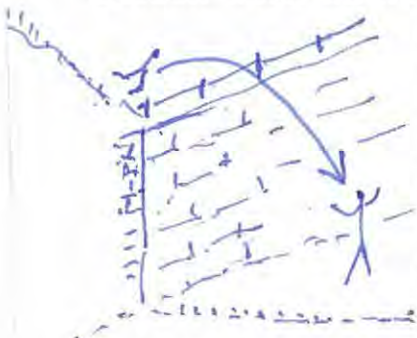
Aussicht auf die umliegenden Seen und Berge studierten und bewunderten. Onkel Heinrich liebte es, Conrad Ferdinand Meyer zu zitieren, z. B. "Firnelicht" und "Himmelsnähe". In der Mittagszeit lagerten wir uns inmitten blühender Arnikapflanzen, und abends, müde aber glücklich, wenn es schon recht stark dunkelte, ruderten uns Onkel und Vater über den geheimnisvoll dunkel glucksenden See zurück nach Meilen. Gelegentlich war auch gegen hohe Wellen zu kämpfen, wobei uns Kindern und den Müttern oft kalter Gischt ins Gesicht spritzte. Wir alle fühlten uns trotz des Schwankens und Spritzens sicher in der Obhut der beiden starken Männer und sangen "quietschvergnügt" allerlei Volks- und Lumpenlieder.

Einmal verbrachten wir einige Ferientage in einer Alphütte oberhalb Lungern, im Hasliberggebiet, am Nordwestabhang eines imposanten Berges namens "Gibel" oder "Gebel". Der Morgen begann jeweils mit "Taulaufen", barfuss, was als äusserst gesund angepriesen wurde. Dann rann-ten wir zum nahen Bächlein, wo wir uns wuschen, und wo wir turnten. Beim Senn holten wir die frische Milch fürs Frühstück, und alle zwei, drei Tage wanderte eine Delegation, z. B. Heinrich-Junior und ich, mit Rucksäcken hinunter nach Lungern, um Brot und Gemüse einzukaufen und heraufzutragen. Bei jedem Heiligenbild wurde ein Halt eingeschaltet, und oben auf der Alp wurden wir mit grossem Jubel begrüsst. Hier oben waren wir alle vollkommen glücklich, spielten, wanderten, sangen.

Wir Kinder wurden meist am Abend erst recht munter. Hinter der Alphütte lag hangwärts ein ebenes Wieslein, begrenzt von einer manns-hohen Natursteinmauer, hinter welcher der Abhang ziemlich steil anstieg. Wir hatten grosses Vergnügen gefunden am Hinabspringen von der hohen Mauer! Als es dunkelte und Zeit war, sich ins Heu zu legen, konnten wir kein Ende finden. Wir wollten immer höher und immer noch einmal hin-unterspringen. Etwa einen halben Meter hinter der Mauer erhob sich ein brusthoher Lattenzaun, und schliesslich verfielen wir auf den Gedanken, diesen Zaun zu überspringen und dann in einem grossen Bogen-Flug hin-

unter aufs Wieslein. Doch der liebe Onkel Heinrich, dem wir fest vertrauten, musste Hilfe stehen. Er breitete seine beiden Arme aus, und wir flogen, wahrhaftig wie die richtigen Engel, hinab an seine Brust!

Viele dieser glücklichen Erlebnisse wurden an Grets Beerdigung wieder aufgefrischt. Mehrere Klassenkameraden und Bekannte Grets ergriffen das Wort, und auch ich erzählte einiges, so z. B. wie Gret mir einmal wirksam half, als ein Fisch mit meiner Angel davongeschwommen war! Mehrmals wurde von lustigen Ruderbootfahrten zur Halbinsel Au oder gar zur Ufenau und Lützelau erzählt. Die Seestrasse war damals noch nicht geteert, und Automobile verkehrten höchst selten. Wir Buben hatten die grösste Freude,





wenn eines mit der damals riesigen Geschwindigkeit von 30 oder 40 Kilometern in der Stunde daherbrauste und dabei eine riesige weisse Staubwolke aufwirbelte. Geradezu eine Sensation war es für uns, wenn eine Frau am Steuer sass! All dies zu beobachten hatten meine Schwester und ich jeden Herbst Gelegenheit, wenn wir zu Fuss, den Leiterwagen ziehend, von Meilen nach Stäfa wanderten, um unser Fässlein bei Familie Deiss mit neuem Traubensaft füllen zu lassen!

Normalerweise benützte man damals für so lange Strecken den Zug oder das Dampfschiff. Doch wir Kinder hatten ja einen halben Tag Zeit für die etwa achtzehn Kilometer! Heinrich Vontobel erinnerte in seiner Ansprache auch an Onkel Adolf, der Geige, Flöte, Klavier und sogar Handorgel spielen konnte. Wenn er von Meilen nach Zürich zurückkehren wollte, marschierte er aus fahrplantechnischen Gründen, meist begleitet von der Jungmannschaft der Familie, singend und musizierend nach Erlenbach, wo er dann nach einem fröhlichen Besuch im Gasthof das Dampfschiff bestieg.

Als die beiden Tanten Emma und Frieda Vontobel ihre Arbeit im Geschäft aufgegeben hatten, zogen sie an den Lago Maggiore nach Vira - Gambarognio, wo sie ein kleines Häuschen in einem paradiesischen Garten bewohnten. Da gab es Trauben, Beeren, fremdländische Blumen und Früchte die Fülle, und als ich einmal bei den Tanten weilte, musste ich ihnen die wichtigsten Artikel aus der Imkerzeitschrift "Api" ins Deutsche übersetzen und erklären, denn die beiden hatten im Alter noch eine Bienenzucht angefangen. Gret und Heinrich durften wie ich bei den Tanten im Tessin unvergessliche Ferien erleben. Emma und Frieda hatten ausser dem Geschäftsgründer Heinrich noch zwei weitere Brüder, von denen einer, Alfred Vontobel, Geschäftsmann in Amerika gewesen war und nun einen kurzen Lebensabend in Vira - Gambarognio verbrachte. Der Name des andern früh verstorbenen Bruders ist mir nicht bekannt. Wahrscheinlich habe ich ihn auch nie kennen gelernt!



In den Jahren 1980 und 1981 studierte er in Berlin **Semiotik**, das ist die Lehre von den Krankheitserscheinungen, die auch Symptomatologie genannt wird. Als Dissertation legte er 1988 an der Universität Innsbruck die Arbeit *Dada 1921 und 1922 in Tirol* vor. Von 1990 bis 1993 war er Lektor für **Germanistik** am Istituto Orientale in Neapel, im Jahr 1996 habilitierte er sich am Institut für Komparatistik der Universität Innsbruck. Im Wintersemester 2008 /2009 wurde Schrott auf die Samuel-Fischer-Gastprofessur für Literatur an der Freien Universität Berlin berufen. Zusammen mit Christoph Ransmayr hatte er 2012 die Tübinger Poetik-Dozentur inne, und seit 2002 ist er Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung.



Schrott im Jahr 2005

Schrott lebte meist in Österreich, jetzt aber in Seillans, Var, Frankreich. Neben Romanen und Gedichten schreibt Schrott vor allem Anthologien, Dramen, Essays, Reiseprosa und Übersetzungen. Der **Dadaismus** bildet einen Schwerpunkt in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit. Für das Wiener Burgtheater übertrug er 1999 altgriechische Stücke sowie das babylonische Gilgamesch-Epos ins Deutsche. Gilgamesch ist ein sagenhafter babylonischer Herrscher.

Schrotts literarisches Werk umfasst viele Genres: Romane, Erzählungen, Novellen, Gedichtbände und Essays. Zwischen 2005 und 2008 arbeitete er an einer **Neuübersetzung von Homers Ilias**. Es sind heute 35 Bücher von Schrott bekannt.

Heute, am Dienstag, den 16. Februar 2016, war am Schweizer Radio ausführlich die Rede von Kinderspielplätzen in früheren Zeiten und heute. Ich bin nun 103,5 Jahre alt. In meiner Kindheit in Meilen war stets die **Seestrasse** unser **Spielplatz**. Diese Strasse war damals noch nicht geteert oder asphaltiert, und es kam sehr selten ein Fuhrwerk oder ein Auto vorbei.

Mit dem Absatz unserer Schuhe bohrten wir ein faustgrosses **Loch** in die Strasse und zogen im Abstand von etwa zwanzig Metern zu diesem Loch eine **Querlinie** über die ganze Strasse. Dann wurde die Reihenfolge der fünf, sechs, sieben oder acht Mitspielenden bestimmt. Jeder besass eine Anzahl farbiger **Kügelchen** aus Ton oder aus Glas.

Der erste Spieler versuchte nun von der Linie aus eines seiner Kügelchen ins Loch zu werfen. Geling ihm dies, durfte er es aus dem Loch herausholen und einen zweiten Versuch unternehmen, der in der Regel nicht gelang. Dann war der nächste Mitspieler an der Reihe. Wenn schliesslich alle ein Kügelchen geworfen hatten, lagen diese zerstreut rund ums Loch, und der erste Spieler durfte nun mit seinem Daumen und seinem Zeig- oder Mittelfinger einmal „**schnipsen**“. Natürlich versuchte er das Kügelchen, das am nächsten beim Loch lag, hineinzubuxieren und so zu gewinnen. Immer weiter vom Loch entfernte Kügelchen wurden so näher und näher zum Loch befördert und schliesslich von den Spielern gewonnen. Mit etwa 10 Kügelchen hatte ich das Spiel begonnen, und am Ende besass ich doppelt so viele. Wir waren schon mit einigen Kügelchen glücklich. Heute, im Jahr 2016, brauchen die Kinder **spezielle Spielplätze** mit Sandkasten, Rutschbahn, Schaukel und Klettergerüst.



**Wolfram Eilenberger**, geboren am 7. August 1972 in Freiburg im Breisgau, ist ein deutscher Publizist und Philosoph. Er studierte Philosophie, Psychologie und Romanistik in Heidelberg (Deutschland), Turku (Finnland) und Zürich (Schweiz). Im Jahr 2008 wurde er in Zürich zum Doktor der Philosophie promoviert.



Wolfram Eilenberger im April 2011

Sein publizistisches Schaffen konzentriert sich auf die Anwendung philosophischer Perspektiven auf Fragen der Politik, der Alltagskultur und des Sports. Darüber hinaus ist er Autor zahlreicher philosophischer Sachbücher, die in verschiedene Sprachen übersetzt wurden. Im Frühjahr 2010 erschien sein Buch „**Finnen von Sinnen**“ (von einem, der aus zog, um eine finnische Frau zu heiraten), das 17 Wochen lang auf der Spiegel-Bestsellerliste stand. Von 2010 bis 2012 lehrte Eilenberger an der Universität von Toronto, Kanada. Er ist mit der Feministin und ehemaligen finnischen Basketball-Nationalspielerinnen Pia Päivio verheiratet und lebt mit seiner Familie in Berlin und Toronto. Im Jahr 2011 wurde er für sein Buch

*Philosophie für alle, die noch etwas vorhaben*“ mit dem Mindelheimer Philosophie-Preis ausgezeichnet. Seit 2011 ist er Chefredaktor des „Philosophie-Magazins“. Seit 2007 besitzt er eine Trainerlizenz. Mehrmals war er **Fussballexperte**, und er schreibt seit Mai 2015 die monatliche Fussballkolumne „Eilenbergers Kabinpredigt.“ Es sind etwa zehn Bücher von ihm bekannt.

Von verschiedenen von mir gegründeten oder geleiteten Volkstanzgruppen und von den Streichorchestern, in denen ich mitwirkte, besitze ich Teilnehmer- und Mitgliederlisten, nicht jedoch von den Teilnehmern an den „Lihn“-Frühlings-Singwochen auf dem Kerenzerberg, und jahrzehntelang versuchte ich immer wieder erfolglos, mich an den Namen des komischen in Lausanne wohnhaften Herrn zu erinnern, der weisse Hausschuhe trug und regelmässig direkt von Korsika kommend an der Singwoche teilnahm, obwohl er gar nicht singen konnte.

Gestern nun, am 18. Februar 2016, kam mir jedoch plötzlich und ganz mühelos der Name **Badoux** wieder in den Sinn. Es ist wirklich komisch, wie das **Gehirn** funktioniert und wie es mit dem Wissen umgeht, das es irgendwie speichert. Ich hätte ja irgend eine Teilnehmerin oder irgend einen Teilnehmer der Sinwoche fragen können. Doch dies wagte ich nicht.



Als ich anfangs Februar 1925 aus dem Fenster in einem der oberen Stockwerke der Druckerei-Firma Vontobel, Feldmeilen, auf die Seesrasse hinunterblickte, da sah ich zufällig, wie die Leiche von **General Ulrich Wille** in ihrem Sarg auf einer Lafette befestigt und dann abtransportiert wurde.

**Conrad Ulrich Sigmund Wille kam am 5. April 1848 in Hamburg zur Welt** und verliess sie wieder am 31. Januar 1925 in **Feldmeilen** am Zürichsee. Er war **General der Schweizer Armee** während des Ersten Weltkriegs. Seine väterlichen Vorfahren Vuille stammten aus La Sagne im heutigen Kanton Neuenburg. Der Urgrossvater Henry Vuille verheiratete sich um 1740 nach Zweibrücken in Rheinland-Pfalz.

Mitte des 19. Jahrhunderts, 1849, übersiedelten die Eltern von Ulrich Wille, **François Wille**, Journalist und Mitglied des Vorparlaments des Frankfurter Parlaments und die Schriftstellerin **Eliza Wille**, als Folge der gescheiterten liberalen Revolution in die Schweiz. Sie erwarben das Gut **Mariafeld** in Feldmeilen, das auch heute noch im Besitz der Familie Wille ist.

**Ulrich Wille** besuchte die **Volksschule in Meilen** und bereitete sich anschliessend mit **Privatunterricht** und in einem **Institut in Stäfa** auf die **Universität** vor. Das **Jura-Studium** absolvierte er in **Zürich, Halle und Heidelberg**, wo er 1869 promovierte. In Zürich schloss er sich 1865 der Studentenverbindung „**Tigurinia**“ und in Halle 1866 der „**Borussia**“ an.

**Seine militärische Karriere** begann 1867 bei der **Artillerie**, wo er schon im gleichen Jahr **Leutnant** wurde. Sogleich meldete sich Wille als **Instruktor**, konnte jedoch erst nach der Grenzbesetzung von 1870, die er als Leutnant mitmachte, im Sommer 1870 ins Instruktionskorps der Artillerie einsteigen.

Rasch machten seine für die Schweiz revolutionären **Ansichten in der Ausbildung** von sich reden. Wille konnte sich dank der Unterstützung durch den Oberinstruktor der Artillerie, Oberst Hermann Bleuler, und durch den Chef der eidgenössischen Artillerie, Hans Herzog, halten und wurde in schneller Folge befördert: 1874 zum **Hauptmann**, 1877 zum **Major** und 1881 zum **Oberstleutnant**.

Er publizierte zahlreiche Schriften über die seiner Meinung nach dringende Reform der Schweizer Armee, besonders in der von ihm 1880 übernommenen „**Zeitschrift für die schweizerische Artillerie**“. Am 8. September 1883 wurde Ulrich Wille vom Bundesrat zum **Oberinstruktor der Kavallerie** ernannt, wo er ähnlich wie in der Artillerie sogleich Reformen vorantrieb. Er trat für eine konsequente Modernisierung der Schweizer Armee nach preussischem Vorbild ein. Ziel der Ausbildung war die Erziehung des Bürgers zum modernen Soldaten mittels **Drill und Disziplin**.

Damit geriet er in Konflikt mit den Anhängern der traditionellen Bürgerarmee, die Willes Methoden als unvereinbar mit einem demokratischen Staatswesen hielten und von einer „**Verpreussung**“ der Armee und von „**Soldatenschinderei**“ sprachen. Trotzdem wurde er 1885 zum **Oberst** befördert und erreichte durch eine Konfrontation mit dem Waffenchef der Kavallerie, Oberst Gottlieb Zehnder, dass dieser 1891 demissionierte.



General Wille (1914–1918)



Die politischen Intrigen und Querelen um seine Person zwangen Wille schliesslich 1896, um seine Entlassung aus dem Instruktionskorps nachzusuchen. Im selben Jahr kandidierte er erfolglos bei den Nationalratswahlen. Nach seiner Entlassung übernahm er die **Leitung der militärwissenschaftlichen Abteilung der Eidgenössischen Technischen Hochschule** in Zürich und lehrte Kriegsgeschichte, Heeresorganisation, Taktik und soldatische Erziehung. Der Bundesrat übertrug Ulrich Wille 1900 das Kommando der 6. Division und 1904 des 3. Armeekorps.

Als Truppenführer galt er besonders hinsichtlich seiner **Manöverplanungen** und grossen **Truppenübungen** als vorbildlich. Die neue Militärorganisation der Schweizer Armee vor 1907 war stark von Willes Vorstellungen geprägt, die er seit 1901 als **Redaktor** der „Allgemeiner Schweizerischer Militär-Zeitung“ verbreitete.

Wille war mit **Clara Gräfin von Bismarck** (1851 bis 1946), der Tochter von Friedrich Wilhelm Graf von Bismarck, verheiratet und hatte zwei Töchter und drei Söhne, von denen Ulrich Wille junior ebenfalls Korpskommandant wurde.

Eine seiner Töchter war die **Fotografin Renée Schwarzenbach-Wille**. Sie war die Mutter seiner Enkelin, der **Schriftstellerin Annemarie Schwarzenbach**, einer Freundin von Erika und Klaus Mann. Wille wohnte im Landgut Mariafeld an der (heutigen) General-Wille-Strasse 165 in Feldmeilen.

Die von Ulrich Wille als Kommandant des 3. Armeekorps geleitete grosse Manöverübung, das „Kaisermanöver“ anlässlich des Besuchs von **Kaiser Wilhelm II.** im Herbst 1912, hatte allen ausländischen Gästen (auch dem französischen Militärattaché) den Eindruck vermittelt, dass die Schweizer Armee den **Neutralitätsschutz** ernst nahm und versuchen würde, diesen Auftrag zu erfüllen.

Nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs wurde Wille bei der Generalswahl vom 3. August 1914 zum **Oberbefehlshaber** der Schweizer Armee gewählt. Diese Wahl eines Generals sollte ein deutliches Zeichen gegenüber dem Ausland setzen, dass die Schweiz ihre politische **Neutralität** auch mit Waffengewalt verteidigen würde. Der für diesen Posten ursprünglich vorgesehene Generalstabschef **Theophil Sprecher** war in der Folge trotzdem ein loyaler Mitarbeiter von Ulrich Wille.

Vor allem in der Romandie und bei den Sozialdemokraten war die Wahl des neuer Kommandanten umstritten. Wille war aufgrund seiner offenen **Sympathie zum angrenzenden Deutschen Kaiserreich**, seiner **harten Linie in Disziplinfrazen** und seiner **autoritären Staatsvorstellungen** eine polarisierende Figur. Ebenfalls heftig umstritten war der von ihm geforderte Einsatz der Armee gegen die Arbeiter im 1918 vom Oltener Aktionskomitee ausgerufenen **Landesstreik**, der mit militärischer Gewalt niedergeschlagen wurde.

Als ich 1939, kurz vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, im Holzmatt-Gebiet von Dietikon, mit der Absicht hier ein Einfamilienhaus zu bauen, ein Stück Land kaufte, das kostete der **Quadratmeter** zehn, heute, 2016, jedoch mehrere hundert Franken! Wie erklärt sich das? Während ich im Aktivdienst war, sah Maria beim Bau des Hauses so gut als möglich zum Rechten. Es standen in der Gegend nur noch zwei oder drei weitere Einfamilienhäuser. Die grosse Wiese zwischen meinem Haus und dem Guggenbühlwald war noch nicht überbaut und auch südlich und westlich unseres Hauses waren noch nicht überbaute Wiesen.



Alsdann konnte man auf Schlittschuhen von Meilen hinüber zur Halbinsel Au und bis hinauf nach Rapperswil fahren. An den meist befahrenen Routen warteten „**Maroni-Verkäufer**“ auf Kunden.

Einer meiner Schulkameraden kam bei Rapperswil auf den Gedanken, unter dem Seedamm hindurch auf den Obersee hinüber zu fahren. Da hier noch so lange als möglich Schiffe durchgefahren waren, war in der Durchfahrt das Eis nur dünn. Mein Kamerad brach ein, fand das Loch zum wieder Auftauchen nicht schnell genug und ertrank.

Die ganze Schulklasse nahm an der **Beerdigung** teil, und im Klassenzimmer wurde ein anderer Knabe an den Platz des Ertrunkenen gesetzt. Dieser starb nach kurzer Zeit an einem bösartigen **Hirntumor**, und auch an dieser **Beerdigung** war die ganze Klasse dabei.

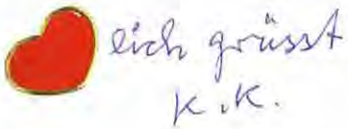
Kein Schüler der Klasse wollte den „**Unglücksplatz**“ vorn in der Mitte des Schulzimmers einnehmen, obwohl der Klassenlehrer lang und breit erklärte, was ein „**Zufall**“ ist, und wie ein „**Aberglaube**“ entsteht, dass es also sinnlos ist, sich nicht an den „**Todesplatz**“ zu setzen. Er befahl mir, diesen Platz vorn in der Mitte der Bankreihe einzunehmen. Ich lebe heute noch und bin inzwischen 103 und ein halbes Jahr alt geworden, begegnete allerdings mindestens etwa zehnmal dem dem Tod.

1. Als Sechsjähriger ertrank ich beinahe im Zürichsee.
2. Bei der letzten Rollwägelifahrt stürzte ich beinahe über den Wasserfall hinunter.
3. Beim Eislauf auf dem Meilener Weiher brach ich ein und wäre beinahe ertrunken.
4. & 5. Im Aktiv-Militärdienst bei der Hochgebirgs-Infanterie war ich zweimal beim Klettern mit der Seilschaft an Abstürzen beteiligt,
6. Beim Einhängen von Vorfenstern und Fensterläden stürzte ich beinahe aus einem obern Stockwerk des Hauses auf die Strasse hinunter.
7. Auf dem Fussgängerstreifen vor dem Coop-Laden an der Bremgartnerstrasse in Dietikon wurde ich von einem Auto zu Boden geworfen, doch der Automobilist konnte gerade nach anhalten, bevor er mich überrollte.
8. Auf der vereisten Poststrasse in Dietikon rutschte ich plötzlich mit beiden Füßen nach vorn und stürzte schräg rückwärts in Gebüsch, so dass mein Kopf nicht auf die harte Strasse prallte.
9. Ich überlebte eine komplizierte Nierenstein-Operation.
10. Als Passagier war ich in einem Flugzeug nach Amerika, das seinen Flug wegen Absturzgefahr abbrechen musste.

Als sich einst mehrere Mitglieder des Volkstanzkreises Zürich in Joncy, Burgund (Frankreich), mit einer schwedischen Volkstanz-Gruppe trafen, da sagte eine Französin zu unserer Jodlerin Hanni Peter, die ein **Schweizerkreuz** angesteckt hatte: „Vous êtes infirmière!“ (Krankenpflegerin, Krankenschwester). Sie hatte **das Schweizerkreuz** und **das Rote Kreuz** miteinander verwechselt.

Am Abend des 24.6.1850 kam **Henry Dunant** nach dem Ende einer Schlacht zwischen Frankreich und Österreich in der Nähe von **Solferino** vorbei, als noch immer etwa 38 000 Verwundete, Sterbende und Tote auf dem Schachtfeld lagen.





Am Dienstag, 22. 12. 2015, etwa um 18 Uhr, befragte mich ein Herr von der **Redaktion des Limmattaler Tagblatts**. Er suchte Kindheitserinnerungen, hauptsächlich betreffend Weihnachten, und ich erzählte ihm allerlei, so auch von meiner ersten Violine unterm Chistbaum.

Diese **Dreiviertels-Geige** mit allem Zubehör befand sich in einer Art „Kindersarg“. Da in meinem damaligen Wohnort Meilen niemand Violin-Unterricht erteilen wollte, suchte und fand mein Lehrer Oskar Vögelin schliesslich in Männedorf das schon recht betagte **Fräulein Mathilde Bunn**, das in einem Orchester mitspielte und auch Stunden erteilte.

Meine Fahrt dorthin am schulfreien Mittwoch-Nachmittag erfolgte mit dem Zug. Fräulein Bunn wohnte unten am See in einem grossen, alten Patrizier-Haus. Ich musste hier dem Fräulein vorspielen, was sie mir eine Woche vorher aufgetragen hatte, und ich spielte denkbar schlecht.

Einst griff ich in einem Musikstück auf der E-Saite das bequemere „Fis“, statt des „F“, und Fräulein Bunn schlug mir mit ihrem Geigenbogen auf meine linke Hand am Hals meiner Violine. Dabei wurde eines der Rosshaare an ihrem Geigenbogen abgerissen und ich dachte im ersten Moment: „Das geschieht Dir zu Recht, ich habe ja nicht extra falsch gespielt. Doch dann kamen mir die Tränen, und ich hatte Erbarmen mit dem gepeinigten Fräulein Bunn.

Es gab damals weder **Radio** noch **Fernsehen!** Aber Fräulein Bunn, die begabte Bastlerin, konstruierte sich einen „Kristall-Detektor“. Dabei benützte sie eine Nähmaschine in der sich statt der Nähadel ein „Laubsägeli“ auf und ab bewegte. Mit einer Nadel tastete dann Fräulein Bunn den auf dem Brettchen montierten Kristall ab, bis wir plötzlich mit unsern Kopfhörern Musik hörten, die z.B. von London oder Paris über Berg und Tal, ja sogar über das Meer und den See bis zu uns kam!

In mein Aufgabenbüchlein schrieb Fräulein Bunn immer wieder „gut“, obwohl ich doch „schlecht“ gespielt hatte. Erst viele Jahre später ging mir ein Licht auf. Diese Bemerkung richtete sich an meine Eltern. Die Violinlehrerin wollte den für jede Stunde zwei Franken bezahlenden Schüler nicht verlieren!

Die Rückfahrt von Männedorf nach Meilen erfolgte mit dem Dampfschiff. Bei dichtem **Nebel** fuhr das „Schwälbli“ von Üetikon oder Obermeilen schräg in den See hinaus. Da der Kapitän den Landesteg von Meilen nicht sehen konnte, hupte er in kurzen Zeitabständen. Und am Steg von Meilen antwortete ihm der in der Nähe des Stegs wohnende Bäckermeister Haupt mit seiner Hupe. Der Kapitän des Schiffs orientierte sich dank dieser Töne, bis er den Steg sehen konnte. Dann liess er einen sehr langen, „erlösenden“ Ton erschallen und fuhr sicher hin zum Lande-Steg.

Im Winter entstand oft dem Ufer entlang eine mehrere Zentimeter dicke **Eisschicht**, die vom „Schwälbli“ auf der gleichen Route immer wieder aufgebrochen wurde. Dabei schob das Schiff grosse Eisplatten nach rechts und nach links unter das Eis neben der Fahrrinne, und dies wiederholte sich bei jeder Fahrt, mehrmals täglich. Ein etwa zwanzig Jahre alter Eisläufer geriet versehentlich in diese Rinne und ertrank.

In meinem langen Leben erlebte ich zweimal eine totale „**Seegfrörni**“, was heute wegen der **Klima-Erwärmung** nicht mehr denkbar ist.



ARBEITSGEMEINSCHAFT SCHWEIZER VOLKSTANZKREISE  
Franziska Heuss  
Socinstrasse 39, 4051 Basel

Basel, Ende März 1989

Rundbrief Nr. 109

Liebe Volkstanzfreunde,

Bereits sind Euch die Anmeldeformulare für das diesjährige Frühlingstreffen, das vom Volkstanzkreis Bern in der Turnhalle der Schulanlage Lerbermatt in Köniz organisiert wird, zugegangen. Hier in aller Kürze die wichtigsten Volkstanzdaten der ASV in diesem Jahr:

3./4. Juni 1989	Frühlingstreffen in Köniz/Bern
17. Juni 1989	Tanzleitertreffen in Brugg
4./5. November 1989	Arbeitstagung auf dem Herzberg.

Zum Rücktritt von Martin Wey als Volkstanzleiter der Schweiz.  
Trachtenvereinigung

Martin Wey, Obmann der ASV bis 1980, wurde 1982 als Nachfolger von Alphonse Seppey zum Schweizerischen Volkstanzleiter und Präsidenten der Volkstanzkommission der Schweiz. Trachtenvereinigung gewählt. Seine Volkstanzkommission setzte sich folgende Ziele:

- Ausbildung. Durchführung von Volkstanzleiterkursen und Volkstanzwochen
- Editionen. Herausgabe von Schallplatten und den dazugehörigen Tanzbeschreibungen
- Organisation und Durchführung von Schweiz. Volkstanzfesten
- all. Aktivitäten und Initiativen zur Förderung des guten schweizerischen Volkstanzes, dessen Erforschung und Verbreitung.

Unter Martin Wey hat die Volkstanzarbeit innerhalb der STV einen neuen Anfang genommen und steht nun auf sicheren Beinen: jährlich fanden Schweizerische Volkstanzleiterkurse (Interlaken 1981, Aarau 1982, 1983, 1984, 1987, 1988, Emmetten 1985, Genf 1986, Einsiedeln 1989) und auf dem Twannberg fanden 1984 und 1986 Volkstanzleiterwochen statt. Auch der Ausbildung der Kindertanzleiter/innen wurde Aufmerksamkeit geschenkt und es wurden Kurse für Kindergruppenleiter/innen durchgeführt (1982, 1983 und 1988 auf dem Appenberg, 1989 in Sullens (für die Romandie). Acht Schallplatten mit Volkstänzen aller Regionen der Schweiz sind in dieser Zeit erschienen: Neuauflagen längst vergriffener Platten, die allgemein bekannt und beliebt waren (Engadiner und Nordwestschweizer Tänze) und Neueinspielungen (z.B. Romandie: Ça couesse à la cousse, etc., Neue Schweizer Tänze: Seppel, etc.; Polka Hopser, etc., u.a.), von denen die Tanzbeschreibungen längst vorhanden waren. Schon bei seinem Amtsantritt hat Martin Wey sein besonderes Anliegen vertreten: auf alte, einfache Schweizer Tänzen wieder vermehrt aufmerksam machen, nach diesen zu forschen und sie wieder zu tanzen. So sind unter den neuen Platten auch zwei, die dieses Anliegen belegen: Berner Tänze (Lauener Languus bis Chüereie Walzer, Serie 190) und Ostschweizer Tänze (Engadiner bis Staader Mazurka, Serie 130). An den Tanzleiterkursen und an den Volkstanzwochen wurden die Tänze dieser acht neuen Platten instruiert



und stehen damit den tanzfreudigen Trachtengruppen und Tanzkreisen zur Verfügung. Die Herausgabe dieser Platten ist besonders wichtig und verdienstvoll, da die wenigsten Trachtengruppen und Tanzkreise über eigene Musikanten verfügen und damit die Tänze, von denen nur die Tanzbeschreibungen, nicht aber die Musik vorhanden sind, verlorengehen.

Innerhalb Martin Wey's siebenjähriger Amtszeit hat sich die Volkstanzkommission dreimal neu konstituiert und auch Schwierigkeiten regionaler Art (Trachtenfest in Genf, Herausgabe einer Walliser Platte) mussten gelöst werden; Schwierigkeiten also, deren Lösungen zeitraubend und undankbar waren und neben den Zielsetzungen und Aufgaben der Volkstanzkommission einhergingen. Mir scheint, dass sich sowohl Ausschuss wie Zentralvorstand der STV so intensiv mit dieser Kommission auseinandergesetzt haben, weil sie sich bewusst waren, wie wichtig die Arbeit speziell dieser Kommission für die Trachtenvereinigung ist.

Martin Wey hat zusammen mit den Mitgliedern der Volkstanzkommission ein gutes Fundament aufgebaut und Richtlinien für die Zukunft aufgezeigt. Dafür sei ihm von Herzen gedankt. Dieser Dank gebührt ihm auch von der ASV, denn es ist klar, dass die Arbeit, die er für den Schweizer Volkstanz geleistet hat sich auch in unseren Tanzkreisen auswirken wird. Es ist wohl in seinem Sinne, wenn ich in diesen Dank auch Annelis Aenis einschliesse, die, nicht selbst Mitglied der Kommission, in stundenlanger Arbeit die Tanzbeschreibungen zu alten und neuen Platten neu bearbeitet hat. Auch an der Neuedition des Büchleins "Grundschritte" hat sie grundlegend mitgewirkt, das nun zum regen Gebrauch wieder vorliegt. Martin Wey wünsche ich viel Erfolg bei seiner weiteren Volkstanzarbeit, die er bestimmt in Richtung Kontratänze weiterverfolgen wird. Nachfolgenden Artikel über den Begriff der Kontratänze möge er wohlwollend aufnehmen. Ich hoffe sehr, dass er aus kompetenterer Sicht darauf zurückkommen wird.

### 3 x "Française"

Innerhalb des letzten Jahres ist mir die "Française" immer wieder - und dies völlig unabhängig voneinander - "begegnet", und in diesem Zusammenhang konnte ich es nicht lassen, diesen Begegnungen und den damit verbundenen Fragen einwenig nachzugehen.

Im letzten Sommer erschien die von Annelis Aenis neu redigierte Tanzbeschreibung der Allg. Française auf 5 Seiten anschaulich und übersichtlich beschrieben. Im Anhang befinden sich ein paar Auszüge aus dem "Katechismus der Tanzkunst", einem Leitfaden für Lehrer und Lernende von Bernhard Klemm, erstmals 1855 in Leipzig erschienen. Dieses Tanzlehrbuch enthält neben den Schritten des klassischen Balletts die Beschreibung der wichtigsten Gesellschaftstänze jener Zeit.

Im Heft 1, Januar 1989, der Zeitschrift Singt und spielt finde ich einen Aufsatz von Christian Schmid "Die Française und ihre Nachkommen". Darin gibt der Autor nicht nur Erklärungen zu den Namen der 5 resp. 6 Teilen der Française, sondern weist auch auf verschiedene Française-Formen hin und vergleicht sie miteinander. Noch nie hatte ich z.B. von der Munot-Française gehört, von der in der "Geschichte des Munotvereins" (Schaffhausen) am 30. August 1870 zum ersten Mal erwähnt wird, dass man sie zu Klängen der Stadtmusik zusammen mit dem Lesezirkel Zürich-Hottingen auf dem Munot getanzt habe. Bedingt durch den Ort der Aufführung wurde sie nicht in langen Reihen sondern in Form von konzentrischen Kreisen getanzt. Eine dritte Form der Française mit mehr volkstümlichen Elementen durchsetzt findet sich in der Münchner Française. Christian Schmid vergleicht und beschreibt die



einzelnen Figuren dieser drei Française-Formen und hält den Vergleich auf einem Uebersichtsblatt graphisch fest.

Im Mitteilungsblatt Alphorn der "Arbeitsgemeinschaft Schwäbischer Volkstumsgruppen e.V.", Nr. 1, Februar 1989, stosse ich auf einen Artikel von Ludwig Berthold, des Schriftführers dieser Zeitschrift, mit dem Titel "Sechsertanz oder Française ?" In diesem Aufsatz geht es um den "Stellenwert" von Sechsertanz und Française, dahingehend, dass die Française dem Sechsertanz den Rang ablaufe. "Im Gegensatz zur Française ist nun der Allgäuer Sechsertanz im Dreivierteltakt noch ein typisches Relikt des Menuetts. Eng verwandt mit dem Bregenzer Sechsertanz ist er ein ruhiger, vornehmer, dem alemanischen Wesen entsprechender Tanz, der ebenso wie die Française geeignet ist, einem Tanzfest eine Besonderheit zu verleihen. Auch seine Wurzeln reichen weit zurück ins vergangene Jahrhundert".

Angeregt durch diese Artikel suchte ich Antworten auf Fragen zur Française, zu Kontratänzen und Quadrillen und stosse dabei auf Ungereimtheiten und Widersprüchliches. So schlug ich z.B. den Begriff "Française" nach und lese darüber: "(nicht zu verwechseln mit der Contredanse française, der Quadrille), war ein der Anglaise und Ecossaïse nachgebildeter Tanz im 6/8 Takt" (Junk S.79, Tanzlexikon S.169,). Beim Begriff "Kontratanz" (Contratanz, Contretanz, Contredanse) steht in Klammern "Gegentanz" und mir scheint, dass sich der Begriff nur aus seinem geschichtlichen Zusammenhang erklären lässt.

#### Zum Begriff der Kontratänze

Allgemeines. Der Zeitraum vom beginnenden 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts gilt kunstgeschichtlich betrachtet als die Epoche des Barock, des Rokoko sowie des beginnenden Klassizismus. Politisch stehen diese Jahre im Zeichen des Machtmonopols der Fürsten und des Übergangs in das Zeitalter des Bürgertums. Sozial dominierte der hierarchisch gegliederte Ständestaat mit seinen deutlich voneinander abgesetzten Rängen, Einkommen, Rechten und Verhaltensweisen. Eine reiche bis überladene Ornamentierung, pathetische Gesten, die Perücke oder der galante Lebensstil sind Merkmale dieser Zeit. In den "Hofftänzt" suchten und fanden die Aristokraten eine ihnen angemessen erscheinende standesgemässe Selbstdarstellung, in den "Geschlechtertänzt" und Zunfftänzen vollzogen die als Bürgerliche eingestuft den ihnen zukommenden Anspruch an sozialer Geltung, "Baurentänzt" und "Landtänzt" gaben den Unterschichten die Möglichkeit, sich auf ihre Weise zu präsentieren und zu erfreuen. Während in weiten Teilen Europas noch die Gruppentänze dominierten, setzten sich in anderen - vor allem in Mitteleuropa - die Paartänze durch. (Salmen, S. 5)

Im Tanzen schieden sich die Klassen und ethnischen Gruppen ebenso deutlich wie im sozialen oder wirtschaftlichen Bereich. Bei der Wahrung dieses Klassifikations- und Wertungssystems wurde allerdings niemals übersehen, dass es neben dem Aspekt der Unvereinbarkeit auch den ständigen Transfer von unten nach oben sowie in umgekehrter Richtung gegeben hat. Autoren verschiedenster Interessen wiesen immer wieder darauf hin, dass ehemals "erst in den Provinzen rude Getanztes später zu Paris, und a la Cour polirt worden" ist. Vom 17. Jahrhundert an wurde das Vergnügen am Tanzen mit oder ohne Zuschauer in unterschiedlicher sozialer Umgebung genossen. Es entwickelte sich ein mehr oder weniger öffentliches Ballwesen. Zwecks Reglementierung der "Bal publics" erliessen die Regierungen strenge "Ball-Ordnungen", die dem grossen Zulauf der Schichten zu diesen geselligen Attraktionen einschränkende Auflagen machten. Für das Auge



bestimmt waren die Hof- und Adelsbälle, die man als "Bal paré" sowie als "bal réglé" insbesondere in Frankreich kultivierte. Hofballdirektoren, "masters of the ceremonies" oder "maîtres de danse" führten die Aufsicht.

In der Zeit des Barock feierte der Feudaladel rauschende Feste, die verschwenderisch und pompös waren. Der absolutistisch regierende Monarch Ludwig XIV. (1638-1715) setzte als "premier danseur noble" mitsamt seiner im Parkschloss Versailles exklusiv versammelten Hofgesellschaft etwa ab 1670 die Masstäbe für die Tanzfeste der europäischen Aristokratie. Familienfeste, Staatsbesuche, Konferenzen oder Friedensfeiern schlossen meist repräsentative Tanzveranstaltungen ein, und für regierende Fürsten mit ihren vielfältigen Verpflichtungen war es unumgänglich tanzen zu lernen und das Repertoire der Hoftänze zu beherrschen. Die "maîtres à danser" unternahmen in Lektionen wie in Publikationen alle Anstrengungen, um den noblen französischen Tanzstil soweit als möglich verbreiten zu helfen. Die Kompetenz der Tanzmeister erstreckte sich über eine das gesamte Leben umfassende Kontrolle des Auftretens. Sie waren Fecht-, Reit- und Sprachlehrer zugleich (Salmen, S.17-30). Unter Ludwig XIV. wird 1661 von Pierre Beauchamps, der während 20 Jahren Tanzlehrer Ludwigs XIV. war, die "Académie royale de musique et de danse" gegründet.

Neben der Courante betrachtete die feine Gesellschaft etwa zwischen 1650 und 1750 das Menuett als einen "Fundamental-Tanz". Die Grundfigur dieses ursprünglich aus dem Departement Poitou stammenden Tanzes besteht aus vier kleinen, zierlichen Schritten (menu = klein), die auf sechs Zählzeiten getanzt werden. Neben der Harmonisierung der Schritte zum Takt und der formvollendeten Ausführung der Reverenz kam dazu das "porte les bras". Die ursprünglich getanzte Figur war eine Zwei resp. eine Acht und entwickelte sich zur Z-Figur. Das Menuett wurde von Tanzmeistern gelehrt, die häufig ihre eigenen "Inventionen" lehrten, wodurch dieser Tanz zahlreiche unterschiedliche Versionen und eine besonders grosse choreographische Vielfalt erhielt. Das Erlernen dieses Tanzes war nicht nur zeitraubend, sondern auch kostspielig und daher für die "maîtres de danse" besonders einträglich. Ein Menuett zu tanzen bedeutete mehr als lediglich eine Amusement: es bedeutete die hohe Kunst des Tanzens und verschaffte dem Tänzer bei seinen seinem kritischen Publikum "une grande réputation" (Salmen, S.17-30).

Die "Country dances" und ihre Verbreitung. Von 1651-1728 erscheint in England im Verlag von John Playford die Hauptsammlung englischer Tänze unter dem Titel "The English Dancing Master or Directions for Country Dances". Auch die Country dances sind Volkstänze älteren Ursprungs. Bei ihrer ersten Erwähnung in Spencer Shepheard's Calender 1579 sind sie bereits in die höhere Gesellschaft aufgenommen und werden am Hofe Elisabeths I. getanzt. Durch die Herausgabe des "Dancing Masters" erfahren die Country dances rasche Verbreitung und mit der Thronfolge Jakobs I. (1603), dem Sohn Maria Stuarts (der Katholischen), wächst auch der französische Einfluss am englischen Hof.

Country dances sind Gruppentänze von zwei und mehr Paaren. Sie sind unerschöpflich in immer neu abgewandelten Verknüpfungen von verschiedenen Figuren, der die Tänzer in die mannigfaltigsten Beziehungen zueinander bringen. Der "English Dancing Master" kennt zwei grosse Reigenformen: Rounds und Longways; der Round ein Kreisreigen in bunter Reihe mit der Aufstellung im Viereck, der Longways ein Frontreigen, in dem sich die Tänzerinnen und Tänzer entweder in je



einer geraden Linie oder paarweise einander gegenüberstehen. In seiner 18. Auflage beschreibt Playford 1728 über 900 Country dances! In den ersten Ausgaben des "English Dancing Master" überwiegt die Aufstellung im Kreise, der sogenannten Rounds. Innerhalb der 78 Jahre, die zwischen den verschiedenen Auflagen der grossen englischen Tanzsammlung liegt, tritt eine deutliche Verschiebung ein. Anfangs gab es massenhaft Rounds, daneben einige Squares oder bloss zweier Paare einander gegenüber, und ein paar "Longways for as many as will". In jeder Auflage des Buches vermehren sich nun die Longways. Die letzte enthält mit vierzehn Ausnahmen überhaupt nur mehr solche. Der Tanzschatz der englischen Gesellschaft verlagerte sich in dieser Zeit zugunsten der Longways, die Landbevölkerung hingegen tanzte fröhlich die alten Rounds weiter.

"Kontratänze" - Tänze mit Aufstellung im Viereck oder in einer Kolonne - sind keine englische Erfindung. Kreis und Front sind die Urformen aller Chorreigen und sind nicht nur in Europa bekannt. Beispiele dafür sind u.a. Hochzeits- und Kirchentänzen in Spanien, Handwerker- und Zunfttänze in Deutschland und Morris dances in England. Grundmotiv der Kontratänze ist das Spiel der Geschlechter mit Vorgehen und Ausweichen, mit Trennung und Vereinigung. Es sind Volkstänze nicht Hofstänze; so hiessen auch die spanischen Figurentänze Bailes und nicht Danzas.

Vor allem die Longways und dann die Squares und Rounds waren es nun, die als englische Mode ihren Siegeszug über Europa antraten. Der ungeheure Erfolg der englischen Formen ist wahrscheinlich aus zweierlei Gründen zu erklären: Einmal bedeuten sie in der guten Gesellschaft den Durchbruch der Natürlichkeit durch die höchstgetriebene Kunst und Stilisierung des Menuetts, bei dem sowohl die Bewegungsfreude zu kurz kam, wie die Ungezwungenheit grösserer Gruppen von Menschen, die ohne grosses Zeremoniell miteinander tanzen wollen. Dann aber sind es auch in den englischen Longways sichtlich Figuren, die etwas Eigenes bedeuten. Zu diesen gehört vor allem die "progressive movement", bei der die Paare allmählich in den Tanz eingreifen und in ihrer Stellung in der Kolonne immer weiterrücken. Dabei können sich neu Hinzutretende ohne weiteres in jedem Augenblick am Ende der Kolonne anreihen und die Bewegung mitmachen. Es ist also eine viel freiere Form als die Tänze mit fester Paaranzahl im geschlossenen Viereck. Wahrscheinlich darum auch ihre wachsende Beliebtheit (teilweise zitiert nach Wolfram, S. 134 ff.).

Die Verbreitung des Kontratanzes in Europa scheint zunächst über die höchsten Kreise geführt zu haben. Wie berichtet, wird tanzt 1632 König Gustav Adolf von Schweden mit den Damen des Hauses Fugger in Augsburg stundenlang deutsche und englische Tänze. Auch am schwedischen Hofe unter Königin Christina waren sie 1653 bekannt und beliebt. Der Pariser Tanzmeister Landrin reiste 1685 nach England, um den Wunsch der Dauphine (an anderem Ort: des Dauphin) nach "nouvelles contredanses" zu befriedigen und der Pariser Tanzmeister Feuillet veröffentlicht in seinem "Receuil de Contredanses" 32 Longways. 1717 schreibt der deutsche Tanzmeister Taubert, die englischen Tänze, welche "so wol lustig zu tantzen, als lieblich anzusehen", seien zu dieser Zeit "fast allgemein recipiret". Zwischen 1755 und 1783 erschienen nicht weniger als siebzehn Monographien über den Kontratanz.

Cotillon und Quadrille. Auch Frankreich besass viele Vorformen der Kontratänze, die sich unter dem Einfluss der englischen Country dances entwickelten. So wurde der englische "Round for eight" auf



französischem Boden so entscheidend umgestaltet, dass er "Contredanse française" genannt wurde und sogar einen eigenen Namen erhielt: Cotillon. "...Die Cotillons werden bey grossen Hochzeiten, Assembleen und Bällen stark getanzt...", schreibt 1755 der deutsche Tanzmeister Hänzel. Zuerst als geregelte Quadrille, je 4 Paare übers Kreuz, wurde der Cotillon von den verschiedenen Tanzmeistern immer mehr mit Gesellschaftsspielen durchsetzt und um alle Verwicklungen der alten Kreisreigen bereichert. "Hundert neue Cotillon-Touren" hat allein der berühmte Pariser Tanzmeister Cellarius in einem Büchlein angegeben. Lustigerweise war es aber ein Engländer, Barclay Dunn, der schliesslich 1818 aus französischen Formen jene grosse Quadrille mit ihren sechs klassischen Figuren zusammenstellte, die meist fünftourig als "Française" bei uns getanzt wird. Die ursprünglich fünf Touren wurden um 1800 um eine sechste erweitert, die auf den Tänzer Trénitz zurückgeht. Die Figuren heissen: Le Pantalon (6/8), l'Eté (2/4), la Poule (6/8), la Trenis (2/4), la Pastourelle (2/4) und le Finale (2/4). Die Melodien zu diesen Quadrillen werden gern potpourriartig beliebten Musikstücken, Operetten etc. entnommen. "Durch die Operette *Die Fledermaus* von Johann Strauss war der Française eine einmalige Melodie geschenkt, die die Beliebtheit des Tanzes vorallem im österreichisch-süddeutschen Raum als Gesellschaftstanz steigerte. Es ist nicht verwunderlich, dass sich vielerorts Abwandlungen und kleine Veränderungen herausgebildet haben. So gibt es die Münchner "Fransäh" neben einer Reihe österreichischer Formen und auch in unserem schwäbischen Raum haben sich eigene Formen, teils mit eigenen Melodien entwickelt." (Berthold, S.5)

"Im österreichischen Volkstanz hinterliessen die Kontratänze überraschend geringe Spuren. Ein schönes Beispiel ist der *Bregenzer Sechser* (Vorarlberg), der in Gruppen zu je drei Paaren getanzt wird, die einander in einer beliebig lange fortzusetzenden Gasse gegenüberstehen. Begrüssung, Platzwechsel, Mühle, Herrenstern, Damenstern, gemeinsamer Stern, Herren- und Damenkreis uwf. weisen diesen ruhigen und zierlichen Tanz zur Genüge seiner Herkunft nach aus. Damit auch der Ländlereinschlag nicht fehle, gibt es ausserdem eine ländlerische Mühlenfigur und das Drehen des Dirndls unter dem Zeigefinger der rechten Hand des Tänzers. Die nächsten Verwandten dieser Tänze sind alle die Vierer-, Sechser-, Achter- und Zwölfertänze, wie sie in ganz Oberbayern im vorigen Jahrhundert allgemein üblich waren und einschliesslich der Française zum Teil noch sind. Besonders die *Münchner Fransäh* ist der Faschingstanz bis heute geblieben. In der Schweiz gibt es wenigstens noch einen Ort, wo jedes Kind bereits Française tanzen kann, die auf den Munotbällen nicht fehlen darf. Es ist Schaffhausen" (Wolfram, S.140).

Zusammenfassung. Aus diesen Ausführungen geht hervor, dass die Kontratänze keine englische Erfindung sind. Chorreigen in geometrischer Form - Aufstellung von zwei und mehr Tanzpaaren im Quadrat, im Rechteck, in langen Reihen oder auch im Kreis - gehören ins Volkstanzgut vieler Länder. Sicher ist aber, dass die englischen Country dances in ihrer Vielfalt die vorhandenen alten Formen beeinflusst, umgeformt und zu neuen, eigenständigen Formen angeregt haben. Diese Wechselwirkung manifestiert sich denn auch im Begriff des Kontratanzes. Um 1685 bezeichnete man einen "contredanse" als einen Tanz des französischen Hofes und des Bürgertums, 1767 unterscheidet der Tanzmeister Chavanne eine "Contredanse française en Cadrille" und eine "Colonne angloise", aus denen sich später die Contredanse française und die Quadrille als Vierpaarcontre und die Anglaise als Frontcontre entwickeln. Im Gegensatz zur Contredanse française ist im



19. Jahrhundert die Française ein Kolonnentanz wie die Anglaise. Der Begriff "Gegentanz" ist nachvollziehbar durch die Aufstellung der Tänzer, die sich im Viereck oder in zwei Kolonnen gegenüberstehen. Der englische Name aber ist "Country dances", d.h. "ländliche" Tänze. Damit ist wohl ihr Ursprung bezeichnet, auch wenn sie dann als Gesellschaftstanz ihre grösste Verbreitung fanden. Wobei es eine ungeklärte Frage bleibt, ob die Bezeichnung "Kontratanz" von der Aufstellung genommen ist oder eine missverständliche Übersetzung der englischen Country dances darstellt.

Lit.: Victor Junk. Handbuch des Tanzes, Stuttgart 1930); Curt Sachs. Eine Weltgeschichte des Tanzes, Berlin 1933; Richard Wolfram. Die Volkstänze in Österreich und verwandte Tänze in Europa, Salzburg 1951; Herbert Oetke. Der deutsche Volkstanz, Berlin 1982; Otto Schneider. Tanzlexikon, Mainz 1985; Rudolf Liechtenhan. Vom Tanz zum Ballett, 1986; Musikgeschichte in Bildern, Band IV: Walter Salmen. Tanz im 17. und 18. Jahrhundert, Leipzig 1988.



Karl Kleenk

Geb. 19. Juli 1912 in Meilen am Zürichsee.

Erste Erinnerungen: Ruderbootfahrten mit Onkel Heinrich Vontobel und mit Vater, die wuchtig das Stehruder betätigten.

Weltkrieg: Aufenthalt in Heilbronn und Düren bei den Grosseltern. Urlaub des Vaters.

1919 - 1921: Knabenmittelschule Heilbronn. Knorr-Fabrik Baden im Neckar.

1921 - 1925: Primarschule Meilen. Lehrer Herr Egli, Herr Vögelin.

1925 - 1927: Sekundarschule Meilen. Lehrer Herren Weber, Ess, Spörri. W.H. Stelzer

1927 - 1931 (Herbst) Oberrealschule Zürich: Neue Sprachen, Mathematik und Naturkunde. Was wir vor allem lernten: Arbeiten.  
Matur Typ. C. (eidgenössische).

1931 - 1932: Zwei Semester Primarlehrerstudium an der Universität Zürich.

1932 - 1934: Vier Semester Sekundarlehrerstudium an der Universität Zürich (Phil I).

15. III. - 20. V. 1933: Rekrutenschule Zürich  
Kaserne Zürich. Infanterie  
Lmg-S. (Rückkehr in die  
Wirklichkeit!).

21. VII. - 21. X. 1933: Mit Fritz Wittpenning in  
Genf. Prof. Alexandre Birmele,  
Cours de vacances: Literatur.

Winter 33/34 Produktionsperiode: W. - Prof.  
Theophil Spoerri: Valéry -  
Gide - Balzac .....



2. III. - 2. V. 1934 Paris: Fritz Wittpennig, Ernst Kappeler.  
Kunst - Elend; Wanderung durch  
die Bretagne: Atlantik.

30. V. - 15. VII 1934 Vikariat an der Primarschule Nossikon-  
Uster. Lehrerturnverein - Turn-  
stunden.

3 Wochen: Vikariat an der Primarschule Hitzel.  
Dirigierte den gemischten Chor.

23. VII - 11. VIII 1934: London: Politechnic School.  
Familie Newmann.

Prüfungen. WK. 5. XI. 1934: Nach Dietikon für Herrn  
Carl Schatzmann, Sekundar-  
lehrer.

Ich hatte gelernt, mein eigener Lehrer zu sein.  
Notiz aus dem Jahr 1935: „Ich hab mich im  
Jahr 1935 entschlossen - und es ist wohl der einzige  
wertvolle Entschluss dieses Jahres - alles Un-  
fertige im Kopf zu behalten und nur Voll-  
kommenes aus mir herauszustellen.“

### Seither besuchte Kurse:

Turnkurs: Baden: Leiter Herr Brandenberger: Rettungsschwimmer

Eislaufkurs: Gavoos: " Herr Gallmann u. a.

Papierfärbekurs: Zürich

Zeichnkurs: Zürich: Herr Witzig.

Weitere Kurse (siehe Ausweise und Testatheft)

1937 Hobelbankarbeiten

1938 Knabenturnen

Buchbinden (Hr. Siegrist)

1942 Gartenbau

1945 Schnitzen a. d. Klotz

1949 Muttersprachl. Unterricht

1949 Eislauf

1950 Muttersprache u. Korrespondenz  
(Gewerbeschule)



- 1950 Eislauf
- 1951 "
- 1952 "
- 1954 "
- 1955 "
- 1956 "
- 1957 "
- 1959 Zeichnen
- 1959 Phonetics of English, Edinburgh
- 1963 Leichtathletik u. Spiele II Stufe Mädchen
- 1963 Zeichnen
- 1965 Mädchenturnen III.
- 1967 Französischkurs in Loches
- 1967 Mädchenturnen III.
- 1970 Zeichnen u. Gestalten
- 1971 Fichtung von heute im Deutschunterricht
- 1971 Perspektive u. Phantasie
- 1972 Einführung ins Sprachlabor
- 1973 Fitness-Kurs J.+S. (Jugend u. Sport).
- 1976 Ich erteile einen Lehrkurs "Volkstanz in der Schule".

Amtsantritt in Göttingen: 5. Nov. 1934

Wahl als Sekundarlehrer in Göttingen: 26. April 193

*Nulla dies sine linea!*



## Ferienreisen

- 1939 Schweden - Stockholm - Aktivdienst A...  
1949 Maria mit StV in Venedig.  
1950 Schweden - Leksand - Orsa - Mora - Rättvik  
1951 München  
1952 Busgund - Jorcy - Paris  
1953 Mandelwandhaus - Salzburg - Oesterreich  
1954 Boldern  
Maunerdorf - Rotgüldensee - Salzburg  
1955 Als - Sønderborg - Jänemark - Neustadt (Holst.)  
1956 Montpellier - Südfrankreich - Pyrenäen  
1957 Ulrichen - Joms - Max  
1958 Giest - Brüssel - Bussum (Belgien - Holland)  
1959 Edinburgh - Schottland - England (London)  
1960 Montpellier - Perpignan - Costa Brava  
1961 Rotholz - Achensee - Zunderkopf  
1962 Steffenfels - Heilbronn - Jüri  
1963 Lamprecht - Pfalz ; Kaffeemühle Schwarzenburg  
1964 EXPO - Lausanne ; Rotholz - Frosglockner - Venedig  
1965 Gstaad - Isola Bella - Simplon  
1966 Assisi - Italien  
1967 Loches - Touraine . Herbst: Samaden  
1968 -  
1969 Deutschland - Hochwacht - Schweden - DK.  
1970 Loire-Schlösser - Cap Ferret - Mimizan  
Herbst: Samaden  
1971 Le Pont - Lac de Joux  
1972 Spital - Herbst Rom  
1973 Leukerbad - Brigetbad - Herbst Wien



Die

# 70

überschritten

haben Martha und Werner Storfer. Da beide, durch Gottes Gnade, noch so frisch sind, möchten sie einige Freunde und Verwandte zu einem

festlichen Brunch (Morgen- + Mittagessen)

einladen, auf Samstag, 1. März 1986

1. Zwischen 8<sup>45</sup> und 9<sup>00</sup>: Einzug der Gäste ins Café Baur, Bahnhofstr. 63, 1. Stock, zu Fuss vom Bahnhof Wetzikon knapp 15 Min.
2. Begrüßung durch den mit dem falschen Geburtstag. Kanon.
3. Nun beginnt man sich am reichhaltigen Buffet zu bedienen, meist in kleinen Portionen, aber mehrmals. Der Wirt geht gerne auf Sonderwünsche ein: Wein, Rösti, weiches Ei ....
4. Und nun hoffen wir auf allerlei Darbietungen: Von früher "prichte", Musik, Verse, Lieder ...



5. Eine Kapselung wird nicht erstellt, also  
seht man sich mutig zu gemeinsamem, den  
man noch nicht kennt, er würde sicher  
schmerzhaftisch.

6. Ungewöhnliche Kleidung ist erlaubt, und  
Spezialgespräche werden am besten  
"vergessen".

7. Wir denken, das zwischen elf und zwölf  
Wer ein jeder sich an recht gewaltige  
hat und auch die Jagdplan sich zum  
Wort gemeldet haben.

Wir freuen uns richtig auf dieses Festchen  
und bitten um bestige Anmeldung

Martha Netzer



## Das "WA-MA"- Fest

Samstag, 1.3.1986

Werner und Martha Altorfer-Klenk schickten uns die folgendermassen lautende Einladung:

Die 70 überschritten haben Martha und Werner Altorfer. Da beide durch Gottes Gnade noch so frisch sind, möchten sie einige Freunde und Verwandte zu einem

festlichen Brunch (Morgen- und Mittagessen)

einladen, auf Samstag, 1. März 1986.

1. Zwischen 8.45 und 9.00: Einzug der Gäste ins Café Baur, Bahnhofstrasse 63, Säli 1. Stock. Zu Fuss vom Bahnhof Wetzikon knapp 15. Min.
2. Begrüssung durch den mit dem falschen Geburtstag. Kanon.
3. Nun beginnt man sich am reichhaltigen Buffett zu bedienen, weise in kleinen Portionen, aber mehrmals. Der Wirt geht gerne auf Sonderwünsche ein: Wein, Rösti, weiches Ei ...
4. Und nun hoffen wir auf allerlei Darbietungen: Von früher "prichte", Musik, Verse, Lieder, ...
5. Eine Platzordnung wird nicht erstellt. Also setzt man sich mutig zu jemandem, den man noch nicht kennt. Er versteht sicher Schwyzertütsch.
6. Ungezwungene Kleidung ist erlaubt, und Höflichkeitsgeschenke werden am besten "vergessen".
7. Wir denken, dass zwischen elf und zwölf Uhr ein jeder sich so recht gesättigt hat und auch die Zaghafte zum Wort gemeldet haben. Wir freuen uns richtig auf dieses Festchen und bitten um baldige Anmeldung. Martha, Werner.

Als wir im Café Baur beim Fest meiner Schwester und meines Schwagers eintrafen, fanden wir dort bereits zwischen <sup>dreissig und</sup> vierzig und ~~fünfzig~~ Personen. Die grösste Ueberraschung für Werner und für uns alle war die Anwesenheit Brigitte Schlatters! Martha hatte ihrer Tochter ganz geheim das Flugbillett von Ludington, Mich., über Chicago nach Zürich bezahlt! Brigitte, genannt "Bixli", die schwer krank gewesen war, sieht wieder blühend gesund aus. Bei längerer Bestrahlung hatte sie alle Haare auf ihrem Kopf verloren, doch die waren wieder nachgewachsen und noch viel schöner als vorher! Die beiden Krankheiten, ein Krebsleiden und eine Bandscheibengeschichte, scheinen ausgezeichnet überwunden zu sein, so dass die junge und fröhliche Mutter, geb. 9.3.45, ihrem Mann und ihren beiden Buben erhalten bleibt! Werner, der Jubilar, wird nicht schlecht gestaunt haben, als "Bixli", sein Geburtstagsgeschenk, vor der Haustüre stand!



Punkt neun Uhr begrüßte Werner in alphabetischer Reihenfolge jeden einzelnen Gast in Versform, so dass jeder von jedem von Anfang an wusste, wer er war: Schulkamerad, Arbeitskollege, Musiker aus dem Orchester oder Chor, Mitarbeiter in der Chronikstube, Verwandter, Mitglied des Freundeskreises, etc. Vor dieser denkwürdig. Zusammenkunft kannten wir ausser den Verwandten nur wenige dieser anwesenden Leute. Da war z. B. Dr. Flad, der mit mir in Schottland bei Englischstudien gewesen war. Frau Pfarrer Klaus, die mit ihrem Mann da war, ist die Tochter des ehemaligen Dietikonener Schulpflegers und Bahnhofvorstands Köng. Sie war einst Hilfsleiterin in einem unserer Schullager. Auch Karl Hirzel tauchte auf, ein aus Meilen stammender Sekundarlehrer, der mit meiner Schwester und mit meinem Schwager die gleichen Sekundarschulklassen in Meilen besucht hatte.

Werners poetische Begrüssung dauerte geraume Zeit. Dann wurde unter der Leitung der anwesenden Musiker fröhlich gesungen, so zu Beginn: "Wir begrüßen in diesem Saal (bis): Altorfers allzumal...etc." mit Vorsänger und Chor. Und dann, ganz nach Theo Schmidts Anregung, viele weitere von den Gästen improvisierte Verse! Nach der bekannten Melodie "Jubilate, Amen!" sangen alle den folgenden vorgelegten Text: "Zum Geburtstag gratuliert! Werner und Marti jubiliert! -- Sibezgi sind bei di worde, fühled sich glückli a dem Zmorge. -- Me cha mängs vo ine leere: Chronikstube, s'Dorf verehere. -- Singe giige, bastle, laufe; Schnägge jage, Buecher chaufe. -- D'Fründschaft pfläge, Buecher mache. Kompost streue, Turte bache. -- Vil, vil Dank Eu für die Gabe. So chame s'Alter fröhli wage." Später, als sich alle am reich beladenen Buffet bedient hatten, wurden noch weitere Lieder gesungen, die meist eigens von den Gästen für die Geburtstagskinder zu bekannten Melodien "fabriziert" worden waren.

Vom Saal in die "Küche", d.h. ins Office, und von dort über den Gang wieder zurück in den Saal wurde auch getanzt (Biserka, Serbien, und Einst im Felde, Is<sup>f</sup>rael). Der zur Verfügung stehende Raum war leider sehr beschränkt, so dass nur die aller einfachsten Tänze getanzt werden konnten.

Sehr viele Gäste brachten ihre selbst erarbeiteten Werke vor. Werners Bruder Otto z.B. rückte mit dem Zivil- und dem Strafgesetzbuch auf und erhob eine witzige Anklage gegen Werner, der den Bruder in einem seiner Heimatbücher erwähnte, ohne vorher dessen Einwilligung erhalten zu haben, was nach Paragraph XY, Abschnitt Z, strafbar ist. Dies war natürlich ein Vorwand, um Werners Publikationen bekannt zu machen. Unter anderem erzählte Otto auch von einem Onkel, der von Basel zu Al-



torfers an den Zürichsee zu Besuch gekommen war, und der sich für das Faltboot der beiden Buben interessierte. Dieser Onkel, von Beruf Lokomotivführer, war ein grosser, massiger Mann, der bei dem damals herrschenden schönen Wetter unbedingt mit Werner eine Paddelbootfahrt erleben wollte. Kurz, die beiden stiegen ein und ruderten über den See, Richtung Horgen. Als sie wieder zurückkehrten, schlotterte der Onkel in tropfnassen Kleidern. Was war geschehen? Werner hatte es in sträflicher Weise versäumt, vor der Fahrt dem unerfahrenen Onkel sorgfältig beizubringen, wie man aus einem Paddelboot aussteigt, ohne ins Wasser zu fallen (Strafgesetzbuch: § ....). Otto zitierte wieder einige Paragraphen aus seinen Gesetzbüchern! Der arme Onkel war wegen Werners Verschulden in den See gefallen!

An dieser Stelle unterbrach Werner seinen Bruder. Ihm war ein anderes Erlebnis mit dem Onkel in der Sinn gekommen, das er unbedingt erzählen musste. Onkel Lokomotivführer hatte eine etwas unregelmässige Arbeitszeit. Es konnte vorkommen, dass er plötzlich zum Dienst bei der Bahn einrücken musste, wenn man bei ihm zu Besuch weilte. Eines Sonntags, nach dem Mittagessen, hatte sich der müde Onkel gemütlich aufs Sofa gelegt und war bald in tiefen Schlaf gesunken, während die versammelte Verwandtschaft, um den Stubentisch beim Kaffee sitzend gemütlich plauderte. Eine kleine Nichte, Emmeli, die eine Vorliebe für hübsche Schleifen und Mäschen hatte, pirschte sich sachte an den friedlich Schnarchenden heran und band, von ihm unbemerkt, sorgfältig einige farbenprächtige Maschen in dessen Locken. Plötzlich fuhr der Onkel aus seinem Schläfchen auf und stülpte seine Lokomotivführer-Dächlikappe aufs Haupt. Mit einem Blick auf seine Armbanduhr stellte er fest, dass er sich schon etwas verspätet hatte und eilte zum Dienst. Schon unterwegs zum Bahnhof fiel ihm auf, dass alle Leute nett und freundlich lächelnd zurückgrüssten, wenn er vor ihnen die Kappe zog. Im Bahnhof erwartete er ein Donnerwetter oder mindestens einen Rüffel seines Vorgesetzten, als er schliesslich im Laufschrift eintraf. Gross war daher seine Verwunderung, als der Vorstand nur verständnisvoll lächelte. Nun, es reichte gerade noch, und der Zug konnte ohne Verspätung abfahren. Der Heizer hatte rechtzeitig den Dampfkessel angeheizt. Als dann während der Fahrt ein ruhigerer Augenblick gekommen war, zog der schmunzelnde Mitarbeiter ein Spiegelchen hervor und hielt es dem ahnungslosen Onkel hin. Die auffällige Dekoration seiner Locken erklärte dem Lokomotivführer alles, was er vorher nicht verstanden hatte!

So folgte Produktion auf Produktion bis zwei Uhr mittags. Eigentlich hätte das "WA-MA" - Fest nur bis zwölf Uhr dauern sollen. Doch



die Wirtin und das Personal wünschten von sich aus, wir sollten ruhig "weitermachen", die neuen Gäste seien erst auf halb drei Uhr angemeldet.

Nach der Verabschiedung der Gäste trafen sich die Verwandten in Martha und Werners Einfamilienhaus auf dem Neu-Bühl in Kempton-Wetzikon, wo bis abends (18 Uhr) geplaudert und musiziert wurde. Ich hatte die Violine und leicht spielbare Duos mitgebracht. Zuerst mussten sich Gublers verabschieden, Altorfers Tochter Regula, Schwiegersohn Erich und die Eltern <sup>des</sup> Schwiegersohns, die alle in Belp bei Bern wohnen und mit der Bahn zum Fest gekommen waren. Amerika-"Bixli" und Swissair-Steward Cornelius hatten viel zu erzählen, "Bixli" von ihren Krankheiten und von ihrer Familie, Cornelius von seinen Ferien im fernen Osten.

Als es schon dunkelte, fuhren wir auf der Oberland-Autobahn und durch den neuen Gubrist-Tunnel der Zürcher Nord-West-Umfahrung heimzu.



Das W A - M A - Fest, 1.3.1986.

Die 70 überschritten haben Martha und Werner Altorfer, meine Schwester und mein Schwager in Wetzikon. Da beide noch frisch und munter sind, luden sie einige Freunde und Verwandte, total ~~rund~~<sup>37</sup> 50 Personen, zu einem festlichen Brunch ins Café Baur nach Wetzikon ein, und zwar auf den 1.3. 1986, einen Samstag! Werners Geburtstag ist der 29. Februar! Die vielen Gäste trafen zwischen 08.45 und 09.00 Uhr im hübschen Säli an der Bahnhofstr. 63 in Wetzikon ein.

Die grösste Ueberraschung war für Werner und für uns alle die Anwesenheit Brigitte Schlatters. Martha hatte ihrer Tochter ganz geheim das Flugbillett von Ludington, Mich., über Chicago nach Zürich bezahlt! Brigitte, genannt "Bixli", die schwer krank gewesen war, sieht wieder blühend gesund aus. Bei längerer Bestrahlung hatte sie alle Haare auf ihrem Kopf verloren, doch die waren wieder nachgewachsen und noch viel schöner als vorher! Die beiden Krankheiten, ein Krebsleiden und eine Bandscheibengeschichte, scheinen a usgezeichnet überwunden zu sein, so dass die junge und fröhliche Mutter, geb. 9.3.1945, ihrem Mann und ihren beiden Buben erhalten bleibt!

Werner, der Jubilar, begrüßte jeden einzelnen Gast in Versform, so dass jeder von jedem von Anfang an wusste, wer er war: Schulkamerad, Wanderfreund, Kollege, Musiker aus Orchester oder Chor, Mitarbeiter in der Chronikstube, Verwandter oder Mitglied des Freundeskreises, etc... Wir kannten vor diesem Fest ausser den Verwandten nur wenige der nun anwesenden Leute. Da war z. B. Dr. Flad, der mit mir in Schottland bei Englischstudien gewesen war. Da trafen wir Frau und Herrn Klaus. Sie ist die Tochter eines ehemaligen Schulpflegers in Dietikon, namens Köng, und leitete mit uns ein Schullager. Auch Karl Hirzel tauchte auf, ein aus Meilen stammender Sekundarlehrer, der mit meiner Schwester und mit meinem Schwager die gleichen Sekundarschulklassen besucht hatte.

Werners poetische Begrüssung dauerte geraume Zeit. Dann wurde unter der Leitung der anwesenden Musiker fröhlich gesungen, so z. B.: "Wir begrüßen in diesem Saal: Altorfers allzumal, ... mit Vorsänger und Gesamtchor. Theo Schmid hätte seine helle Freude daran gehabt! Und dann nach der Melodie "Jubilate - Amen!" "Zum Geburtstag gratuliert! Werner und Marti jubilieren! - Sibezi sind beidi worde, fühled sich glückli a dem Zmorge. - Me cha mängs vo ine leere: Chronikstube, s'Dorf verehere. - Singe, gige, bastle, laufe; Schnägge jage, Buecher chaufe. - D'Fründschaft pfläge, Buecher mache. Kompost streue, Turte bache. - Vil,



vil Dank Eu für die Gabe. So chame s'Alter fröhli wage!" Den Zuhörern waren die Anspielungen natürlich klar. Werner betreut die Wetziker Chronikstube, die er in vorbildlicher Weise aufgebaut hat. Er hat auch die Schweiz von Genf bis zum Bodensee und von Chiasso bis Basel mehr oder weniger lückenlos durchwandert (=Jaufe"). Martha hat vor langer Zeit einmal erzählt, wie viele tausend Schnecken sie in einem einzigen Jahr in ihrem Garten vertilgen musste, auch ist sie offizielle Kompostberaterin im Zürcher Oberland!

Später, nachdem sich alle am reichen Büffett bedient hatten, wurden noch weitere Lieder gesungen, die meist eigens für die beiden Geburtstagskinder zu bekannten Melodien "fabriziert" worden waren.

Vom Saal in die "Küche", ins Office, und von dort durch den Gang wieder zurück in den Saal wurde auch getanzt ("Biserka", Serbien, und "Einst im Felde", Israel). Der zur Verfügung stehende Platz war leider sehr beschränkt, so dass nur die aller einfachsten Tänze getanzt werden konnten.

Sehr viele Gäste brachten ihre selbst erarbeiteten Werke vor. Werners Bruder Otto z.B. rückte mit dem Zivil- und dem Strafgesetzbuch auf und erhob eine witzige Anklage gegen Werner, der seinen Bruder Otto in einem Heimatbuch erwähnte, ohne vorher dessen Einwilligung erhalten zu haben, was nach Paragraph XY, Abschnitt z,2, strafbar ist! Das war natürlich ein Vorwand, um auf Werners Publikationen hinzuweisen. Unter anderem erwähnte Otto auch einen Onkel, der von Basel zu Altorfers an den Zürichsee zu Besuch gekommen war, und der sich für das Faltboot der beiden Buben interessierte. Dieser Onkel, von Beruf Lokomotivführer, war ein grosser, schwerer Mann, der bei schönstem Wetter mit Werner über den See paddelte und dann doch mit tropfnassen Kleidern von der Seefahrt zurückkehrte. Was war geschehen? Werner hatte es in sträflicher Weise versäumt, dem unerfahrenen Onkel rechtzeitig beizubringen, wie man aus einem Paddelboot aussteigt. Otto zitierte wieder mehrere Paragraphen aus den Gesetzbüchern! Der Onkel war nur wegen Werners Verschulden in den See gefallen!

An dieser Stelle unterbrach Werner seinen Bruder. Ihm war eine andere Episode in den Sinn gekommen, die er unbedingt erzählen musste. Onkel Lokomotivführer hatte eine etwas unregelmässige Arbeitszeit. Es konnte z.B. vorkommen, dass er plötzlich zum Dienst einrücken musste, mitten im Sonntagnachmittag, wenn man bei ihm und seiner Familie zu Besuch weilte. - Einmal, nach dem Mittagessen, war ~~der~~ <sup>Ernst</sup> Onkel müde und legte sich aufs Sofa, wo er sogleich in tiefen Schlaf versank. Seine kleine <sup>Tochter Friedi</sup> ~~Nichte~~, Emmeli, die eine Vorliebe für hübsche Schleifen und Mäschen hatte, pirschte sich sachte an den friedlich Schnarchenden



heran und band ihm unmerklich einige farbenprächtige Maschen ins lockige Haar, während die übrigen Familienglieder am Tische sitzend plauderten. Plötzlich fuhr der Onkel aus seinem Schläfchen auf und stülpte seine Lokomotivführer - Dächlikappe aufs Haupt! Mit einem Blick auf die Uhr stellte er fest, dass er sich verspätet hatte und eilte zum Dienst.

Schon unterwegs zum Bahnhof fiel ihm auf, dass alle Leute nett und freundlich lächelnd zurückgrüssten, wenn er vor ihnen die Kappe zog! Im Bahnhof erwartete er einen Rüffel seines Vorgesetzten, als er einige Minuten zu spät im Laufschrift eintraf. Gross war daher seine Verwunderung, als der Vorstand nur verständnisvoll lächelte. Nun, es reichte gerade noch, und der Zug konnte ohne Verspätung abfahren. Der Heizer hatte rechtzeitig den Dampfkessel angeheizt. Als dann während der Fahrt ein ruhiger Augenblick gekommen war, zog der schmunzelnde Mitarbeiter auf der Lokomotive ein kleines Spiegelchen hervor und hielt es dem ahnungslosen Onkel vors Gesicht. Die unbekannte Dekoration seiner Locken erklärte ihm alles, was er vorher nicht verstanden hatte!

So folgte "Produktion" auf "Produktion" bis halb zwei Uhr mittags. Eigentlich hätte das "WA - MA" - Fest nur bis zwölf Uhr dauern sollen. Doch die Wirtin und das Personal wünschten von sich aus, wir sollten ruhig "weitermachen", die neuen Gäste seien erst auf halb drei Uhr angemeldet.

Nach der Verabschiedung der Gäste trafen sich die Verwandten in Martha und Werners Einfamilienhaus auf dem Neu-Bühl in Kempton-Wetzikon, wo bis abends 18 Uhr geplaudert und musiziert wurde. Ich hatte die Violine und leicht spielbare Mazas-Duos mitgebracht. Zuerst mussten sich Gublers verabschieden, Tochter, Schwiegersohn und Eltern des Schwiegersohns von Martha und Werner, die alle in Belp bei Bern wohnen, und mit der Bahn zum Fest gekommen waren. Amerika-"Bixli" und Swissair-Steward Cornelius hatten viel zu erzählen, "Bixli" von ihren Krankheiten und von ihrer Familie, Cornelius von seinen Ferien in Australien und Neuseeland.

Als es schon dunkelte, fuhren wir auf der Oberland - Autobahn und durch den neuen Gubrist - Tunnel der Zürcher Nord-West-Umfahrung heimzu.



## Die Schleimhaut-Transplantation

Auf den 21. 4. 1986 war ich zur alljährlichen Kontrolle und Zahnreinigung aufgeboten. Katja De Martin, ehemals meine Schülerin, nahm sich meiner an und entdeckte auch eine Plombe, die erneuert werden sollte. Dies geschah am 6. 5. 1986. Es war mit Injektion eine kleine, schmerzlose Angelegenheit. Die Einspritzung erzeugte zwar fünf Tage lang ganz unerwartete Komplikationen mit leichtem Schmerz und leichter Geschwulst. Der junge, sympathische Zahnarzt, Stellvertreter von Dr. Aeppli, meinte, dies könne gelegentlich vorkommen und sei nicht weiter schlimm, hingegen sei nun noch eine Schleimhaut-Transplantation angezeigt.

Ich schaute den weissgekleideten Gott ungläubig-fragend an, denn ich hatte ja keinerlei Beschwerden und konnte mir auch nichts Bestimmtes unter der noch nie gehörten Bezeichnung vorstellen. Da holte der Zahnarzt seinen grossen, runden Spiegel hervor und richtete die Super-Beleuchtung auf meinen Mund. Er zeigte mir vorn bei meinen Schneidezähnen das harte, straffe Zahnfleisch und rechts seitlich das etwas weich gewordene neben den Backenzähnen und sagte: "Dieser Zustand kann gelegentlich zu Entzündungen führen. Er wird aber wesentlich gebessert, wenn wir aus dem Rachen einen Streifen von einigen Quadratzentimetern Schleimhaut herausoperieren und seitlich an den Backenzähnen straff ansetzen. Das ist eine kleine Operation. Wir setzen dafür eine weitere Konsultation von nur 30 Minuten fest." Als ich etwas stutzig wurde und fragte, ob diese Operation wirklich nötig sei, ich fühle mich doch völlig gesund, da meinte er: "Bei Ihrem Auto befassen Sie sich bestimmt rechtzeitig mit Rostschutzmassnahmen und nicht erst dann, wenn der ganze Wagen verrostet ist!"

Mit Kaja De Martin wurde die Transplantation auf Dienstag, 13. 5. 1986, 13 Uhr, festgesetzt. Sieben Tage lang beschäftigte mich die unbekannte, drohend bevorstehende Operation, und als ich schliesslich im Behandlungsstuhl sass und lag, fragte ich nochmals, wie denn vorgegangen werde und was die Aktion "bringe". Da holte der junge Zahnarzt ein grosses Buch mit prächtigen Bildern von Zähnen vor und nach der Operation. Man erkannte deutlich den erfreulich gesunden, straffen Zustand des Zahnfleisches nach gelungenem Eingriff.

Zuerst bekam ich etwa fünf Einspritzungen ins äussere, rechte Zahnfleisch, dann ebensoviele in die rechte Gaumenhälfte. Schmerzlos ging



die Operation vor sich! Neben den Zähnen wurde aufgeschnitten, um das Implantationsbett vorzubereiten, was offensichtlich eine recht blutige Angelegenheit war. Dann wurde aus dem empfindungslosen Gaumen das benötigte Schleimhautstück herausgeschnitten, vorsichtig, da die Knochenhaut nicht verletzt werden durfte. Jede Haut besteht ja aus verschiedenen Schichten, und es musste geschickt in der genau richtigen Tiefe dazwischen durchgeschnitten werden. Um das viele Blut zu entfernen und die richtigen Instrumente herbeizuschaffen, wurden beständig zwei Assistentinnen in Trab gehalten.

Mit einem nassen, kühlen Stoffstücklein wurde das Implantat an der richtigen Stelle angedrückt, wo es auf der Stelle, d.h. innerhalb von zwei Stunden, anwachsen musste. "Nun, Herr Klenk, bewegen Sie Mund und Lippen so lange nicht! Sie werden auch Schmerzen bekommen! Ich gebe Ihnen hier Schmerztabletten ("Ponstan"). Nehmen Sie aber nicht mehr als sechs Stück im Tag! Passen Sie gut auf beim Essen. Die Salatsauce brennt stark auf den operierten Stellen! Auch wird im Rachen eine Art weicher "Kruste" entstehen, wie bei andern Hautverletzungen. Wenn die Wunden ganz weiss, wie mit Schimmel bedeckt, aussehen, dann ist dies ganz normal. Kommen Sie in zehn Tagen zur Nachkontrolle! Die Assistentin wird mit Ihnen einen Termin für 15 Minuten vereinbaren."

Zu Hause durfte ich trotz vieler an mich gerichteter Fragen nicht sprechen. Die noch ganz betäubte Mundpartie musste ja zwei Stunden lang ruhig gehalten werden. Schriftlich und mit Nicken und Kopfschütteln mussten wir uns verständigen. Ich legte mich für drei Stunden ins Bett und las Theodor Fontanes Roman "Frau Jenny Treibel", "Wo sich das Herz zum Herzen find't" zu Ende, denn schlafen konnte ich nicht.

Als ich am Abend wieder aufstand, spürte ich die Schmerzen, verzichtete aber auf die Schmerztabletten. Essen konnte ich nichts, da jede Berührung, kalt, lau oder warm, die Schmerzen gewaltig verstärkte. Ich versuchte, ein wenig Haferschleimsuppe in aller kleinsten Mengen und äusserst vorsichtig und langsam auf der linken noch gesunden Seite des Mundes einzusaugen. Um eine Tasse zu leeren benötigte ich eine gute Viertelstunde.

Im Keller des Gewerbeschulhauses hatte ich beim Studium der Chronik fürs Musikschul-Neujahrsblatt von 18 bis 20 Uhr meine Ruhe und



Ablenkung. Unglücklicherweise erschien abends 20 Uhr 15 noch der junge Herr Pfarrer Rotfahl, der mir Photographien fürs geplante Neujahrsblatt brachte. Wir unterhielten uns trotz meines Zustands recht gut und stellten plötzlich verwundert fest, dass es ja schon halb elf Uhr nachts geworden war!

Der Mittwoch, 14. 5. 1986, der Tag nach der Operation, wurde mit Schmerzen, mit ein wenig ausschliesslich flüssiger Nahrung, aber ohne Tabletten auch überstanden. Um 17 Uhr kam Natalie Januschke, eine Gymnasiastin, zu mir, um sich ihre Französischaufgaben erklären zu lassen. Anschliessend tauchte noch Herr Peter Bühlmann, der Präsident der Jugendmusikschule Dietikon, mit Photos und mit vier dicken Ordnern voller Dokumente und Protokolle auf. Schliesslich, um 18.45, Uhr fuhr ich mit zwei Bekannten zum Schwimmen und Turnen. Dann waren die beiden schlimmsten Tage überstanden.

Am Donnerstag, 15. 5. 1986, hatten die Schmerzen etwas nachgelassen. Mit der nötigen Sorgfalt konnte ich Kartoffel"stock" und "G'hakets" essen. Beim Blick in den Spiegel musste ich aber feststellen, dass meine rechte Wange geschwollen war.

Dieser ungemütliche Zustand zog sich noch mehrere Tage dahin, d.h. bis nach Pfingsten. Mit Schmerzen am Rachen und am Zahnfleisch erledigte ich verschiedene Gartenarbeiten: Kompost mischen, Rasen mähen und düngen, Koniferen mit Orthene und den Kirschbaum nach dem Verblühen spritzen. Ich studierte die Aktenberge der Musikschule, organisierte den Talerverkauf 1986 für den Bezirk Zürich-Land und besuchte mit Maria am Freitagnachmittag im Kirchgemeindehaus Dietikon den Vortrag Herrn Pfr. Studers über das Vertrauen, in dem er darlegte, wie aus der Wurzel "Gottvertrauen" der Stamm "Selbstvertrauen" hervorwächst, und wie sich dann die Aeste und Zweige des "Vertrauens zu den Mitmenschen" entfalten. All dies schilderte Pfr. Studer mit vielen witzigen Beispielen. Er befasste sich auch mit missbrauchtem Vertrauen. Da ich in meinem Zustand nicht konzentriert arbeiten konnte, wohnte ich abends in der Lavaterstube des Kirchgemeindehauses St. Peter, ~~St. Peter~~hofstatt Nr. 6, Zürich, der Generalversammlung der "Gruppe Züri" des Mundart-Sprachvereins bei. Ich traf dort Frau und Herrn Dr. Trüb, den Bundesobmann der schweizerischen Organisation, Sekundarlehrer Wilfried Oberholzer, mit dem ich vor Jahren einen Kurs in Edinburg besuchte, die Tochter Herrn Pfr. Wespis, Illnau,



eine Bekannte Marias, den Schriftsteller Fritz Brunner, Herrn Bader, der jeweils die Wädenswiler Volkstheaterstücke in gute Mundart überträgt, und andere. Dr. Emil Weber hatte sich für ein Jahr beurlauben lassen, um in den Archiven Leben und Sprache der Zürcher des Mittelalters zu studieren: Bezeichnungen für Verwandte, Vorgesetzte, Untergebene, Art und Benennung von Strafen, das Verschwinden des Imperfekts aus der Mundart im 13. Jahrhundert, Vor- und Familiennamen (Fritz - Fritschi, Bärtschi, Bürgi aus Burkhart, Jäggi aus Jakob, Elsi, Metzi, Richi, Geri aus Gerhilde), Berufsbezeichnungen, Binder z. B. bedeutet Schreiner,...

Die Orchesterproben mit den Chören fanden am Donnerstagabend und am darauffolgenden Samstagnachmittag in Bergdietikon statt. Am Pfingstsonntag folgte dann der länger als zwei Stunden dauernde Festgottesdienst mit einer Stunde Vorprobe und Einspielen, daran anschliessend das Festessen in der Turnhalle des Schulhauses neben der Kirche. Die vielen Reden waren aufschlussreich und meist witzig, während für mich das Essen eine langandauernde Qual war!

Den Pfingstmontag verbrachten wir in Meilen, wo unser Ueli seinen vierzigsten Geburtstag feierte.

Am Dienstag unterrichtete ich die Skandinavier, am Mittwoch die eifrigen Schüler der Volkshochschule Dietikon, und am Donnerstag spielte ich bei der Hauptprobe zum bevorstehenden Pfarreinsatz. Im Lauf der Tage milderte sich der Schmerz, und die operierten Stellen wurden weniger schmerzempfindlich. Am Freitag, 23. Mai 1986, zehn Tage nach dem Eingriff, stellte der junge Zahnarzt fest, dass alle Wunden planmässig verheilt waren. Er empfahl mir, die noch etwas unebenen Stellen am seitlichen Zahnfleisch sorgfältig zu massieren. Die unberührte Packung Schmerztabletten gab ich zurück.

*Wenig später erfuhr ich, dass der junge Zahnarzt mit einem kleinen Flugzeug (Mittelmeer? Griechenland?) abstürzte und nicht überlebte.*



Telephonisch wurde mir von Heinrich Vontobel mitgeteilt, am Montag, 3. 11. 1986, beim Morgenessen sei Emmi Biedermann 85-jährig im Privataltersheim "Alma", Männedorf, gestorben. Der Tod kam als Erlöser. Schmerzende Wunden bedeckten Emmis Rücken. Sie konnte sich mit niemandem mehr verständigen und war oft sehr unzufrieden. In einem Anfall von Ungeduld warf sie alles zu Boden, was auf ihrem Nachttisch stand. Hedi und Heinrich Vontobel besuchten sie oft, wenn sie bei Lilly Jenny im gleichen Altersheim waren, ja sie unternahmen an einem sonnigen Herbsttag einen Ausflug mit ihr nach Rapperswil. Im Rollstuhl brachten sie die Aerme- ste aufs Schiff, doch die gutgemeinte Reise wurde für sie und für die Begleiter zur Tortur. Es ist ungewiss, ob Emmi überhaupt wahrnahm, was mit ihr geschah. Unbeteiligte Reisende **entsetzten** sich über das stark entstellte Gesicht.

Emmi war eine Cousine von Heinrich Vontobel-Linder, dem jetzigen Seniorchef der Firma in Feldmeilen. Heinrichs Vater hiess ebenfalls Heinrich und war mit Karoline Biedermann verheiratet; deren Bruder David hatte drei Söhne, Hans, Werner und Ernst und eine Tochter Emmi. Der Vater David und später der Sohn Werner arbeiteten in der Firma Vontobel. David kam bei Reinigungsarbeiten in einer Druckmaschine ums Leben. Hans war Kaufmann. Er starb 1985. Ernst war Lehrer an der Kantonsschule in Zürich.

Die Beerdigung Emmis war auf Freitag, 7. November 1986, um halb zehn Uhr festgesetzt, und zwar bei den Urnengräbern im Friedhof Nordheim Zürich. Nach fünfundzwanzig Minuten Fahrt von Dietikon über den Weininger "Hogger", durch Regensdorf und Affoltern fand ich den Friedhof im schönsten Herbstschmuck. Die riesige Anlage war erfüllt von grosser Feierlichkeit und Ruhe. Nur hie und da zwischerte ein Grünfink oder eine Amsel, und fernes, gedämpftes Geräusch von Fahrzeugen erinnerte daran, dass man sich ganz in der Nähe einer geschäftigen Strasse befand. Endlich erkannte ich in der Ferne einen Mann, der einsam einen Grabstein zu seinem Auto rollte. Auf ihn steuerte ich zu und fragte ihn, wo denn die Urnengräber seien. Dank seiner guten Erklärung gelangte ich zwanzig Minuten vor der vereinbarten Zeit zur gesuchten Stelle, wo drei Löcher frisch ausgegraben waren, dreissig auf dreissig Zentimeter und einen halben Meter tief. Vor dem Loch in der Mitte stand auch schon einsam die Urne, aber weit und breit war kein



Mensch zu sehen. Ich setzte mich auf eine Bank in der Nähe und wartete. Schliesslich erschienen an der Bestattungsstelle vier mir unbekannte Personen, offenbar der Pfarrer und der Friedhofverwalter, sowie zwei ältere Damen, die ich noch weniger kannte. Als es bereits halb zehn Uhr gewesen war, sah ich endlich Heinrich Vontobel vom Krematorium her durch das riesige Heer der Grabsteine herbeieilen. Er war sichtlich erfreut über meine Anwesenheit. Wir baten den Herrn Pfarrer, mit der Bestattung noch einen Augenblick zuzuwarten, die übrigen Trauergäste, die sich irrtümlicherweise beim Krematorium versammelt hatten, seien im Anmarsch. Bald erschienen Hedi Vontobel-Linder mit Tochter Margrit Zaugg-Vontobel und die Leiterin des Altersheims, Frau Von Waldburg mit einer jungen Pflegerin, welche die Schale mit den blühenden Erikastöckchen trug. Gleichzeitig tauchte auch Emmis Bruder, Dr. Ernst Biedermann im Taxi auf. Er war begleitet von seinen beiden Töchtern Annemarie (geb. 1936) und Yvette (geb. 1940) und von seinem Sohn Jörg (geb. 1943).

Schliesslich waren 16 Personen beisammen, engste Verwandte und einige ehemalige Arbeitskolleginnen der Verstorbenen. Der Pfarrer stellte die Urne in die Vertiefung, eine Nichte fügte ein Gerberasträusschen bei, und der Geistliche wies darauf hin, dass schon vor unserer Zeit das Leben seit Millionen von Jahren von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben werde, und dass es auch nach unserem kurzen Erdendasein voraussichtlich Millionen von Jahren irgendwie weitergehen werde. Er dankte Gott für das Geschenk, dass wir eine Zeitlang dabei und füreinander da sein dürfen.

Von Emmi Biedermanns Leben erwähnte er, sie sei in Zürich an der St.Moritzstrasse aufgewachsen und habe ihr Leben lang dort gewohnt. Nach dem Besuch der Sekundarschule erlernte sie den kaufmännischen Beruf und arbeitete die längste Zeit in der Verwaltung des Zürcher Kunsthuses. Ihre letzten Jahre verbrachte sie in grosser Gebrechlichkeit im Altersheim Männedorf. Nach kurzen zehn Minuten schloss der Geistliche die Zeremonie mit einem eindrücklichen Gebet von Jörg Zingg und lud alle Trauergäste im Auftrag Ernst Biedermanns in ein bestimmtes Gasthaus der Gegend ein. Ich ging nicht mit; ich verabschiedete mich.



In unserer Kinder- und Jugendzeit zwischen 1918 und 1930 verbrachten wir regelmässig frohe Stunden mit den Familien Vontobel, Jenny und Biedermann, und Emmi war oft auch dabei. Als ich mich in der Oberrealschule auf die Matura vorbereitete, war Ernst Biedermann bereits ein schneidiger, junger Turnlehrer an der Kantonsschule. Heute ist er ein zittriger Greis mit schneeweissem Haar. Er nahm damals an Studenten und Lehrlingen vergleichende Körpermessungen vor und arbeitete an seiner Doktorarbeit. Viele "freie" Nachmittage verbrachte ich an der St. Moritzstrasse damit, aus Ernsts Zahlenreihen anschauliche Kurven über die verschiedene körperliche Entwicklung der Studenten und der Lehrlinge herzustellen und ins Reine zu zeichnen. Da ging es um Brust- und Bizepsumfang, um Weit- und Hochsprung, um Kugelstossen und Klettern. Später traf ich Ernst als hohen Offizier beim Klettern und Skifahren im Gotthard- und Furkagebiet. Ernst, verheiratet mit Ines Von Holtzen, verhielt sich stets sehr reserviert. Seine Frau habe ich nur selten, seine Wohnung in Zollikon nie gesehen.

Bei Todesfällen spendet man nach altem Brauch Blumen als Zeichen der Anteilnahme. Im Falle Emmi Biedermann mit dem kleinen Urnengrab hatte dies keinen besondern Sinn, und eine unterstützende Organisation war nie genannt worden. Es hatte übrigens auch keine Todesanzeigen gegeben. Ich fragte Hedi Vontobel-Linder, ob man da vielleicht dem Altersheim in Männedorf einen Geldbetrag spenden sollte. Sie aber meinte, dies sei nicht angebracht. Das Heim gehöre der Gemeinde, und sowohl Emmi Biedermann als auch Lilly Jenny bezahlten für ihren Aufenthalt in der Villa am Seeufer den ansehnlichen Betrag von Fr. 3 900.- monatlich. In diesem Betrag seien auch die Kosten für das Sterben samt den Blumen inbegriffen. Als Heinrichs Schwester Gret Vontobel am 31.1.1985 starb, habe der Seniorchef die Aussätzigenhilfe unterstützt. Diesmal schlage er eine inländische Organisation, die der Taubblinden, vor. Es ist tatsächlich ein schöner Brauch, seine Anteilnahme irgendwelchen Benachteiligten zugutekommen zu lassen. Da beschloss ich, Dr. Zäch Fr. 50.- für seine Paraplegiker zu senden.

Beim Auseinandergehen wandte sich die geschäftstüchtige Frau Von Wartburg an den Pfarrer und erklärte ihm, sie verfüge nun über drei freie Plätze in der Villa "Alma" und wäre froh, wenn er ihr bei der Neubesetzung helfen könnte.



# Die Gäste der Baronin Fanny von Sulzer-Wart auf der Halbinsel Au

Von Kurt Bächtold

1122 2. 8. 86

Der schlossartige Herrschaftssitz auf der Halbinsel Au am Zürichsee sah nicht nur jenen kauzigen Sonderling, den General Johann Rudolf Werdmüller, dem Conrad Ferdinand Meyer in seiner Novelle «Der Schuss von der Kanzel» ein literarisches Denkmal gesetzt hat. Während fast eines halben Jahrhunderts wohnte auf der reizvollen Au eine ebenso ungewöhnliche Frau, die Baronin Fanny von Sulzer-Wart. Sie war die Witwe des 1874 verstorbenen Grossindustriellen Heinrich Moser, der es dank seiner unerschöpflichen Willenskraft und einem genialen Sinn für das Technische vom einfachen Uhrmachergesellen zum Beherrscher des Uhrenhandels im Zarenreich und zum Besitzer eines immensen Vermögens gebracht hatte. In die Schweiz zurückgekehrt, trug er durch den kühnen Bau des ersten Kraftwerks am Rhein entscheidend zum Wiederaufschwung und zur Industrialisierung seiner darniederliegenden Vaterstadt Schaffhausen bei. Auf einer Felskuppe über dem Rhein baute er als Wohnsitz ein Schloss, das er zu Ehren seiner geliebten Gemahlin Charlottenfels nannte, heute Sitz der landwirtschaftlichen Schule des Kantons Schaffhausen.

Im Herbst 1850 wurde Charlotte Mayu, eine Holländerin, Opfer eines Kutschenunfalls. Zwanzig Jahre später entschloss sich der rastlose Industriepionier zu einer zweiten Ehe mit der um 43 Jahre jüngeren Fanny von Sulzer-Wart aus Winterthur, eine Heirat, die in der Gesellschaft Staub aufwirbelte. Der Grossvater des kaum 22jährigen Mädchens, Johann Heinrich Sulzer-Wart, war 1815 vom bayrischen König Maximilian Joseph wegen seiner Verdienste um den Salzhandel mit der Eidgenossenschaft geadelt worden und hatte die Schlossdomäne Andelfingen erworben. Die Enkelin machte vom Recht, sich Baronin oder Freiherrin nennen zu dürfen, mit ausgeprägtem Familienstolz Gebrauch.

Aus der kurzen Ehe mit dem an der Schwelle des Greisenalters stehenden Industriemagnaten gingen zwei Töchter hervor. Die ältere wurde unter dem Namen Fanny Hoppe eine bekannte Schriftstellerin und hat durch ihre Werke über Parapsychologie internationalen Ruf erlangt. Nicht zuletzt aus Protest gegen den Lebensstil, die Herrschsucht und den «kalten Luxus» der eigenen Mutter wurde die jüngere, Mentona, zur Kommunistin, finanzierte mit dem ererbten

Vermögen ein Kinderheim in der Sowjetunion und zahlreiche Aktivitäten der Kommunistischen Partei Deutschlands. Sie erhielt im Frühling 1971 in Ostberlin ein Staatsbegräbnis. Von ihr ist unlängst eine Autobiographie in einem ostdeutschen und in einem schweizerischen Verlag erschienen.

\*

Als Heinrich Moser im Jahr 1874 starb, hinterliess er der jungen Witwe das Schloss Charlottenfels und ein Vermögen, das sie zu einer der reichsten Frauen der Schweiz machte. In Schaffhausen ging hartnäckig das Gerücht um, der alte Mann sei von den Nachkommen vergiftet worden. Die Leiche musste exhumiert werden, doch ergab die Autopsie durch zwei Ärzte die völlige Haltlosigkeit des Verdachts. Nach solchen Wirrnissen und Peinlichkeiten wollte Fanny Moser nicht länger auf dem ererbten Herrschaftssitz bleiben. Sie unternahm weite Reisen und erwarb das Schloss Au, wo sie sich von den Strapazen ihrer Vernunftehe und der in Schaffhausen erlittenen Unbill erholte. Sie nannte sich Baronin von Sulzer-Wart und machte den herrlichen Wohnsitz am Zürichsee zu einem gesellschaftlichen Mittelpunkt, wo Aristokraten, aber auch Dichter, Philosophen, Wissenschaftler und Industrielle verkehrten.

Die von starken Emotionen und Stimmungsschwankungen heimgesuchte Gastgeberin sah sich, von zahlreichen Bedienten umgeben, gern im Zentrum einer fast devoten Verehrung, denn auch internationale Berühmtheiten konnten nicht übersehen, dass sie bei allen ihren Launen und Gefühlsaufwallungen eine gescheite, hochgebildete und phantasievolle Frau war, mit einem ausgeprägten Sinn für das Mystische, Magische, Okkulte. In ihrem Salon lag ein Gästebuch mit kostbarem Ledereinband, glänzenden Messingschliessen und Adelsemblemen. Der Besucher hatte seinen Namen einzutragen, wenn möglich mit einem geistreichen Spruch oder einer Zeichnung, und der Gastgeberin die Reverenz zu erweisen. Wie es heute noch geschieht, brachte dieses Gästebuch manchen in Verlegenheit. So seufzte einer: «Mein Herz ist voll, ist bin ganz toll und weiss nicht, was ich schreiben soll!»

\*

Auf unbekanntem Weg ist das Gästebuch in die Stadtbibliothek Schaffhausen gelangt, ein



aufschlussreicher Zeuge für den Charakter einer merkwürdigen Frau, aber auch ein getreuer Spiegel der sozialen Verhältnisse, in denen sie lebte. Wer gehörte zu den Gästen der Baronin auf der Halbinsel Au? Aus dem wilhelminischen Kaiserreich erschienen Aristokraten mit ihren Damen in stattlicher Zahl im Zürcher Herrschaftssitz – Rothschild, Stein, Bodenstedt, Crailsheim, hohe Offiziere wie Generalleutnant von Usedom, Kommandant des Berliner Zeughauses. Aus der Schweiz verkehrten bei der Baronin die Salis aus Jenins und Maienfeld, die Escher aus Zürich, die Wille vom Mariafeld bei Meilen, die spätere Generalsfamilie, Schaffhausens alte Junkergeschlechter waren etwa durch die Waldkirch, Stockar von Neuforn und van Vloten, Nachkommen holländischer Patrizier, vertreten. Auf Schloss Au gab es Teekonzerte und Tanzsoireen, Bootsfahrten im Sommer, Schlittenausflüge im Winter, auch Schlittschuhpartien mit Muffen und bis zum Boden reichenden Röcken, wenn es eine «Seegfrörni» gab wie zu Beginn des Jahres 1891.

Ausser dem Adel finden wir in dem gastlichen Haus erfolgreiche Vertreter des Bildungsbürgertums, wie es sich im 19. Jahrhundert herangebildet hatte, Professoren der Zürcher Hochschulen wie Eugen Bleuler, Ordinarius für Psychiatrie, August Forel, Direktor des Burghölzli, den Geologen Albert Heim, Professor Hermann Müller-Thurgau, den Pflanzenphysiologen, dem wir die Riesling-Weine verdanken, aus Stockholm den weitbekannten Hypnotiseur und Arzt Otto Wetterstrand, den zu konsultieren August Forel der Schlossherrin empfohlen hatte. Eines Tages sah man unter den Gästen einen jungen, schüchternen Mann mit grossen, dunklen Forscheraugen, Sigmund Freud aus Wien, der im Leben seiner Gastgeberin noch eine bedeutende Rolle spielen sollte. Auch namhafte Schriftsteller jener Jahre stellten sich ein, Conrad Ferdinand Meyer, Meinrad Lienert und Emil Ludwig, der durch seine psychologisierenden Romane zu den Lieblingsautoren der Baronin gehörte.

Von der Launenhaftigkeit, aber auch von der ungewöhnlichen Lebensgeschichte der Gastgeberin zeugt der Umstand, dass einige Eintragungen in ihrem Gästebuch überklebt oder durchgestrichen sind. Die Schlossherrin hatte die Gewohnheit, in Ungnade Gefallene durch Klebepapier unsichtbar zu machen und aus ihrem Gedächtnis zu verdrängen. Begeht der neugierige Forscher die Indiskretion, einen solchen Streifen abzulösen, stösst er etwa auf den Pfarrer Hermann Bion, den verdienstvollen Sozialreformer und Förderer der ersten Ferienkolonien, der aus unbekanntem Gründen zur *persona non grata* geworden war. Leicht erklärbar ist hingegen die Austilgung des berühmtesten Gastes der Baronin. Im Jahr 1890 hatte sie sich ihrer nervösen Störungen wegen nach Wien in die Behandlung von Sigmund Freud begeben, dessen Werke sie las und bewunderte. Seine Erfahrungen mit dieser Patientin schilderte der Begründer der Psychoanalyse unter dem Pseudonym «Emmy von N.» in den «Studien über Hysterie». Bald sprach es sich herum, wer hinter dem Decknamen steckte. Fanny von Sulzer-Wart war empört über die Publikation ihrer Krankheitsgeschichte und verzieh Sigmund Freud diese Blossstellung nie. Treu geblieben ist sie dagegen dem Graphologen Ludwig Klages, der 1905 in München das berühmte «Seminar für Ausdruckskunde» gründete. Noch am 17. Juli

1916 schrieb er ins Gästebuch, ein Wort des Angelus Silesius abwandeln:

«Die Welt ist viel bemüht  
Des Weisen ganzes Tun  
Das zehnmahl edler ist  
Heisst Lieben, Schauen, Ruh'n.

Mit dankbarer Erinnerung an die schöne Au, die solche Weisheit zu verwirklichen erlaubt.»

Sigmund Freuds Urteil über seine Gastgeberin und Patientin ist zwiespältig. Einerseits rühmt er ihren sittlichen Ernst, ihre Intelligenz und den gütigen Helferwillen. In einer späteren Ausgabe der «Studien über Hysterie» nennt er sie andererseits eine rücksichtslose Despotin, die ihre beiden Töchter verstossen habe. Im Spiegel des Gästebuches erscheint sie in der Tat als schillernde Persönlichkeit, zu deren Wesenszügen beides gehört: harter Egoismus und leicht zu kränkende Eitelkeit wie Anteilnehmende Fürsorge und grossmütige Gastfreundschaft. Letztere erfuhren zahlreiche «Aussenseiter der Gesellschaft», in ganz besonderem Masse die am Anfang oft verspotteten Anhänger der Abstinenzbewegung. Vermutlich unter dem Einfluss von August Forel schloss sich Fanny Moser den Guttemplern an. Obwohl es unter ihren illustren Gästen manchen gab, der nicht nur Wasser trank, wurde das Schloss am Zürichsee, wie das Gästebuch zeigt, zum Treffpunkt von Temperenzlern aus aller Welt. Jeder Kongress brachte Scharen namentlich aus England und den Vereinigten Staaten; «Mit tiefgefühltem Dank der hochherzigen Gönnerin unseres Ordens» schreibt August Forel im Juni 1897 ins Album. Während des Ersten Weltkriegs bot der Landsitz Bedrängten und Flüchtlingen gastfreies Obdach. Im Gästebuch entdecken wir den Namen von Else Züblin-Spiller, der «Soldatenmutter», die hier vielfache Unterstützung fand.

Hinten im Gästebuch eingehaftet, werden Akten aufbewahrt, die wiederum vom empfindlichen Selbstbewusstsein der Schlossherrin zeugen. An ihrem Maifest 1906 gerieten Mitglieder der Studentenverbindung Zofingia in den heili-

gen Hain der Baronin, ins Badehäuschen des Schlossparks, wo sie den sie wegweisenden Obergärtner als «chaibe Sauschwoob» betitelten. Die Eigentümerin liess Übergriffe und Injurien durch die Polizei abklären, übergab die Sache einem Advokaturbüro und ruhte nicht, bis die ungebeten Gäste sich bei ihr entschuldigt hatten.

Am Neujahr 1914 fand sich eine fröhliche Gästeschar im Schloss Au zusammen. Man musizierte, sang und tanzte, stiess auf die Zukunft mit den Sektgläsern an. «Möge dieses neue Jahr 1914 so froh und sonnig sein, wie das alte ge-

schlossen hat», schrieb einer ins Gästebuch. Dieser Glückwunsch erfüllte sich nicht. Im Sommer brach die Katastrophe herein, der Erste Weltkrieg, der tiefgreifende Veränderungen brachte und das Tagebuch der Baronin vom Schloss Au zu einem Zeugnis aus versunkenen Zeiten macht. Die Einträge dauerten noch bis Ende 1924. Am 2. April 1925 starb Fanny Moser-von Sulzer-Wart, nachdem ihre beiden Töchter vergeblich versucht hatten, die Mutter wegen Verschwendungssucht geisteskrank erklären zu lassen. Das Vermögen wurde noch immer als eines der bedeutendsten im Kanton Zürich eingeschätzt.



# Millionärstochter und Kommunistin

## Die Erinnerungen Mentona Mosers NZZ 20.10.86

ma. Mentona Mosers Leben (1874–1971) war lang, ereignisreich und widerspruchsvoll. Als Tochter des Industriellen *Heinrich Moser* (1805–1874) und der *Fanny* geborenen *von Sulzer-Wart* (1848–1925) auf dem *Landsitz Au am Zürichsee* aufgewachsen, distanzierte sie sich schon früh von ihrem Milieu und suchte ihren Weg in der Bildung und im sozialen Engagement. So war sie als Helferin in den Londoner Slums tätig; nach dem Ersten Weltkrieg arbeitete sie bei der Pro Juventute und führte an Fritz Brupbachers Seite Aufklärungskampagnen für die Frauen. Dass sie 1928 in der Sowjetunion ein Kinderheim gründete und sich zur selben Zeit in Berlin der Arbeiterbildung widmete, erklärt sich auch aus ihrer politischen Ausrichtung: 1920 war sie der *schweizerischen KP* beigetreten. Das trieb sie in der Schweiz mehr und mehr in die Vereinzelung; so musste sie froh sein, dass Wilhelm Pieck sie 1950 einlud, in der DDR ihren Lebensabend zu verbringen.

Von 1935 bis 1939 lebte Mentona Moser zurückgezogen – ihr Vermögen hatte sie schon damals durch Fehlanlagen und Konfiskation verloren – in *Morcote*, und dort brachte sie, gestützt wohl auf ein *Tagebuch*, einen Rückblick auf ihr bisheriges Leben zu Papier. Für dessen Herausgabe haben sich die Lizenzverhandlungen zwischen einem DDR- und einem Zürcher Verlag offenbar zerschlagen, und so sind denn diese Memoiren gleich in zwei Buchfassungen greifbar. Die gebundene von *Dietz* (Ostberlin)<sup>1</sup> ist besser illustriert und (mit Lebenschronik und Register) sorgfältiger gestaltet als die broschiierte (und doppelt so teure) aus dem *Limmat-Verlag*.<sup>2</sup>

### Zweierlei Kürzungen

Beide Verlage haben das Originalmanuskript je um etwa *einen Zehntel* gekürzt – ohne dies sichtbar zu machen... Bisweilen waren dafür sachliche und stilistische Überlegungen massgebend. So hat der Limmat-Verlag oft Schlussätze, mit denen eine Beschreibung oder ein Gedanke der Autorin ins Banale abzugleiten drohte, herausgestrichen. Dietz seinerseits merzte einige Unebenheiten, auch Helvetismen, aus, präzierte Daten und Namen (*Sowjetunion* statt *Sowjetrussland*). Freilich schleicht sich beim Leser schon in diesem Zusammenhang da und dort der Verdacht ein, die Veränderung könnte eine selbstherrliche *Ergänzung* des linientreuen Lektors sein, so etwa bei einem auf Fritz Brupbacher nach 1935 bezogenen Satz («... als er bereits ein Abtrünniger der kommunistischen Partei geworden war»). Ein Vergleich der beiden Ausgaben gibt darüber – und über weiteres – einigen Aufschluss.

Der Dietz-Verlag hat zwar einen längeren Abschnitt über Mentona Mosers Versöhnungsbesuch bei ihrem Stiefbruder Henri Moser (1844–1923) auf Schloss Charlottenfels in Schaffhausen weggelassen. Im allgemeinen ist es aber der Limmat-Verlag, der mehr von den *familiären Aspekten* des Textes geopfert hat. Das trifft zu auf Bemerkungen über die Mutter der Autorin – eine Patientin Sigmund Freuds –, ihre

Schwester Fanny – Erforscherin parapsychologischer Erscheinungen – und ihren Sohn Eduard – «Edi». Gestrichen wurden in Zürich auch Stellen, an denen Mentona Moser auf unpolitische Ferienaufenthalte und Reisen in ihrer Jugend oder in späteren Jahren (Eigentäl, Wien, Stockholm, Algerien; Riviera, Tessin) einging. Das Bild von der *politisch-sozialen Umwelt* erscheint beim Limmat-Verlag ebenfalls häufiger beschnitten, und zwar bezieht sich dies nicht nur auf oft malerische Stellen über das Karlsruhe der 1880er Jahre und das London um 1900, sondern auch auf Schweizerisches, etwa ein Winzerfest im Zürcher Unterland.

Umgekehrt hat Dietz Stellen über Hodler weggelassen und solche, die auf die Todesfälle im österreichischen Kaiserhaus 1889/98 anspielen. Dass sich Mentona Moser an den Aufenthalt in Rom 1901 vor allem wegen der dort gesehenen Duse erinnert, wird hier übergangen. Es hängt dies zusammen mit der *Prüderie*, mit der dem Leser in der DDR – einiges Unverfängliche ausgenommen – alle (auch homo-)erotischen Passagen vorenthalten werden. Er erfährt nichts davon, dass sich Mentona als Kind auf Rigi-Felsentor in eine schwarzgekleidete Dame – und noch als Erwachsene kurz in eine noble Venezianerin – vergaffte; nichts von ihren Freundinnen, den «reizenden Berliner Rangen» und der «Grossen», einer Zürcherin; nichts von den lockeren Sitten in Leukerbad 1917 mit seinen internierten französischen und belgischen Offizieren.

### Korrektur oder Zensur?

Bei Dietz war man bemüht, Andeutungen über Mentona Mosers beginnende «Partei-nahme für die Arbeitenden und trotzdem Geringgeschätzten» nicht wegzulassen. Dasselbe gilt für einige Aspekte ihrer späteren politischen Tätigkeit. Der Zürcher Verleger hat hier recht oft die Schere angesetzt – doch nicht so oft, dass man (wie seitens eines Weggefährten der Autorin im «Vorwärts», dem Organ der Partei der Arbeit der Schweiz, geschehen) gleich von einem «politischen Skandal» schreiben müsste. So sind denn hier einige Präzisierungen

<sup>1</sup> Mentona Moser: Unter den Dächern von Morcote. Meine Lebensgeschichte. Dietz-Verlag, Berlin (Ost) 1985.

<sup>2</sup> Mentona Moser: Ich habe gelebt. Limmat-Verlag-Genossenschaft, Zürich 1986.



über Carl Horber und dessen «Reformbund» von 1918 weggelassen, und man liest auch nichts von Mentona Mosers Engagement für das passive Frauenwahlrecht im Kanton Zürich 1923. Gelegentlich äusserte sich die Autorin auch über die geringe Bildung der Schweizer Frauen, das mangelhafte politische Bewusstsein in der Schweiz und den unehrenhaften Abschluss der Affäre Worowski-Conradi (1923): das alles findet man nur bei Dietz.

Dass sich ähnliche Klagen aber auch auf die schweizerische KP bezogen, das muss man in der Zürcher Ausgabe nachlesen. Dietz hat auch Mentona Mosers Bemerkung über die Haltung der deutschen SP bei Kriegsausbruch 1914 unterschlagen. Überhaupt unterscheidet sich das *Deutschland-Bild* in der Berliner Ausgabe nicht unwesentlich von demjenigen beim Limmat-Verlag. Verschwunden sind bei Dietz insbesondere Bemerkungen über die Liebe der Deutschen «für Uniformen, Drill und Militärmusik», somit Andeutungen über die Verwandtschaft von *Kommunisten* und *Nationalsozialisten*.

Noch eindeutiger ist eine gewisse *Manipulation* des DDR-Verlages hinsichtlich der die Sowjetunion betreffenden Stellen. Gewiss erfährt man bei Dietz mehr und Genaueres über das 1935 – warum eigentlich? – von Vaskino nach Ivanovo verlegte Kinderheim Mentona Mosers; mehr auch von ihren Eindrücken anlässlich eines Aufenthaltes in Moskau 1928. Diese waren offenbar allesamt positiv (Revolutionsfeier, Gorki). Doch sind alle «sowjetfeindlichen» Stellen ausgemerzt: Nichts mehr davon, dass sich Vera Figner (hier «Anarchistin», nicht «Terroristin») nach der Rückkehr in die Sowjetunion nicht mehr wohlfühlte; nichts davon, dass der «neue Mensch» unpünktlich blieb, bettelte und stahl, dass die sowjetische Landwirtschaft rückständig war und die Homosexuellen unter Stalin verfolgt wurden.

#### Verfehlte Nachworte

Beide Ausgaben dieser Lebenserinnerungen schicken dem gekürzten Text ein Nachwort nach. In derjenigen des Limmat-Verlages bettet *Roger Nicholas Balsiger* das Leben der Autorin – seiner Grossmutter – ein in die weit ins 19. Jahrhundert zurückreichende Familiensaga (und dabei bekommt Walther Bringölf, ursprünglich Mentona Mosers Mitstreiter, einen Hieb ab). In der DDR-Ausgabe hingegen wird mit den obligaten Verweisen auf Marx und Lenin Mentonas Leben als «Soldat der dritten Internationalen» nachgezeichnet, auch für die Zeit nach 1939, und ihrem Buch «hohe Qualität sozialistischen Memoirenschaffens» zugestanden ...

So sind denn beide Nachworte, jedes auf seine Weise, fehl am Platz. Wichtiger wäre es gewesen, Mentona Mosers Leben und Wirken als ein Beispiel der *Emanzipation* und der *Faszination Intellektueller durch den* (in der Sowjetunion «real gewordenen») *Sozialismus* zu analysieren. Inwiefern freilich dieser Zauber seine Kraft behielt, muss dahingestellt bleiben. Mentona Moser äusserte sich zwar vor 1939 über das «Vaterland der Werktätigen» erstaunlich naiv, doch könnte sie ja später, nicht zuletzt dank der Anschauung in der DDR, über den «Sozialismus» eines Besseren belehrt worden sein. Auszu-

schliessen ist ebensowenig, dass sie – abgesehen von Pflichtäusserungen für die Betreuer ihres Alters – der Politik überhaupt entsagte und zur Naturwissenschaft und -schwärmerei zurückkehrte. So führen denn ihre Memoiren die Nachwelt vielleicht *in die Irre* – etwa so wie ihre letzte Ruhestätte, liegt doch Mentona Moser nicht in Schaffhausen, wie sie es wünschte, sondern im «Ehrenhain der Sozialisten» in Berlin-Friedrichsfelde begraben.





Zu den Prunkstücken der «Sonne» gehört noch immer der klassizistische Saal von 1839.

(Bild Beat Marti)

## «Sonne» Küsnacht: 275 Jahre Guggenbühl



Seit 275 Jahren sind sie unzertrennlich: die Familie Guggenbühl und das Hotel «Sonne» in Küsnacht. So lange ein und dasselbe Haus geführt zu haben, wird wohl nicht manche Schweizer Wirtfamilie von sich behaupten können. Für Hotelier Werner Guggenbühl und seine Frau Rosmarie gab das kürzliche Jubiläum Anlass, weit zurück- und gelassen vorzuschauen: Die Geschichte des Hauses nennt schwere Zeiten, aber keine Katastrophen, und hinter der 8. macht sich bereits die 9. Generation zur Stabübergabe bereit.

★

Das Tavernenrecht auf der «Sonne» dürfte bald 400 Jahre alt sein. Ältester Hausteil ist der gotische Turm gegen den See, jüngster der 1911 gebaute, heute vermietete Theater- und Festsaal gegen Westen. Das verwinkelte Haus atmet organisches Wachstum. Noch existiert der klassizistische Saal mit der auf Säulen ruhenden Galerie und den Bildnissen der Guggenbühl-Ahnen, die das «Sonnen»-Areal nach und nach zu einem kleinen «Königreich» ausgebaut haben: samt Remisen, 36 Pferdeplätzen, Metzger, Bäckerei, Landwirtschaft und eigenen Reben. Selbst der Dampfschiffsteg gehörte dazu, und wer in früheren Zeiten ankam – die Seestrasse gab es noch nicht –, landete zwangsläufig in der «Sonne».

★

«Unsere Lage am See ist äusserst günstig», sagt Werner Guggenbühl. Berühmt war und ist auch die Gastlichkeit des Hauses. In den Gästebüchern kommt zusammen, was sich sonst eher meidet: Fürsten, Patrizier, Sozialkritiker und Revolutionäre. Die Escher und Arter, die von Muralt, Vater und Usteri waren da. «Göpf» war da mit Koller und Böcklin. Es waren auch C. F. Meyer, Zahn, Lienert, Johan-



Seit 275 Jahren sitzen die Guggenbühls auf der «Sonne» Küsnacht. Werner und Rosmarie Guggenbühl-Stutz verkörpern die 8. Generation. (Bild Ernst Liniger)

na Spyri und Lisa Wenger. Aber auch Wedekind und Kerr, Zollinger, Welti, Ricarda Huch und Thomas Mann. Der Griechenkönig Konstantin und Graf Zeppelin. C. G. Jung und Sauerbruch. Ebert und Nebel, die Sozialisten. Im Garten sass Lenin.

★

In Johann Peter Hebels Tagebüchern ist dem «Sonnenwirt» ein Denkmal gesetzt. Regionalen Denkmalschutz genießt heute die ganze Liegenschaft. Ein

solch traditionsreiches Haus zu erhalten ist kostspielig. «Wir mussten Prioritäten setzen, etappenweise renovieren, seit 1950», sagte Werner Guggenbühl. Innen ist man mit den Erneuerungen fertig. Jetzt steht die Aussenrenovation an. Man rechnet mit Kosten von 750 000 Franken, Gemeinde und Kanton werden mithelfen, aber auch mitreden. Werner Guggenbühl nimmt es angesichts der Last gerne in Kauf.

★

«Auch die gastronomische Tradition verpflichtet uns», betont Werner Guggenbühl. Das Haus erheische mit seinen wertvollen Einrichtungen eine bestimmte Betriebsführung. Öffentliche Tanzveranstaltungen gibt es keine. Die Fischküche der Väter wird weiter gepflegt: «Wir brauchen jährlich rund fünf Tonnen, ausschliesslich einheimischen Fisch.» Auch für das Personal gilt offensichtlich: man bleibt in der «Sonne». Madeleine Schäfer ist seit 29 Jahren im Service. Küchenchef Claude Viloz seit 24, Sous-Chef Niklaus Jud seit 22 Jahren. Die Saisoniers sind seit zehn Jahren die gleichen – fünf Italiener aus der gleichen Gemeinde. Kontinuität scheint auch der Kundschaft zu behagen. Im Gästebuch stehen heute Bundesräte und Minister, Regierungsräte, Lords, Prinzessinnen, Schauspieler und Sängerrinnen. Die Künstler kommen meist aus dem alten Theatersaal herüber, der ist heute als Tonstudio vermietet.

★

Auch die Küsnachter Geschicke haben Guggenbühls mitgestaltet. Der Vater des jetzigen Wirts war 24 Jahre Gemeindepräsident, Werner Guggenbühl gehörte bis 1982 der Rechnungsprüfungskommission an und war Feuerwehr-Oberkommandant. Heute ist er «bloss noch» im Zentralkomitee des Schweizerischen und im Vorstand des zürcherischen Wirtverbandes.



## Ein praktischer Vorschlag zur Aids-Verhütung

Mit Erleichterung nehme ich zur Kenntnis, dass sich Politiker und Medien in zunehmendem Mass der Gefahr der Seuche Aids bewusst werden und – wenn auch spät – beginnen, die dringend notwendige Prophylaxe öffentlich zu diskutieren.

Über die Fakten brauche ich nicht viele Worte zu verlieren: Auch die optimistischsten Prognosen sagen uns für die nächsten Jahre Zehntausende von Aids-Toten voraus. Die Krankheit hat die Grenzen der sogenannten Risikogruppen längst überschritten. Ein 'ganzer Kontinent (Afrika) ist bereits so weit durchseucht (bis zu 20% der Bevölkerung), dass an eine Eindämmung nicht mehr gedacht werden kann. Die Möglichkeit, Heilmittel oder Schutzimpfungen zu finden, liegt in weiter Ferne. Wir Ärzte stehen machtlos vor unseren Patienten. Um so mehr tut Vorbeugung not.

Einzig sachliche Aufklärung und Information der gesamten Bevölkerung kann uns vor dieser Seuche retten oder, wie Prof. J. Lindenmann in seinem Beitrag «Aids – und kein Ende» (NZZ, 3. Dez.) schrieb, «indem wir praktische und praktisch durchführbare Ratschläge erteilen». Es ist erschreckend zu sehen, wie fahrlässig verharmlosend diese «Aufklärung» bis heute betrieben wurde. Gleichentags, wie obengenannter Artikel erschien, fand an der Uni Zürich ein Symposium zur Aids-Frage statt, über das in den Nachrichten des Radios DRS berichtet wurde. Die dort vorgeschlagene Prophylaxe beschränkt sich, abgesehen von der Warnung an Fixer vor gemeinsamem Spritzengebrauch, auf den einen Ratschlag, bei Geschlechtsverkehr mit potentiellen Aids-Trägern Kondome zu verwenden.

Ich bin erstaunt, dass Kollegen, die Präservative oft als unsicheres Empfängnisverhütungsmittel ansehen, dieselben jetzt als einzigen Schutz vor einer tödlichen Krankheit empfehlen. Weder eine Ansteckung durch defektes Kondom oder Anwendungsfehler noch eine solche durch Speichel ist ausgeschlossen. Sicher ist die Gefährdung mit Präservativ geringer als ohne – doch was nützt das dem dennoch Infizierten? Bei einer lebensgefährlichen Krankheit wie Aids dürfen wir nicht mit Wahrscheinlichkeiten rechnen. Ziel unserer Aufklärung muss der Schutz möglichst jedes Menschen sein.

Hand aufs Herz: Wer möchte seine jugendliche Tochter, seinen jugendlichen Sohn diesem Risiko aussetzen? Was sollen die Eltern, die Erzieher ihren Kindern sagen? Wie können die Lehrer ihre Schüler schützen? Welcher Arzt übernimmt die Verantwortung für die Jugend, die an mangelnder Aufklärung zugrunde geht? Mein praktischer Vorschlag ist folgender: Kein sexueller Kontakt mit einem neuen Liebespartner, bis mit grösstmöglicher Sicherheit nachgewiesen ist, dass beide nicht infiziert sind. Glücklicherweise sind wir bereits im Besitz von Tests, die die Antikörperbildung gegen Aids-Viren zuverlässig nachweisen. Die Serokonversion nach einer Infektion durch Aids-Viren findet in der Regel innerhalb von drei Monaten statt. Das heisst, der Test ist drei Monate nach der Infektion mit grosser Sicherheit positiv.

Konkret bedeutet das, dass ein Paar, das sich neu kennenlernt, drei Monate lang auf jeglichen sexuellen Kontakt (inkl. Zungenkuss) verzichten muss, anschliessend einen Test macht und sich erst bei beiderseits negativem Resultat auf die Sexualität einlässt. Als zusätzlicher Schutz erscheint mir sinnvoll, während eines weiteren halben Jahrs grundsätzlich Präservative zu verwenden und erst nach einem zweiten Test evtl. auf ein anderes Verhütungsmittel umzusteigen. Ich bin mir bewusst, dass dieser Vorschlag für viele ein grundsätzliches Neuüberdenken ihrer sexuellen Gewohnheiten bedeutet. Ich bin mir auch bewusst, dass die Frage, wie wir den bereits Infizierten beraten, damit nicht geklärt ist.

Unsere Jugend hat sich das Recht erworben, Sexualität im freien Zusammenschluss kennenzulernen und auszuprobieren. Wir sind ihr schuldig, ihr auch den Weg zu zeigen, wie sie dies tun kann, ohne sich in Lebensgefahr zu bringen. Voraussetzung für den Erfolg jeder Prophylaxe ist aber, dass wir die Jugend lehren, diese Fragen untereinander offen und ohne moralische Einschränkung zu diskutieren. Die Frage: «Hast du einen Test gemacht?» gehört zum modernen Liebeslied wie die Frage nach Empfängnisverhütung. Nur so wird es unserer Jugend möglich sein, weiterzuschreiten auf ihrer Suche nach menschlicheren und freieren Lebensformen. Geben wir ihr diese Chance, indem wir selbst lernen, die Fragen ohne Vorbehalte zu Ende zu diskutieren.

Dr. med. Florian Ricklin (Zürich)



## Zur Entstehung des vierzigsten Neujahrsblatts von Dietikon

Die Kommission für Heimatkunde fasste, weil wieder einmal Themen und Autoren fehlten, zu Beginn des Jahres 1986 den Beschluss, die Neujahrsblatt-Tradition sang- und klanglos sterben zu lassen. Weil aber seit Jahren ein hübscher "Führer durchs Ortsmuseum Dietikon" vermisst wird, rang sie sich schliesslich doch dazu durch, einen solchen in gemeinsamer Arbeit als letztes Neujahrsblatt zu verfassen. Jedes Kommissionsmitglied sollte dazu ein Kapitel über seine speziellen Tätigkeiten im Museum beisteuern. Der Plan dieser Jubiläumsschrift sah ungefähr so aus:

Vorwort, Zweck des Neujahrsblatts, die Museumsidee, Baugeschichte, Einteilung des Hauses, Pläne der Stockwerke, des Gartens (Georges Künzler).

Geschichte des Ortsmuseums mit Bildern (Sepp Hinder).

Das Museum und seine Besucher, Werbung (Jean Stauber).

Die Ofenkachelausstellung mit Bildern (Dr. Schnyder, Jean Stauber und Hans Stettler).

Dietikon einst und heute mit Bildern (Sepp Hinder und Jean Stauber).

Von der Römerzeit zum Mittelalter mit Bildern (Dr. Boxler).

Wechselausstellungen 1978 bis 1987, chronologisch mit Bildern (Hans Stettler) und Peter Riedweg)

Das Herz unseres Museums, das Archiv.

Neueingänge, Schenkungen.

Die Photosammlung (Sepp Hinder).

Die Ortschronik (Karl Klenk).

Der Lagerraum und seine Schätze (Hr. Giger).

Und die Küche (Regula Stauber).

Ausblick und Schlusswort (Georges Künzler).

Damit schien der Plan fürs vierzigste Neujahrsblatt endgültig festgelegt.

Doch in der folgenden Besprechung stellte die Kommission ganz niedergeschlagen fest, dass nach einem weiteren Jahr die Situation wieder genau die gleiche wäre. Wieder stünde weder ein Autor noch ein Thema für das alsdann folgende Jahr zur Verfügung! Also könnte man doch ebensogut jetzt schon end-



gültig auf diese Blätter verzichten und statt eines Neujahrsblatts 1987 gelegentlich, d.h. später und ohne jeden Zeitdruck, einen einfachen Führer für die Besucher des Museums herausgeben.

Da aber bekannt wurde, dass sowohl der Stadtpräsident, Hans Frei, als auch der Schulpräsident, Jean Pierre Teuscher, grossen Wert auf die Weiterführung der Dietiker Neujahrsblatt-Tradition legten, forschten die Kommissionsmitglieder nach allfälligen künftigen Autoren und Themen. Wenn man gute Projekte für die kommenden drei oder vier Jahre hätte, liesse sich die Fortführung wagen. Nach und nach wurden die folgenden Bearbeiter und Stoffe genannt:

- Robert Müller bearbeitet einen geschichtlichen Abschnitt der Lokalgeschichte und erteilt diesbezügliche Volkshochschulkurse. Er wurde auch genannt als Verfasser einer Schrift übers Limmattalspital.
- Jean Stauber und Dr. Schnyder: Ueber Ofenkacheln und Kachelöfen.
- Dr. H. Boxler und Sepp Hinder: Der Löwenplatz im Lauf der Zeit.
- Barbara Schneider: Dietiker Auswanderer in Russland.
- Peter Müdespacher: Die Volkshochschule Dietikon.
- Ortschef Scherrer: Vom Luftschutz zum Zivilschutz.
- Margaret Stöcklin: Befragung alter Leute.
- Alois Gstrein: Geschichte der Taverne zur Krone.
- Herren Metzler, sen. und jun.: Die Orgelfabrik.
- ? : Autobahnen und neue Strassen bei und in Dietikon.
- ? : 1990, hundert Jahre ref. Kirchenchor. Dazu wurde bemerkt, die Heimatkundekommission sei nicht dazu da, in Form von Neujahrsblättern die Jubiläumsschriften von Vereinen und Institutionen zu veröffentlichen.

Mit diesem Ausblick auf kommende Jahre schien das Weiterleben der Neujahrsblatt-Tradition für die nächste Zukunft gesichert. Karl Klenk fügte noch bei, ein weiteres Blatt sei übrigens schon teilweise niedergeschrieben. Dabei dachte er an das Kapitel "Entstehung und Entwicklung der Jugendmusikschule Dietikon", das er 1983 im Zusammenhang mit der Schulgeschichte ausgearbeitet hatte. Es war aber damals aus dem Manuskript gestrichen worden, weil ja die Jugendmusikschule seit 1977 nicht mehr Bestandteil der Volksschule ist. Von



der Heimatkundekommission wurde Karl Klenk beauftragt, mit der Vereins- und der Schulleitung der seit längerer Zeit selbständigen Jugendmusikschule Dietikon (JMSD) in Verbindung zu treten und abzuklären, was sie von der Herausgabe einer Schrift im Rahmen der Neujahrsblätter halte.

Heinz Zeller, nebenamtlicher Musikschulleiter, betonte, das dringend benötigte Betriebskapital sei der JMSD von den Gemeindebehörden nicht bewilligt worden. Sie müsse die Elternbeiträge erhöhen und an allen Ecken und Enden sparen. Sie könne in absehbarer Zeit keine Jubiläumsschrift herausgeben, obwohl gerade jetzt der rechte Zeitpunkt dazu gekommen wäre. Wenn die Veröffentlichung einer Musikschulgeschichte nicht als Neujahrsblatt 1987 herauskommen könnte, dann sei die JMSD zehn oder fünfzehn Jahre lang nicht mehr an der Sache interessiert. Jetzt gerade werde nämlich die Musikschule zehn Jahre alt, was ein Grund sei, jetzt etwas zum Thema Jugend und Musik zu schreiben. Gleichzeitig wäre es ein grosser Glücksfall, wenn sich die Heimatkundekommission in ihrem nächsten Neujahrsblatt mit der JMSD beschäftigen könnte. Das würde der Jubilarin, der JMSD, grosse Kosten ersparen. Sie könnte allein die Jubiläumsschrift gar nicht herausgeben. Die Herausgabe der Neujahrsblätter ist jedoch durch die Gemeinde Dietikon und durch die Volksschule finanziell gesichert.

Nun war guter Rat teuer. Für 1987 war ja bereits ein definitiver Beschluss gefasst; die Musikschulgeschichte wäre für ein später folgendes Neujahrsblatt vorgesehen gewesen. Der gefasste Beschluss musste also in einer folgenden Sitzung wieder umgestossen werden. Doch zum Glück ist die Kommission beweglich. Sie erfasste blitzartig die Situation und beschloss fürs Neujahr 1987 die Veröffentlichung eines Blattes über die JMSD und die Verschiebung aller weiteren Themen auf spätere Jahre. Der Präsident der JMSD, Peter Bühlmann, war hochofrenet, als er erfuhr, dass die Heimatkundekommission des VVD bereit war, ihr nächstes Neujahrsblatt der JMSD zu widmen.

Damit hatte ich meine Aufgabe, die in einem halben Jahr, d.h. bis zu den Sommerferien 1986, gelöst sein musste. Meine Arbeit begann mit der Aufstellung einer Uebersicht:

1. Vorgeschichte: 1935 bis 1960



2. Uebergang zur JMSD: 1961 und 1962.
3. Die von der Schule betreute JMSD: 1962 bis 1976.
4. Die selbständige JMSD: seit 1977.

Um etwas über der Sache zu stehen, studierte ich mehrere grosse musikpädagogische Werke, teils mehrbändige Wälzer mit vielen Verfassern, die ich aus dem Pestalozzianum Zürich bezog. Dann studierte ich die Protokolle der Kurskommission. Dieser Kommission der Schulpflege hatte ich selbst zwischen 1935 und 1976 angehört, und es war ein eigenartiges Erlebnis zu lesen, was ich vor Jahrzehnten selbst niedergeschrieben hatte! Die Kurskommission befasste sich vor allem mit Kartonage-, Hobel- und Metallkursen, aber auch mit der Schwimm- und der Musikschule. Protokolle und andere Dokumente der selbständigen JMSD erhielt ich mehrmals. Ich studierte die Dossiers der Vereinspräsidenten, der Aktuare und der Schulleiter, aber auch die Protokolle der Schulpflege, der Kindergartenkommission und des Konvents der Kindergärtnerinnen. Dies wurde nötig im Zusammenhang mit der Einführung der musikalischen Früherziehung im Kindergarten.

Mir stand also ein riesiges Ausgangsmaterial zur Verfügung, aus dem das Wichtigste ausgewählt werden musste. Viele Vorgänge erfuhr ich mehrmals und gelegentlich von ganz verschiedenen Standpunkten. Die Gefahr war gross, in der Ueberfülle der behandelten Tatsachen und Geschäfte den Ueberblick zu verlieren. Wichtiges musste von Nebensächlichem geschieden werden. Mein Text war schliesslich ein trockenes Extrakt!

Ich musste versuchen, zur Auflockerung geeignete Bilder, d.h. Schwarz-weiss-Photos aufzutreiben. Zuerst schrieb ich allen Musiklehrern und vielen meiner musizierenden Verwandten und Bekannten (Hausers, Spörris,....) den folgenden Brief:

Dietikon, 21. März 1986

Liebe Musiklehrerin, lieber Musiklehrer

Im Auftrag der Heimatkundekommission Dietikon befasse ich mich mit der Geschichte der JMSD und benötige B i l d e r für die geplante Festschrift (Neujahrsblatt). Ich frage Sie daher höflich an, ob Sie mir vielleicht eine oder mehrere Amateurphotos oder deren Negative l e i h w e i s e für k u r z e Z e i t zur Verfügung stellen könnten. Sprechen Sie bitte auch mit Ihren Schülern, vielleicht ist der eine oder andere im Besitz eines geeigneten Schnappschusses. Da der Entwurf der geplanten Veröffentlichung vor den Sommerferien vorliegen muss, ist es durchaus möglich, auch jetzt noch Aufnahmen zu machen, die dann der Heimatkundekommission zur Auswahl vorgelegt werden könnten.



Es wäre hübsch, wenn von jedem Fach ein aussagekräftiges oder lustiges Bild, wenn möglich mit Kommentar, gefunden werden könnte. Ich denke an Aufnahmen von musizierenden Kindern, einzeln und in Gruppen, von Musiklagern und Vortragsübungen, aber auch an Bilder von lustigen Situationen und an Karikaturen u. s. f. Bei Aufnahmen von Berufsphotographen müsste das Recht zur Veröffentlichung erbeten oder erworben werden. Zur Veröffentlichung\* sind vor allem scharfe Schwarz-weiss-Aufnahmen.

Falls Ihnen etwas einfällt, das in der geplanten Schrift über die JMSD Ihrer Meinung nach unbedingt gesagt, d.h. geschrieben werden sollte, dann bitte ich Sie höflich, mir Ihre Ideen ungeniert und möglichst bald mitzuteilen, ebenso die Adressen von Kommissionsmitgliedern und andern Personen, die vielleicht geeignete Bilder und Beiträge besitzen könnten.

Für Ihre tatkräftige Hilfe danke ich Ihnen jetzt schon recht herzlich und grüsse Sie

*x geeignet*

mit vorzüglicher Hochachtung  
Karl Klenk, Holzmatt 15,  
8953 Dietikon *Karl Klenk*

Leider vernahm ich auf meinen sorgfältig ausgeklügelten Brief absolut kein Echo! Niemand schickte mir ein Bild. In der Frühlingssingwoche Wildhaus suchte ich unter den Farbaufnahmen Herrn Hüglis einige Bilder aus, die vielleicht zur Veröffentlichung geeignet sein könnten, und Ruth Hauser zeigte mir ihr Photoalbum. Auch in den Orchesterproben klagte ich meine Sorgen. Schliesslich bekam ich von Frau Schlienger vier grosse Ordner mit Schüleraufsätzen, Tagesläufen und Aufnahmen aus den Musiklagern in Ftan. Doch ach, es handelte sich meist um Farbaufnahmen, und die Bilder zeigten die Musikschüler beim Federballspiel, auf Wanderungen, beim Essen, etc. und nur ganz selten beim Musizieren und wenn schon, dann mit ungeeignetem Hintergrund, unscharf oder aus andern Gründen nicht brauchbar.

Im Gespräch mit Herrn Pfr. Rothfahl klagte ich auch über meine Bildersorgen. Wie Ruth Hauser überliess er mir einige Aufnahmen aus seinem Photoalbum. Leider sah man auf den ersten Blick, dass einige der Schnappschüsse nicht in der JMSD gemacht worden waren.

Retter in der Not war Peter Bühlmann, der Präsident der JMSD. Er opferte einen ganzen Tag und photographierte in verschiedenen Lektionen der Musikschule. Aus seinen gegen hundert Bildern liessen sich bequem genügend passende Aufnahmen auswählen. Ich versah jedes mit einem Kommentar, der dann aber doch weggelassen wurde, weil er meist nur das ause sprach, was jeder aufmerksame Betrachter ohnehin sieht.

Als das Bilderproblem gelöst und alles entschieden war, trafen noch zwei gute Aufnahmen von Peter Schmid bei mir ein.



Er verfügt über den künstlerischen Blick für interessante Detailansichten.

In der Druckerei wurde die einzige Photo vom Singen aus zwei Gründen beanstandet. Erstens sah jedermann auf den ersten Blick, dass es sich auf dem Bild nicht um Dietiker Kinder handeln konnte. In der Mitte des Schulzimmers stand nämlich eine helle Säule, wie dies in ländlichen Schulhäusern, z.B. im Kanton Appenzell, oft der Fall ist., und zweitens war der Hintergrund auf einer Seite sehr dunkel und nichtssagend. Die Musikschulgeschichte sollte aber, wenn irgend möglich, mit einer Singphoto beginnen, auf der man sieht, wie an der Qualität des Gesangs gearbeitet wird.

Wer war wieder der Retter in der Not? Peter Bühlmann! Er machte sich auf den Weg. Singphotos wurden gestellt, und zwar in verschiedenen Altersklassen. Aus über dreissig Aufnahmen konnte die passende ausgewählt werden.

Als das Bilderproblem endlich zur Zufriedenheit aller gelöst war, suchte ich, aufgemuntert durch Herrn Prof. Dr. H. Boxler, nach erzählenswerten, lustigen Vorkommnissen, die auch noch in den etwas nüchternen Text eingestreut werden sollten. Um Anekdotisches aus der JMSD zu bekommen, schickte ich den folgenden zweiten Notschrei an alle fünfundvierzig Musiklehrer und an etwa ein Dutzend musizierende Bekannte:

Dietikon, 14. September 1986

An die verehrten Musiklehrerinnen  
und Musiklehrer der JMSD

Die Geschichte der Jugendmusikschule Dietikon ist nun mehr oder weniger fertig zusammengestellt. Schöne Bilder sind vor allem dank des grossen Einsatzes von Herrn Peter Bühlmann in genügender Anzahl verfügbar.

Neuer Notschrei:

Zur Auflockerung des Textes suchen wir noch erzählenswerte Vorkommnisse und amüsante Erlebnisse wie z. B. die Sache mit den vom Postauto überfahrenen Notenständern. Bitte erinnern Sie sich an lustige, komische, traurige, ... Erfahrungen, Zwischenfälle und Vorkommnisse in der Musikschule oder beim Musizieren der Schüler, an Ereignisse, die nie in ein Protokoll gelangt sind. Vielleicht weiss auch der eine oder andere Schüler etwas zu erzählen. Fragen Sie bitte Schüler und Eltern und melden Sie mir möglichst bald mündlich oder schriftlich, was eventuell unser Neujahrsblatt über die JMSD bereichern könnte!

Herzlichen Dank für Ihre wohlwollende Mitarbeit und  
recht freundliche Grüsse

Karl Klenk, Holzmatt 15, 8953 Dietikon  
Tel. 740 86 87 *Karl Klenk*



Das Echo war noch spärlicher als bei meiner Suche nach Bildern. Niemand antwortete auf mein Schreiben. Einzig im persönlichen Gespräch wurden mir einige Vorkommnisse erzählt, die mit Musik zu tun haben, von denen aber schliesslich doch kein einziges im Neujahrsblatt verwendet werden konnte.

Inge Baer erzählte mir, eine Musikschülerin habe mit ihrer Mutter eine lange Eisenbahnreise unternommen. Als die beiden schon einige Stunden unterwegs waren, fragte die Mutter: "Hast du Hunger, soll ich etwas zu essen auspacken?" Die Antwort der Tochter lautete: "Nein, nein, ich will lieber zum Fenster hinausschauen!" Auch nach einer weiteren halben Stunde hat die Tochter noch keinen Hunger, sie will lieber lesen.- Schliesslich steigen einige Damen ein und beginnen sogleich zu speisen. Da meint die Tochter: "Jetzt könnte ich eigentlich auch ein Brötchen essen." Die Mutter packt den Proviant aus und fügt bei: "Du hast es wie die Gänse. Wenn eine trinkt, dann trinken alle andern auch!" Die Tochter überlegt und meint: "Stimmt! Aber transponiert in Es(s)-Dur!" (Diese Anekdote konnte nicht verwendet werden, weil in der Musikschulgeschichte nirgends von den Tonarten und vom Transponieren die Rede ist.).

Tierisches von der Geige: Sie hat eine Schnecke, die bekanntlich ein Weichtier ist. Trotzdem besitzt sie vier Wirbel und einen harten Hals. Ebenso paradox ist der Geigenbogen. Er hat einen Frosch, aus dem Rosshaare heraushängen! (Nirgends im Neujahrsblatt ist von der Beschaffenheit der Instrumente die Rede ).

Klavierunterricht. Der Lehrer erklärt einem Schüler den Begriff "staccato". Einige Wochen später kommt im Verlauf der Musikstunde wieder eine Stelle vor, die "staccato" gespielt werden muss, und der Lehrer fragt: "Weisst du noch, was "staccato" heisst?" Da leuchten die Augen des Schülers und er antwortet freudestrahlend: "Ja, da muss ich hacken!" (Nirgends im Neujahrsblatt ist von Begriffen wie "allegro", "andante", "legato",.... die Rede).



Das Aha- Erlebnis: Einem Blockflötenschüler der zweiten Klasse drückt die Lehrerin eine Banknote in die Hand und sagt: "Geh zum Lips und hole die bestellten Noten!" Der Kleine macht sich auf den Weg. Beim grossen Fabriktor taucht die erste Schwierigkeit auf, denn seine Kraft reicht nicht aus, um das schwere Eisentor zu öffnen. Durch einen Nebeneingang gelangt er schliesslich in die lärmgefüllte Werkstatt der Maschinenfabrik Lips und fragt nach den bestellten Noten. Er stösst aber auf wenig Verständnis. Ein Arbeiter sagt zum Kleinen: "Du hast ja eine Note in der Hand!" und schickt ihn zurück in die Schule. Dort erklärt ihm die Lehrerin, dass eben ausser der Maschinenfabrik Lips auch noch ein Musikhaus Lips existiert. (Eine solche Verwechslung kann jedem Kind in jedem andern Zusammenhang passieren. Ausserdem will der Knabe nicht, dass von ihm diese dumme Geschichte geschrieben werde!).

Weitere lustige "Musikvorkommnisse" und "Musikpeinlichkeiten", die auch nichts mit der JMSD zu tun haben:

Ein kleiner Junge wird gefragt, welches Instrument er gerne spielen möchte. Er entscheidet sich für die Trompete. Gefragt weshalb, meint er treuherzig: "Sie glänzt so schön!"

Ein Mädchen fragt in Mailand seine Mutter: "Wo ist denn hier die berühmte Treppe?" (Scala)

Ein Alphornbläser spielt f, g, c, ... Zurück kommt aber fis, gis, cis, .... Jeder beliebige Ton kommt eine halbe Tonstufe höher vom Berg vis - à - vis zurück. Er geht dem Phänomen auf den Grund und stellt fest, dass eben ein Kreuz auf dem Echoberg steht!!!

Osterhase und schneller Cellist sind Märchen, langsamer Cellist ist die Wirklichkeit.

Wir konnten auch die vielen lustigen Dirigentenaussprüche nicht verwenden und ebensowenig die Laienorchesterzwischenfälle.

Geigenbogen vergessen und Geigenspiel mit dem Ersatz-Cellobogen.

Weihnachtskonzert: Zwei verschiedene Stücke werden gleichzeitig begonnen!

Diese Vorfälle müssten ausführlich dargestellt werden.




Noch einige Erlebnisse mit Enkelkindern.  
Joachim Klenk, Steffisburg, geb. 24. 2. 1977, ist wohl noch klein und besucht gegenwärtig die dritte Klasse der Primarschule. Nächstens wird er zehn Jahre alt. Er ist der älteste von drei Brüdern, auffallend vernünftig und im Gegensatz zu seinen beiden jüngeren Brüdern immer rasch zum Nachgeben, zum Teilen und Zurücktreten zugunsten anderer bereit. Zu Joachim wurde gesagt: „Du bist der älteste und vernünftigste von euch dreien. Pass beim Spielen etwas auf, dass nichts Dummes passiert, wenn Adrian und Joel übermütig werden und etwas Gefährliches unternehmen wollen. Halte sie davon ab!“ Der vernünftige Joachim hört brav zu, überlegt ein Weilchen und sagt dann: „Ja, Grossmutter! Aber du weisst doch, dass auch ein Vernünftiger einmal etwas Dummes macht! Ein Unglück kann doch jedem einmal passieren!“

Vor Weihnachten 1986 besuchten die drei Buben mit ihren Eltern einen Wochenendkurs in Grotto am Thunersee. Während die Erwachsenen garteten, diskutierten, sangen, musizierten und Kontraltänze tanzten, begaben sich die drei Buben auf Entdeckungstouren, spielten am Wasser und fingen einen über meterlangen, kranken Hecht.

Bald danach schickte uns Joel, der Kindergartenkinder, eine lustige Zeichnung, auf der man zwei Männer (ohne Arme) erkennt und eine grosse Schatzsilbige Tiere, die spitze Ohren in die



Höhe stecken und etwa so  aussehen. Da ich den Enkeln einen Brief versprochen habe, wenn sie mir einen schreiben, überlegte ich mir, was die Zeichnung wohl darstellen könnte und was ich dazu schreiben sollte. Sicherlich hatten die Buben am See viele schnee-weiße Möwen gesehen! Ich bedankte mich also für die lustige Zeichnung mit den zwei huttragenden Männern und den vielen silberglänzenden Möwen. Den Brief schrieb ich mit schönen, grossen Druckbuchstaben, damit der Erstklässler Adrian ihn dem Kindergartenkinder Joel vorlesen könne. - Einige Tage später klingelte bei uns das Telefon. Man hörte Kinderstimmen ohne etwas verstehen zu können. Wir stellten uns vor und fragten, wer denn da telefonieren wolle, doch wir bekamen keine Antwort. Schliesslich sagte einer: „Hiit siit doch schono Gummii! Das si doch Schaafe!!“ Nun wussten wir, dass Joel telefonierte. Wie hatten die drei Schlawiner allein unsere komplizierte Telefonnummer samt Vorziffer eingestellt?! Ach, ja, es war ja Weihnachtszeit, und Joel hatte die „Hirtin auf dem Felde“ mit ihren Schafen gezeichnet und gemalt. Wir konnten uns nicht bedanken fürs Telefonieren und für die Aufklärung. Die Lausbuben hängten einfach wieder auf!

Seit einiger Zeit erzählen uns die Drittklässler Daniela und Joachim ihre reizenden Kinderwitze, die ich schon früher notiert habe, die aber immer wieder lustig zu lesen sind.



Daniela erzählte vom Bäckerlehrling, der eine Torte mit Glückwünschen zum Geburtstag garnieren sollte und ewig damit nicht fertig wurde. Da rief der Bäckermeister in den anderen Raum hinüber, wo der Lehrling arbeitete: „Weshalb dauert das so lang?! „Herzliche Glückwünsche zum fünfzigsten Geburtstag“ ist doch schnell geschrieben!“ Da antwortete der Lehrling: „Das schon, aber ich bringe die Torte einfach nicht in die Schreibmaschine hinein!“

Und der kleine Joachim erzählte vom Knaben mit dem nicht zu ihm passenden Namen. Ihm wurde vorgehalten: „Du heissest „Gross“ und bist doch so auffallend klein. Du hast wirklich den falschen Familiennamen!“ Doch der kleine Peter Gross wusste sich zu wehren und gab zurück: „Dein Name stimmt noch viel weniger! Du heissest „Weber“ und bist doch ein „Spinner“!“

---

Wir haben Daniela und Joachim für die Frühlings-Singwoche in Wildhaus angemeldet und sind gespannt wie dies Abenteuer ablaufen wird. Alle vier werden wir ein grosses Zimmer mit vollstängiger Couch bekommen.

---



Zu den drei Buben in Steffisburg wird  
gesagt: „Wer seid auch am bravsten, wenn ihr  
schlafft!“ Ja meint der jüngste, der kleine Joel:  
„Ja, Joachim, der allein ein Zimmer hat, der  
ist brav. Aber Adrian und ich, wir zwei, wir  
sind am Abend fit!“ Und dies stimmt. Statt  
schön zu schlafen kämpfen die zwei noch lange.



### Von der Literaturwissenschaft in Zürich

Emil Staiger, 8.2.1908 bis 28.4.1987, war von 1943 bis 1976 Professor für deutsche Literatur an der Universität Zürich. Er verstand es, Studenten aus aller Welt mit seiner Persönlichkeit und seiner Lehre zu faszinieren. Einige seiner Vorlesungen waren so gut besucht, dass sie nicht nur in die Aula, sondern zusätzlich in den grössten Hörsaal der Universität verlegt werden mussten, wohin die Vorträge mit Lautsprechern übertragen wurden. Germanistikstudenten mit Platzkarten hatten den Vortritt. So etwas erinnert an die unvergesslichen Kunstgeschichte-Vorlesungen für Studenten aller Fakultäten von Prof. Heinrich Wölfflin und an die gegen den Nationalsozialismus gerichteten Philosophievorlesungen Prof. Grisebachs.

Emil Staiger hinterlässt ein riesiges Gesamtwerk: "Die Zeit als Einbildungskraft des Dichters", "Meisterwerke deutscher Sprache", "Grundbegriffe der Poetik", "Die Kunst der Interpretation", ausserdem drei Bände über Goethe, ein Schillerbuch, Studien zur deutschen Literatur unter dem Titel "Spätzeit" (von Goethe bis Trakl und Benn), "Gipfel der Zeit" und Studien zur Weltliteratur. Dazu kommen noch Staigers Uebersetzungen: Tragödien des Sophokles, Griechische Epigramme, die "Orestie" des Aeschylos, der "Jon" von Euripides, Lieder der Sappho, Polizianos "Der Triumph Cupidos", Torquato Tassos "Werke und Briefe", ... Emil Staiger war Wissenschaftler und Dichter zugleich.

Ich studierte noch bevor Emil Staiger an die Universität Zürich kam. Zu meiner Zeit, 1929 bis 1934, wurde die deutsche Literatur von den Herren Prof. Emil Ermatinger und Prof. Robert Faesi unterrichtet. Für Ermatinger war nur derjenige ein Dichter, der eine "neue" und eigene "Idee" verkörperte, und die betreffende "neue Idee" wurde in der neuen Philosophie seiner Zeit und im Zusammenhang mit der Biographie des Autors mit wissenschaftlichen Methoden herausgearbeitet. Faesi hingegen sammelte in psychologischer Weise alles, was er über einen Autor erfahren konnte und war selbst mit vielen Schriftstellern seiner Zeit persönlich bekannt. Er *redete* von vielen, die Ermatinger nicht als "Dichter" anerkannt hätte und nannte sie einfach "Autoren" oder "Schriftsteller". Faesi schrieb mehrere wortreiche Riesenromane über Zürich, die folgendermassen überschrieben sind: "Die Stadt der Freiheit" (1944 Artemis-Verlag), 640 Seiten " Die Stadt des Friedens",



(1952), 592 Seiten, und "Die Stadt der Väter", (1967), 522 Seiten! Da Faesi in allen möglichen Universitäts- und Literatenkreisen verkehrte, konnte er auch ein Werk wie "Erlebnisse - Ergebnisse" niederschreiben, in dem er viele seiner Begegnungen mit berühmten Leuten ausführlich schildert. Am bekanntesten ist durch die Verfilmung seine Novelle "Füsilier Wipf" geworden. Doch er schrieb noch weitere, wie z. B. "Der König von St. Pélagie" und "Vom Menuett zur Marseillaise", sowie die "Zürcher Idylle" und "Das poetische Zürich". Weitere Werke Faesis sind: "Alles Korn meint Weizen", ein Roman und die Dramen: "Die offenen Türen", Lustspiel, "Die Fassade", Lustspiel, "Leerlauf", Komödie, "Der Magier", Komödie, "Odysseus und Nausikaa", Tragödie, "Opferspiel", Weihedrama, "Die schwarze Spinne", Operntext.

Auch Lyrik ist von Faesi veröffentlicht worden, so z.B. "Aus der Brandung, Zeitgedanken eines Schweizers", "Der brennende Busch", "Das Antlitz der Erde", "Tag unseres Volkes" (Festkantate) "Ungereimte Welt - gereimt", sowie Abhandlungen wie z.B. "Rilke", "Paul Ernst", "Thomas Mann", "Briefwechsel mit Thomas Mann", "Gestalten und Wandlungen schweizer Dichtung", "Heimat und Genius", "G.F.Meyer", "Spittellers Weg und Werk", "Gottfried Keller", "Dichtung und Geschichte".

All diese interessanten und schönen Werke sind aus Faesis unterhaltsamen Vorlesungen hervorgegangen. Nun aber kam Emil Staiger und packte die Literaturwissenschaft ganz neu und anders an. Er distanzierte sich zunächst entschieden von einem vorwiegend historisierenden, psychologisierenden oder im Biographischen beschränkten Umgang mit der Literatur. Er stellte die Texte, die wissenschaftliche Textanalyse, die einfühlsame Betrachtung des Werks in den Mittelpunkt. Er wollte - und hat es selber auf diese kürzeste Formel gebracht - dass wir begreifen, was uns ergreift. Eduard Stäuble schreibt: "Damit dies möglich wurde, musste man bei Emil Staiger zunächst einmal "lesen lernen", alle Sinne und den Geist schärfen für das Wort, seine vieldeutige Gestalt, seinen Klang, seine Höhen und Abgründe, für den Satz, seinen Bau, seinen Rhythmus. "Rhythmus" war ein Schlüsselwort Emil Staigers. Die Sprache des Dichters hat eine innere Bewegung; durch sie tritt der seelische Anteil des Dichters an seinen Werken in Erscheinung. Jeder Dichter hat seinen eigenen individuellen Lebens-



rhythmus, der sein Werk einmalig und unverwechselbar macht. Darum tritt uns durch die Werke der Dichter die schier unerschöpfliche Vielfalt menschlicher Lebensmöglichkeiten entgegen." Auch Sigmund Widmer, einst Stadtpräsident von Zürich, schreibt in der Züri-Woche über Emil Staiger, und zwar wie immer in leicht verständlicher Art (7.5.1987)

Im Alter von 79 Jahren verstarb Literaturprofessor *Emil Staiger*. Er hat das kulturelle Leben Zürichs in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts nachhaltig beeinflusst. Der aus dem Thurgau Zugewanderte erregte 1939 mit seinem ersten grösseren Werk «Die Zeit als Einbildungskraft des Dichters» Aufsehen in der Fachwelt. Noch während des Zweiten Weltkrieges wurde er Professor für deutsche Literatur an der Zürcher Universität. In den Nachkriegsjahren schuf er sich als Sprachwissenschaftler ein Ansehen, das weit über das deutsche Sprachgebiet hinausreichte.

Neu gegenüber der vorangegangenen Generation war bei Emil Staiger die Konzentration auf den literarischen Text. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger *Emil Ermatinger*, der gerne die Biographie des Dichters zu Hilfe nahm, um das Werk verständlich zu machen, beschränkte sich Staiger streng auf die Textinterpretation. Hier brachte er es zu wahrer Meisterschaft. So war ihm denn auch ein ungewöhnlicher Lehrerefolg beschieden. Auf dem Gipfel seines Ruhmes war der Zudrang zu seiner Hauptvorlesung (jeweils um 11 Uhr) derart, dass der Anlass in die Aula verlegt, Platzkarten ausgegeben und dennoch mit einer Laut-

sprecheranlage eine Übertragung in den zweitgrössten Hörsaal (101) organisiert werden musste.

„*Emil Staiger* beschränkte sich streng auf die Textinterpretation.“

Jede einzelne Vorlesung Staigers war in sich ein kleines Kunstwerk. Der exakt 45 Minuten währende Vortrag hatte jedesmal einen klaren Aufbau, und es bedeutete für Staiger ein besonderes Vergnügen, seine

Zuhörer nicht nur für die ganze Zeit an sich zu fesseln, sondern sie auch auf die Sekunde genau mit dem Gongschlag von 11.55 Uhr wieder in die – im Vergleich zur Harmonie der Dichtkunst – so unvollkommene Welt hinaus zu entlassen. Staigers Freude an Würde und strenger Form trug dazu bei, dass die Studenten diese Vorlesung bald einmal «Elfmäss» nannten.

Den Mittelpunkt von Emil Staigers Interesse bildete die Klassik. Neben den Klassikern aus der Antike, z. B. der griechischen Lyrik, aber auch Sophokles oder Horaz, denen er hervorragende Übersetzungen widmete, ist an Dante, Tasso, Shakespeare, vor allem aber an Goethe, doch auch an Schiller zu erinnern. Ebenmass und Ausgewogenheit, die «edle Grösse» der Klassik blieben für Staiger der verbindliche Massstab, an dem er die Dinge mass. Dabei darf seine enge Beziehung zur Musik, seine innige Verehrung für Mozart nicht vergessen werden.

Dieser klare Standpunkt führte schliesslich zu einem Eklat. Als Emil Staiger 1966 den Literaturpreis der Stadt Zürich erhielt, bedankte er sich dafür mit einer Rede, deren Hauptmelodie eine scharfe Kritik an der zeitgenössischen Literatur bildete. Ihre Werk, so hiess es da, «wimmeln von Psychopathen, von gemeingefährlichen Existenzen, von Scheusslichkeiten grossen Stils und ausgeklügelten Perfidien.» Und «wenn solche Dichter behaupten, die Kloake sei ein Bild der wahren Welt, Zuhälter, Dirnen und Säufer Repräsentanten der wahren, ungeschminkten Menschheit, so frage ich: In welchen Kreisen verkehren sie? Gibt es denn heute etwa keine Würde und keinen Anstand mehr, nicht den Hochsinn eines selbstlos tätigen Mannes, einer Mutter, die Tag für Tag im stillen wirkt, das Wagnis einer grossen Liebe oder die stumme Treue von Freunden? Es gibt

dies alles nach wie vor. Es ist aber heute nicht stilgerecht.» Die rhetorische Frage «In welchen Kreisen verkehren Sie?» wurde sogleich zu geflügeltem Wort.

Natürlich setzten sich die angegriffenen Schriftsteller zur Wehr. Es entstand eine lebhaft Auseinandersetzung auf hohem Niveau, die als «Zürcher Literaturstreit» in die Kulturgeschichte des deutschen Sprachgebietes eingegangen ist. Das Thema hat – obwohl seither 21 Jahre vergangen sind – nichts von seiner Aktualität verloren.

Auch heute noch berührt jede ernsthafte Kulturdiskussion den von Staiger formulierten Gegensatz zwischen klassischer Harmonie und moderner Unbehautheit.

„*Der «Zürcher Literaturstreit» ist als eine Auseinandersetzung auf hohem Niveau in die Kulturgeschichte eingegangen.*“

Abschliessend sei noch über eine Begegnung Emil Staigers mit Alexander Solschenizyn berichtet. Der russische Nobelpreisträger arbeitete damals (1974) intensiv in einem abgelegenen Bauernhaus in Sternenbergl. Staiger, obwohl «grundsätzlich» nur am Text interessiert, hätte gern einmal den berühmten, aber menschencheuen Autor persönlich kennengelernt. Als Staiger und seine Frau Sybill in Sternenbergl eintrafen, war Solschenizyn, der schon mehrere Stunden hart gearbeitet hatte, eben daran, sich zwei Eier zum Frühstück zu kochen und wenig erpicht auf Besuch. Aber dann fanden die beiden doch Freude aneinander, und nachher meinte Staiger, er sei vor allem von des Russen freier Heiterkeit überrascht gewesen. Das entsprach Staiger mehr. Denn namentlich auf der Höhe seiner Schaffenskraft gehörte zu Staiger jene kräftige attische Heiterkeit, die er nun wohl wieder, und diesmal endgültig, gefunden hat.



Der "Vollständigkeit" halber folgt hier noch, was Eduard Stäuble ausserdem unter dem Titel "Das verlorene Mass" über Staigers Botschaft schreibt:

*Was ist der Mensch?* Das war die Frage hinter allen deutenden Bemühungen Emil Staigers. Durch alle Individualitäten hindurch zielte seine Suche aber letzten Endes nach dem Allgemein-Menschlichen, nach dem Beständigen in der fliehenden Zeit, nach den Gesetzmässigkeiten selbst noch im chaotischen Kunstgebilde. Denn so wie er von der Eigengesetzlichkeit des Individuums überzeugt war, so glaubte er fest an Spielregeln, durch die allein ein gedeihliches Zusammenleben von Individuen in einer Gemeinschaft überhaupt erst möglich wurde. Achtung vor dem einzelnen zeichnete sein Denken ebenso aus wie die Forderung an den einzelnen, eine Ordnung anzunehmen, die allein gemeinschaftsfähig machte.

### Angstvolle Freiheit statt Dogmen

Damit war seine Literaturwissenschaft längst nicht mehr nur Sache eines weltfernen Schöngelstes, auch nicht mehr Sache eines dicht abgekapselten akademischen Zirkels, sondern eine Sache, die alle anging, eine Sache der Öffentlichkeit, eine res publica. Nie sprach er deshalb nur als Professor zu Studierenden, immer sprach er auch als Bürger zu Bürgern, als Mensch zu Menschen. Und er tat es auf fesselnde Weise, was mit beitrug zu seinem Erfolg. Er war ein *meisterhafter Redner* – der jede Vorlesung wortgetreu aufgeschrieben hatte, sie aber mit raffinierter Technik derart vortrug, als spräche er frei aus dem Augenblick heraus. Er verzichtete auf jeden Gelehrtenjargon, sprach für jedermann verständlich. Und durch alle strenge Wissenschaftlichkeit hindurch spürte man stets sein eigenes liebhabermässiges Vergnügen an der Sache, die innige Leidenschaft auch, die ihn mit jedem grossen dichterischen Kunstwerk verband. In seinen Vorlesungen und Büchern vereinte sich Liebe zum Gegenstand mit solider Sachkenntnis, methodische Virtuosität mit un-nachahmlicher sprachlicher Eloquenz. Er verfügte über ein einzigartiges, jeder Dichtung gemässes künstlerisches *Einfühlungsvermögen*. Er hatte einst *Musik* studieren wollen (und begann jeden Tag bis ins hohe Alter mit einer Stunde Klavierspiel), und in Genf oblag er eine Zeitlang dem Studium der *Theologie*. Von beidem war in seinen Werken und Reden immer etwas zu spüren. Vor allem in der Ueberzeugungskraft, mit der er den Hörern und Lesern seine Botschaft näherzubringen suchte, fand sich manchmal fast etwas Missionarisches. (Da er seine Vorlesungen mit Vorliebe um 11 Uhr abhielt, sprachen wir Studenten spöttelnd von «Emil Stai-

gers Elf-Uhr-Messe».) Dabei war er *alles andere* als ein sturer Dogmatiker. Er war vielmehr ein echter Liberaler. Ich erinnere mich einer ersten Vorlesung bei ihm, einer «Einführung in die Literaturwissenschaft». Er schickte ihr ein paar Worte über den Sinn und die rechte Art des akademischen Studiums voraus: Wir seien nun nach wohlbehüteten Schuljahren als Studenten einer «angstvollen Freiheit» ausgesetzt, und wir sollten diese annehmen und nicht vor ihr fliehen; wer nach *Sicherheit in Dogmen* verlange, der «verlange zu wenig»; wir sollten uns hüten vor fixen und fertigen Kategorien, wir sollten uns allen menschlichen Möglichkeiten gegenüber frei und offen halten, Liebe zur Literatur und Liebe zum Menschen gehörten unabdingbar zusammen, und es möge sich jeder genau prüfen, ob er nicht vielleicht Literaturwissenschaft betreibe aus Ressentiment gegen die Dichter. Verkappte und verhinderte Dichter als Literaturwissenschaftler seien gefährlich.

### Gegen den Hochmut und die Einäugigkeit

Er selber war immer wieder bereit, seinen eigenen Standpunkt zu relativieren. Mit derselben Hingabe konnte er sich auf grundverschiedene Werke einlassen. Er trat nicht mit festgefühten Massstäben an das Kunstwerk heran. Er befragte es behutsam auf die ihm innewohnenden Möglichkeiten. Denn das waren für ihn *Möglichkeiten des Menschen*, denen er mit manchmal heiterer, meist aber mit ernster Lust nachspürte und denen er einen weiten Spielraum gab.

Anfänglich hatte er seine Methode der *werkimmanenten Interpretation* wohl mit etwas allzu ausgeprägter Einseitigkeit herausgestellt. Die Sache verlangte es. Dann aber, als sich die Methode bewährt und befestigt hatte, nahm er auch historische, biographische und gesellschaftspolitische Zusammenhänge wieder vermehrt in seine Perspektiven auf; schon früh erklärte er denen, die das bei ihm vermissten, «dass es einbarer Hochmut sei, sich beim Erklären von Sprachkunstwerken auf den Text beschränken zu wollen». Es war weniger der Lehrer als gelegentlich ein einzelner Schüler, der seine Kunst der Interpretation allzu einäugig betrieb und dann und wann übers Ziel schoss. Als einmal einer unserer Kollegen Grillparzers Geschichte vom «Armen Spielmann» mit Hilfe falsch angewandter «Grundbegriffe der Poetik» in

eine völlig verkehrte Richtung interpretierte, seufzte Emil Staiger, ebenso erschrocken über den Schüler wie über sich selbst: «Herr Fluhmann – es tut mir

leid – Sie sind ein Opfer meines Buchs geworden!»

### Die «Staiger-Schüler»

Wenn er missverstanden wurde, war es durchaus nicht immer seine Schuld. Im Gegenteil, er suchte das gegenseitige Verstehen. Er hatte eine ausserordentliche Gabe, uns helfend beizuspringen, wenn wir, von seiner Meisterschaft weit entfernt, einen Gedanken mehr schlecht als recht ausdrückten. Er erfasste schnell, was einer eigentlich sagen wollte, und gab dem Gedanken seine präzise und vollendete Form. Man fühlte sich dann voll verstanden und war beglückt – und merkte manchmal erst später, dass man eigentlich nicht so ganz das gemeint hatte, was er einem freundlich unterschoben. Dann haderte man im stillen mit sich und mit ihm; aber selbst dieses Hadern war dann wieder fruchtbar und förderlich. Hie und da war man vielleicht auch ein bisschen sauer auf den überlegenen Meister, der einen so geschickt vereinnahmte; am Ende jedoch bewunderte man immer wieder seine Ueberzeugungskraft.

Eine ganze *Generation von Germanisten* hat bei Emil Staiger deutsche Literatur verstehen und interpretieren gelernt. Die «Staiger-Schüler» wurden ein Begriff. Anfänglich war jeder stolz darauf, ein «Staiger-Schüler» zu sein. Als dann 1966, nach der Zürcher Schauspielhausrede, zur wilden Jagd gegen den «moralpredigenden» Professor geblasen wurde, verleugnete manch einer treu- und danklos seine «Staigerschaft». Es galt eine Zeitlang geradezu als ungeschicklich, die Vorlesungen dieses Lehrers besucht zu haben. Sogar die geplante Festschrift zum 60. Geburtstag Emils Staigers ist jenem Streit zum

Opfer gefallen. Auch eine Dankschrift seiner Schüler zum 65. Geburtstag scheiterte an gewissen Bedenken, die noch sieben Jahre später Folgen jenes «Zürcher Literaturschocks» waren. Immerhin durfte er es noch knapp erleben, dass eine jüngere Studentengeneration seine noch immer glanzvollen Vorlesungen wieder zu schätzen begann.

### Der Zürcher Literaturschock

Wir haben es *Erwin Jaecle* zu verdanken, dass wir die Geschichte jenes Literaturkrieges in einer nahezu lückenlosen Dokumentation überblicken können. («Der Zürcher Literaturschock. Ein Bericht», erschienen 1967 im Verlag Langen-Müller, München-Wien.) Emil Staiger hat die offene und hartnäckige Auseinandersetzung nie gescheut. Aber er stellte *hohe Ansprüche* an sie. Der Sturm, der ihm entgegen-



schlug, als er seine Dankrede für den Zürcher Literaturpreis hielt, erfüllte solche Ansprüche nicht. Die Auseinandersetzung war über weite Strecken vielmehr gezeichnet durch eine heute kaum mehr begreifliche Gehässigkeit, ja Rüppelhaftigkeit. Der Schock legte «viele Eitelkeiten, Vorbehalte, Marktinteressen, Fehlurteile, Fragen, Leidenschaften, Sorgen, Nöte und Ziele unseres modernen Literaturbetriebs bloss» (Erwin Jaeckle), welche die Grundfragen mehr zudeckten als dass sie das durchaus zeitnotwendige, ernsthafte Gespräch in Gang gebracht hätten. Emil Staiger hatte wohl den damals explosiv geladenen Zeitgeist falsch eingeschätzt und sich selber durch das, was er schon viel früher und schon öfter geschrieben hatte und nun in aller Öffentlichkeit unüberhörbar aussprach, den Literaturlöwen zum Frasse vorgeworfen. Aber der Widerhall auf seine Rede gegen eine gewisse Art zeitgenössischer Literatur, die nur noch «im Scheusslichen und Gemeinen wühlt»,

die in der «Kloake ein Bild der wahren Welt» sieht und der nur noch «Zuhälter, Dirnen und Säufer Repräsentanten der wahren, ungeschminkten Menschheit» sind – dieser Widerhall bewies immerhin, dass er einen Nerv der Zeit getroffen. Wegen nichts bricht eine solche Erregung nicht aus. Der Widerspruch bewies zumindest, dass er ein lange unausgesprochenes und unterschlagenes Problem unserer Zeit zur Diskussion gestellt hatte. Bedauern mochte man höchstens, dass dieser «Zürcher Literaturschock» sich nicht als reinigendes Gewitter erwies, dass er nicht zur erwünschten, gründlichen und vertieften Auseinandersetzung, zu einem heilsamen Dialog geführt hat, sondern schliesslich in eher böartigen oder kleinkarierten Zänkereien verbröselte. Dabei hätte eben diese Zeit kaum etwas nötiger als eine durchgreifende Besinnung auf unsere missliche Lage, ihre Ursachen und möglichen Abhilfen. Hierzu hat uns Emil Staiger mit seinem Hinweis auf eine bestimmte heutige Literatur etwas sagen wollen; aber statt mit aufrüttelnder Betroffenheit reagierte man mit blinder Wut und blankem Hohn. Das Gespräch blieb auf der Strecke.

### Schonungslose Diagnose

Emil Staiger zog sich, angewidert von soviel Böswilligkeit und Feindschaft, ins Schweigen zurück und überliess den Leuten seine Bücher, in denen seit jeher alles stand, was er uns sagen wollte. Zum Beispiel in seinem «Schiller»-Buch, wo er die heillose Lage unserer Gesellschaft schonungslos diagnostiziert hat:

«Die neuen Errungenschaften fügen sich nicht zu einer Ordnung zusammen. Sie bleiben deshalb *unverbindlich*. Sie

liegen herum. Sie *verpflichten* zu nichts. Wir wenden uns dem oder jenem nach unserer augenblicklichen Laune zu und legen es wieder verdrossen beiseite. Das währt nicht lange. Ungestörtes Belieben ermüdet den Menschen rasch. Und alsbald unterwirft er sich der ersten besten *Gewalt*, die ihn dem Taumel in Möglichkeiten enthebt, dem rohesten *Willen zur Macht* im Staat und der wildesten *Brutalität in der Kunst*. Wir haben es mit Entsetzen erlebt und erleben es wieder und immer noch. Was hilft es aber, das Uebel zur Sprache zu bringen? Es scheint ja fast, man habe sogar den blossen Gedanken an einen *Ausweg* nachgerade *aufgegeben* . . .

Was sichert die Dauer einer Gemeinschaft? *Mass, Gerechtigkeit, Selbstbegrenzung, Wahrheitsliebe, Verfemung des Bösen, Tugend*. Dies alles tritt selbstverständlich in Kraft, wo eine Gemeinschaft als solche *es will*, und es welkt dahin und wird verdächtig als hohle Phrase und Ideologie, wo eine Gemeinschaft den echten Glauben *an sich selber* verliert und zerfällt.»

Das ist, weit über alle Literaturwissenschaft hinaus, *politisches Bekenntnis, Zeitkritik*, die uns bewusst machen will, wie sehr wir in allen Dingen *ein massloses Geschlecht* geworden sind; im Erschaffen wie im Zerstören, im Reichtum wie in der Armut, im Glanz wie im Elend, in der Macht und in der Ohnmacht, im Glauben wie im Unglauben. Wir übertreiben alles, den Fortschritt und den Protest, den Zwang und die Freiheit, die Hoffnung und die Angst. Drum wächst uns alles über den Kopf. Wir sind der rasenden Entwicklung kaum mehr gewachsen. Je mehr wir gewinnen wollen, um so mehr werden wir verlieren. In allen Dingen haben wir das Mass verloren. Wir hängen verlorenen Paradiesen nach und richten darüber diese Welt zugrunde.

Emil Staiger war kein literarischer Schöngeist, er war ein hellsichtiger Zeitkritiker. Aber im Getöse und Getriebe unserer Welt ist seine warnende Stimme weithin verhallt, ist seine Botschaft und die seiner Dichter an uns verweht. Eines Tages wird man sich ihrer wieder erinnern. Es braucht noch nicht zu spät zu sein.



Aus dem "Limmattaler" erfuhr ich am 25. 5. 1987, Ernst Kappellet sei am "Mittwoch, 20. 5. 87, gestorben. Sofort schrieb ich der Trauerfamilie ein Kondolenz-Brieflein. Der Schriftstellers Frau, Waltrud Kappellet-Huber besuchte im Meilen mit mir die gleichen zwei Sekundarschulklassen bei den Lehrern Stelzer (Historiker), Ess (Mathematiker und "Erfinder" des Wanderweg-Markierung), Weber und Spörri... Waltruds Vater war Lehrer an der Schweizerische in Buenos Aires, kehrte aber in die Schweiz zurück, als seine Kinder ins Sekundarschulalter kamen. Wahrscheinlich wollte er Waltrud und seinem Sohn Konrad eine solide schweizerische Schulbildung ermöglichen. Während ich nach der zweiten Klasse der Sekundarschule in Zürich die Oberrealschule (heute "Mathematisch-Naturwissenschaftliches Gymnasium" genannt) besuchte, fuhr Waltrud jeden Tag mehr oder weniger mit den gleichen Zügen <sup>wie ich</sup> zweimal von Meilen nach Zürich. Ich sah sie immer wieder, hätte es aber nie gewagt, ein Wort an sie zu richten. An einem Fensterplatz oder in einer Ecke des Bahnwagens sitzend lernte ich meine französischen und englischen Vokabeln, schaute auch zwischen Meilen und Feldmeilen aus dem Wagenfenster hinunter zur See-Strasse, um meine ehemaligen Schulkameradinnen und Schulkameraden mit dem Fahrrad fröhlich zur Schule tadeln zu sehen. Da war der lustige Hans Wächter aus der Kunst-Töpferei, da waren Samuel Hofmann und Heidi Ernst aus der Roskart-Spinnerei...

Später sah ich Waltrud Huber an der Universität Zürich wieder. Da sie ihre frühe Jugend in Argentinien verbracht hatte, sprach sie flüssend spanisch, und es lag auf der Hand, dass sie Romanistik studierte. Sie doktorierte auch in diesem Fach. Einige Literaturvorlesungen besuchten wir Sekundarlehrer-Kandidaten zusammen mit den Romanisten und den Germanisten, und so kam es, dass Ernst Kappellet, der mit mir in der Ausbildung zum Sekundarlehrer stand, auch Waltrud Huber zu Gesicht bekam und, hemmungslos wie er war, auch sogleich ansprach und kennen lernte. Er begann für sie zu schwärmen und veröffentlichte sofort seine Gedichte unter dem Titel "Versuchte Stufe". Oft diskutierten wir im Turm der Universität, wo die Sekundar-



lehramtskandidaten einen speziellen Raum zur Verfügung hatten. Ernst Kappeler versuchte auf alle möglichen und einige unmöglichen Weisen die Aufmerksamkeit der Studenten und besonders Waltruds auf sich zu lenken, was ihm meist auch gelang. Wenn er etwas besonders Auffälliges geleistet hatte, erzählte er die Geschichte jedem, der sie hören wollte. So steuerte er eines Tages auf mich zu und sagte, es sei ihm gelungen, in der Mittagszeit auf dem Bellevueplatz einen mittleren Skandal zu veranstalten. Er habe sich dort mit Waltrud verabredet. Statt sich aber höflich und freundlich zu begrüßen hätten sie sich auffällig und mit grossem Lärm öffentlich nach Noten verohrt feigt, bis die Leute sich anschickten zu Hilfe zu kommen und einzuschreiten. Da hätten sie sich geküsst und seinen Arm in Arm lachend abmarschiert, die verdutzten Leute hinter sich lassend!

Ernst Kappeler versuchte auch immer wieder neue Wörter zu erfinden. Diese legte er mir jeweils stolz vor und fragte mich nach meiner Meinung, die natürlich zustimmend sein musste. Auf etwas anderes hätte er nicht gehört. So schwärmte er eines Tages vom prächtigen Wort „angepflockt“ und besonders vom seinem Satz: „Mein Herz ist an das deine angepflockt!“...

Die Sekundarlehramtskandidaten müssen sich über einen längeren Aufenthalt im französisch sprechenden Teil der Schweiz oder in Frankreich ausweisen können, um zur Abschlussprüfung zugelassen zu werden, und dieser Aufenthalt muss zu intensivem Sprachstudium verwendet werden, was meist an einer Handelsschule, in Ferienkursen und an Hochschulen geschieht. Ich verbrachte einen ersten Sprachaufenthalt in Genf, einen zweiten gleichzeitig wie Ernst Kappeler in Paris, wo ich ihn zwar nur selten antraf, da er in einem besseren Quartier eine luxuriöse Wohnung gemietet hatte, während ich mich in der Nähe des Jardins de Luxembourg mit einem kleinen Zimmer begnügte, in einem Haus, in dem früher einmal Emile



Zola logiert hatte. Als Ernst Kappeler in Paris erfuhr, dass Waltrud krank geworden war - eine Niere musste entfernt werden - da packte er seine Violine, rannte zur Gare de l'Est und fuhr nach Meilen in die Schweiz zurück, um Waltrud ein Ständchen zu bringen. Dann fuhr er zurück nach Paris, ohne in der Schweiz seine Eltern oder sonst wen gesehen zu haben. Kappelers Vater war Bankdirektor in Uster. Von ihm redete er nur selten, dafür umso mehr von seiner Mutter, die auch immer wieder in seinen Werken eine grosse Rolle spielt. Ernst verkehrte mehr und mehr in Meilen und kam auch gelegentlich zu uns auf die "Hürnen". Später, als die beiden verheiratet waren, erlebten sie auch starke Schicksals schläge, was Ernst Kappeler in seinen Schriften verarbeitete. Eines seiner Kinder starb im blühenden Alter (offenbar an Tuberkulose in Clavadel). Kappeler gab den Lehrerberuf früh auf und wurde Personalbetreuer bei Migros. Als ich Präsident der Volkshochschule Vétikon war, liess ich Kappeler einige Vorträge im Singsaal des Zentralschulhauses halten, die recht gut besucht waren und guten Anklang fanden. Viel später, als ich meine Aquarelle ausstellen musste, kam er mit Waltrud und kaufte zwei davon.

Im Alter von 28 Jahren, 1939, veröffentlichte Kappeler im Oprecht-Verlag „Ein Schulmeister spricht“, was auf ein grosses Selbstbewusstsein schliessen lässt. Der Autor war sich seines Wertes stets bewusst. Vom auf dem Buchumschlag liess er sich als ganz jungen Lehrer inmitten seiner Schüler abbilden. Er sitzt auf der Ruine Togenhausen, wenn ich mich nicht täusche, die Schüler lagern ihm zu Füssen im Gras. Schon vorher war Lyrische Fichtung unter dem Titel „Aufbruch“ erschienen, und die Gedichte „Versuchte Stufe“ habe ich schon früher erwähnt.

In der Kriegszeit, 1942, erschien „Schülerhilfsdienst“. Von 1965 bis 1972 gab Kappeler die pädagogische Reihe „Ver-



frauen" heraus (Verlag Schweizer Jugend, Solothurn) und leitete 15 Jahre lang die Problemseite der Zeitschrift „Schweizer Jugend“. Seine bekanntesten pädagogischen Werke sind „Warum junge Menschen fragen“ und „Erzieher ohne Lücken“. Auch Romane und Jugendbücher Kappelers hatten grossen Erfolg, so z. B. „Klasse 1 und 2“, „Piloten“, „Flieg Fernost“, ... sowie Lyrik, Bühnennetze und Hörspiele. Weitere Titel: „Ich glaube an den Menschen“, „Es schneit in mir“, Radio-Worte zum neuen Tag“.... Weiteres entnimmt man in den letzten Tagen (22. bis 25. 5. 1987) aus der Presse. In der Todesanzeige des Tages-Anzeigers liest man „Utikon, 20. Mai 1987. Heute morgen wurde unser lieber Ernst Kappeler von seinem langen, schweren Leiden erlöst. Er hat uns und anderen viel gegeben. Er wird uns fehlen.“ Unterschriften ist die Mitteilung von Waltraud Kappeler-Heubel, von Tochter Barbara und Schwiegersohn Walter Jung-Kappeler und deren Kinder Thomas, Ursula und Mattina, von Sohn Andreas und Schwiegertochter Regine Kappeler-Oberndorfer mit Enkelkindern Florian und Annette, sowie von Tochter Maja Kappeler.

### Ernst Kappeler gestorben

(sda) Der Zürcher Schriftsteller Ernst Kappeler ist am Mittwoch im Alter von 76 Jahren an seinem Wohnort Utikon gestorben. Kappeler, nach seiner Ausbildung vorerst als Sekundarlehrer in Andelfingen, Winterthur und Zürich tätig, wurde unter anderem als Autor zahlreicher pädagogischer Arbeiten und Jugendbücher bekannt. Er erhielt 1942 den Conrad-Ferdinand-Meyer-Preis und 1968 den Schweizer Jugendbuchpreis. Stadt und Kanton Zürich verliehen ihm Ehrengaben. **14.22.23.5.87.**

#### Lehrer und Dichter F.A. 25.5.87

Ernst Kappeler wurde am 14. Juni 1911 in Uster geboren. «Als es geschehen war, eilte mein Vater ins Gemeindehaus, um mich anzumelden. Ein neuer Bürger wurde ins Dorfregister eingetragen.» In Uster verbrachte er weitere fünfzehn Jahre seines Lebens bis zu seinem Eintritt ins Lehrerseminar. «Dorthin ging ich, weil es gratis Klavierstunden gab und ich Musiker werden wollte.» Leider wurde er trotz weit geöffneten Fenstern von keinem musikbegeisterten Passanten entdeckt, und er wurde erst einmal Primarlehrer in Andelfingen.

Seine ersten Gedichte schickte er an die verschiedensten Zeitungsredaktionen, meist umsonst. Um so mehr freute er sich, als 1934 ein Liebesgedicht auf der Titelseite der «Neuen Zürcher Zeitung» erschien. Stolz promenierte er mit offener Zeitung auf der Bahnhofstrasse, überzeugt dass jeder ihm den ganz grossen Poeten ansehen musste.

Vor und während der Kriegsjahre entstanden weitere Gedichtbände, die Titel

tragen wie «Versuchte Stufe», «Der Aufbruch» und «Der Kreis». Fast alle sind heute vergriffen und stehen als wertvolle Einzelexemplare in Kappelers Glaschrank.

#### Antworten auf Fragen junger Menschen

Genauso sorgfältig bewahrte er neben seinen eigenen auch die «Werke» der vielen jungen Menschen auf, die ihm im Laufe der Jahre geschrieben haben. Säuberlich verschnürt ruhen die Briefe in Schuhschachteln auf dem Estrich, Tausende von Sorgen junger Menschen, auf die Ernst Kappeler eine Antwort suchte. Manche unglückliche Liebe hatte sich zum Guten gewendet. Kappelers wurden oft an Hochzeitsfeste eingeladen. Andere Jugendliche fanden ihren Ausweg trotz allem nur noch im Selbstmord. Der Hilfeschrei verhallte im Nichts.

«Wir können die Erde nicht selber drehen. Wir müssen warten, bis die Sonne wiederkommt.» Diesen Aphorismus richtete Ernst Kappeler nicht nur an seine Leser. Er selber kämpfte immer wieder um das Licht auf der dunkleren Seite seines Lebens. Seine Familie und seine Freunde nannten ihn Bär, und Bären sind keine leichtfüssigen Wesen. Höhenflüge liegen ihnen kaum. Ernst Kappeler schrieb zwar zwei Fliegerbücher, für die Swissair flog er um die halbe Welt. «Aber die Erde blieb mir an den Schuhen kleben, und ich zweifelte, ob der Riesenvogel mit mir darin überhaupt in die Höhe steigt.»

Schritt für Schritt ging Ernst Kappeler



seinen Weg, nahe an der Erde, und ganz am Schluss blieben ihm auch noch diese Schritte versagt. Er sass am liebsten in der Sonne im Garten, betrachtete die Blumen ringsum und kannte sie alle mit Namen. Die Vögel pickten ihm die Körner aus der Hand. Und manchmal wünschte er sich wieder gesunde Beine, die ihn wie früher auf hohe Berge tragen. Täglich erhielt er noch immer mehrere Briefe junger Menschen, die ihm ihre Sorgen anvertrauten, über zerbrochene Freundschaften klagten. Er war für sie da und wusste, dass das Leben immer wieder Prüfungen bereit hat.

#### Für andere dasein

«Probezeiten» hiess denn auch sein letztes Buch. Er erinnerte sich darin an die wichtigsten Stationen seines Lebens, an schwere Schulstunden und wie er einmal mit Schneeflocken rechnete, an sein krankes Kind und an einen Geburtstag seiner Mutter. Es sind bald ernste, bald heitere Geschichten, die sein überzeugendes Engagement für echte Menschlichkeit mit aller Kraft vermitteln. In einem Brief an Jugendliche schrieb er: «Viel Zeit ist schon vergangen. Wenig Zeit bleibt noch auf der letzten Lebensstrecke. Mein erstes Gedichtbändchen findet man nirgends mehr. Nur mich findet man noch, allerdings weiss und alt geworden. Wir haben unser Leben geschenkt bekommen, damit wir nicht für uns, sondern für die andern dasein können.»

Ernst Kappeler ist seinem Lebensauftrag treu geblieben.

Käthi Kaufmann-Egger.

Bereits beobachtet und uns davon erzählt. Herr Kunz war mit der Vereinspräsidentin, Fräulein Glauser, mit einer Biologiestudentin und mit etwa fünf Männern des Vereins am Werk. Mit einem Paddelboot waren zwei Naturfreunde am Werk. Sie zogen die überhand nehmende Krebschere (= Wassersäge = *Statoides aloides*) sorgfältig heraus und schichteten im Wald nordwestlich des Weithers einen riesengrossen Haufen davon auf. Einige Pflanzen sammelten sie in Kübeln für den Landschaftsgärtner Beschiger.

Ernst Kappeler starb am 20. Mai '87, und anschliessend wurden wir durch die Zeitungen wieder einmal auf ihn aufmerksam gemacht.

Doch das Leben ging weiter. Am Samstag, 23. 5. 1987, als ich im Garten den Kompost umschaufelte und mit gehäckseltem Holz vom Baumschnitt mischte, fiel mir auf, dass drei Automobile mit Leuten und Werkzeug in den nahen Wald hinauf fuhren. Ich vermutete, dass sich die Naturfreunde am „Gigelibode“ an die Arbeit machten. Nach einer Weile unterbrach ich meine Arbeit und schaute nach. Unser Nachbar, Herr Büchler, war mit seinem Hund im Wald gewesen und hatte die Arbeit der Naturschützer



Ernst Kappeler:

# Wohin wollen wir fliehen?

Übermorgen, am Sonntag, hätte er Geburtstag gehabt. 76 wäre er geworden. Aber Ernst Kappeler ist nicht mehr. Am 22. Mai hat sein Herz zu schlagen aufgehört. Sein grosses Herz, das für Unzählige, vor allem junge Menschen schlug, das offen war für ihre Nöte und Kümernisse, das sie spürten hinter all seinen Antworten auf die Briefe, die er von ihnen bekam.

Ernst Kappeler, ein Leben lang neben seinem Beruf als Sekundarlehrer als Briefkastenonkel tätig, ist der Autor erfolgreicher Jugend- und Erziehungsbücher; aber vor allen anderen wurde das Buch «Es schreit in mir» zu einem Bestseller. Darin veröffentlichte er Briefe und Antworten aus seiner Korrespondenz mit Jungen. Weniger bekannt sind seine Gedichte und seine Tagebuchaufzeichnungen, aus denen wir hier einige Abschnitte aus seiner letzten Lebenszeit auswählen. Gedanken über Leben und Sterben, die mich bewegen – unterwegs auf den eigenen Tod zu. SK.

Ich müsste jetzt alles mit grossen Buchstaben schreiben. Nicht weil es besonders wichtig wäre, was ich sagen kann, sondern weil es bald das Letzte sein wird. Ich suche einen Namen für dieses Letzte.

«Gedanken vor dem grossen Einschlafen» oder «Zwischenräume». Ich wähle den zweiten. Weil ich weder in meinem Beruf noch in meiner Ehe wirklich gelebt habe, sondern in den Zwischenräumen. Dort wurde ich angefasst und zur Aussage getrieben. Auch zur Verzweiflung. Manchmal zum Glück. Immer in den Zwischenräumen.

Es ist Sonntagmorgen. Ein blauer Vorfrühlingshimmel. Sonne. Die ersten gelben und violetten Krokusse. Gestern Abend und in der Nacht: Wieder ein Gang auf dem Grat zwischen Leben und Tod. Mir schien, dass nur noch Zentimeter fehlten. Dann dieser Morgen. Ich ging durch den Garten. Mit einem hohen Stecken, den ich im Herbst von einem meiner Bäume geschnitten hatte und der über den Winter am Rand des Rosenbeets liegengeblieben war. Er war einen Meter höher als ich.

Ich erinnerte mich, als Kind das Bild eines Schafhirten gesehen zu haben mit einem solchen Stock. Ich stützte mich auf ihn, weil meine Hüften schmerzten. Aber während ich über die Wiese ging, zwischen den ersten Gänseblümchen und Primeln hindurch, merkte ich, dass ich mich auch auf ihn stützte wie auf jenen Gedanken, der mich als Kind beim Betrachten des Bildes mit dem Schafhirten immer bewegt hatte: Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Ich hielt den hohen Stecken aus Ahornholz und lehnte mein ganzes Gewicht auf ihn, war der Gestützte

Holzschnitt: Heinz Keller

und zugleich der stille Hirte einer unsichtbaren Herde, die mir erlaubte, so, als Hirte, durch meinen Garten zu gehen.

Weil ich doch niemanden hatte an diesem Morgen, der mit mir, nach der angstvollen Nacht, durch den Garten gegangen wäre.

Jetzt müsste ich in meinem Tagebuch ein Blatt leer lassen. Früher tat ich es immer, wenn ich einen Menschen verlor, den ich liebte. Einmal leer atmen, riet mir meine Mutter einst. Diese weisse Seite war der Atemzug. Jetzt kann ich mir diesen Luxus nicht mehr leisten. Auch den Luxus allzulanger Trauer nicht mehr. Die Zeit wird kostbar. Man errechnet seine Jahre nicht mehr von vorn, von der Geburt her. Man zählt sie nach vorn, ohne zu wissen, wie viele noch bleiben.

Kinder fliehen aus dem Garten, aus dem Haus, und die Welt vor ihnen scheint ohne Grenzen. Wohin wollen wir fliehen?

Der Ausgang ist verriegelt. Wir klopfen vergeblich ans Tor. Es antwortet niemand.

Wir laufen ein Leben lang im Kreis und glauben, wir gelangten vorwärts. Erst auf dem letzten Wegstück, wenn wir uns immer deutlicher an unser Kindsein erinnern, merken wir, dass wir im Kreis gingen. Das Lallen des Alters mündet in das Lallen des Säuglings, die tastenden Schritte des



Greises gehen in die Gehversuche des Einjährigen.

Und wenn wir endlich schweigen, sind wir in das Schweigen vor unserer Geburt eingegangen und geben unsere Namen ab.

Ich fuhr abends in mein Heimatdorf. Ich wollte meine Mutter besuchen. Früher wendete ich am Bahnhof nach links, dorfaufwärts bis zum Wald, wo unser Haus steht. Sie sass in den letzten Jahren fast immer am Fenster und wartete. Wenn ich das Gartentor öffnete, wendete sie den Kopf, legte die Brille weg, wenn sie gerade etwas gelesen hatte, und erhob sich langsam. Wir begegneten uns an der Haustür.

«Schön, dass du wieder einmal kommst», sagte sie und führte mich in die Stube. «Wie geht es dir?» Nachher verschwand sie in der Küche. Sie wollte mir etwas kochen. Wie früher. Sie dachte, ich müsse Hunger haben, weil ich so lange nicht mehr bei ihr gewesen war. Es nützte wenig, wenn ich mich wehrte. Ich hätte ihr auch die ganze Freude verdorben. Heute fahre ich nicht mehr nach links. Ich wende nach rechts, dem Schlosshügel entgegen und dann zum Friedhof. Dort wohnt sie jetzt. Zusammen mit dem Vater. Beide schweigsam nebeneinander.

Ich öffne das schwere eiserne Tor und lasse es leise wieder ins Schloss fallen. Damit niemand erwacht in diesem

grossen Garten, unter dem die Toten liegen.

Jetzt ist die Zeit, da die Hintergründe grösser werden als die Vordergründe. Das Wegstück, das ich noch zu gehen habe, ist kurz. Ich kann es über schauen. Aber die Augen, nicht die Füsse, sind friedigt von der kurzen Strecke, gehen weiter hinaus, über die Grenze Jahr um Jahr ein Stück weiter.

Oder scheint es nur so, weil die Sonne hinter mir tiefer steht und die Schatten länger hinausfallen? Man möchte wenigstens bis dorthin schauen, wo wieder hell wird. Aber keiner gelangt zum Licht, das jenseits wartet, solange er hier ist. Die Kraft reicht nicht aus. Der Glaube zögert.

Ob dort nicht, in einer Masse von Nacht, nur Licht ohne Leben ist? Ohne Leben, wie ich es hier zu fassen vermag in kleinen Stücken, in vielen Farben verteilt? Ob zu viel Licht da wartet? Tödliches, ungeteiltes Licht. Kein Regenbogen?

Da naschen wir mit gierigen Sinn vom Tisch des Disseits und blinzeln heimlich zum Himmel. Die einspottend bis zum letzten Tag; die andern lachend bis zum letzten Tag aus Furcht vor dem Ende.

Gott war mir näher in meiner Jugend. Die Wegzehrung meiner Mutter aufgebraucht.

Ich fürchte mich.

Wo bleiben die toten Vögel? Nimmt sie der Himmel im Flug? Öffnet sie ihnen die Erde? Nur die von Räubern gemordeten liegen erstarrt am Wegsrand. Die Katze trägt im Maul ein Finklein.

Aber die andern? Die, welche starben an Müdigkeit? Die alten Vögel? Annehmen sie das Ende ihrer Zeit vor und machen sich früh genug auf den Weg, um sich zu verbergen? Darin die Jungen über ihren Tod nicht erschrecken und ihr Singen verliere. Vielleicht müsste ich mich jetzt auf den Weg machen. Aber wir klammern uns bis zum letzten Augenblick an das Diesseitige: an ein Bett, an einen Menschen, an uns selbst. Wir beginnen das Fortgehen nicht früh genug. Deshalb fürchten wir uns vor dem Tod. Weil er uns fortreissen muss.

Wir gehen ihm nicht entgegen.

In einem Tagebuch sprechen wir von Zwischenräumen.

Aus: Ernst Kappeler: Zwischenräume. Aufzeichnungen aus 4 Jahrzehnten. Libris, 1978 (vergriffen).



Sie unterhielten uns über die im Laufe der Zeit verschwundenen Pflanzenarten, z. B. die Sumpfdotterblume (*Caltha*) und den Fieberklee (*Menyanthes trifoliata*).

Den Nachmittag dieses Samstags, 23. 5. 87, verbrachten wir im Schloss Sargans, wo wir das Museum besuchten, und wo die Jahresversammlung des Verkehrs- und Heimatkundevereins Dietikon stattfand. Die Heimreise im „zweistöckigen Bus“ auf den vordersten oberen Plätzen führte über Wildhaus und das Toggenburg und war ein Erlebnis besonderer Art. Genau über den Chauffeur sitzend mit freiem Blick nach allen Seiten, glaubte man durch die sonnige Landschaft zu fliegen. Das Heimatmuseum Sargans ist übrigens recht sehenswert. Ich war noch nie dort. Das Turm-Museum Sargans bekam vor vier Jahren verdienter Weise in Paris die Auszeichnung „Museum des Jahres“. Das Schloss wurde wahrscheinlich im 12. Jahrhundert von den Grafen von Sargans erbaut und 1253 erweitert. Die Appenzeller versuchten umsonst, die Burg einzunehmen. 1406 gelangte sie durch Erbschaft an Friedrich von Toggenburg nach dessen Tod an die Grafen von Werdenberg-Sargans, die sie 1483 an die Eidgenossen verkauften. Nach 1798 gelangte sie durch Verkauf an Private, und 1899 erwarb die Ortsgemeinde die schöne und schön auf einem Ausläufer des Jurons gelegene Burg und liess sie mit Bundesunterstützung durch Eugen Probst restaurieren. Sie ist im Sommer zugänglich und mit einem Wirtschaftsbetrieb ausgestattet. Als wir dort waren, ferteten gleichzeitig mit uns drei verschiedene Hochzeitsgesellschaften. Eine sass auf den Stühlen und Bänken im Freien unter den Bäumen, eine fotografierte vor den Toren, eine andere versippte sich vor uns im Rittersaal.

Das im Museum, das sehr

\* Preis Fr. 350 000.- (!)



vielseitig ist, auch von der Erzgewinnung im Gouzen  
einiger veranschaulicht wird, liegt auf der Hand.  
Man sieht Pläne und Werkzeuge und erfährt, dass  
im Gouzen 160 Kilometer (!!!) Erzgänge gegraben wurden.

Am Auffahrtsmorgen verfolgten wir am Fern-  
sehapparat den Festgottesdienst der Christkatholiken  
in der Augustinerkirche FÜRICH. Uns interessierte  
nicht in erster Linie die Einsetzung des ersten Pfarrers-  
in, sondern die Musik, die zum Teil unter der Leitung  
Hans Jörg Weltius, unseres Orchesterdirigenten stand.

29.5.1987: Jahresversammlung des Gemeinde-  
Stubenvereins FÜRICH. Der Vorstand wurde neu  
zusammengestellt, da Frau Mettler altershalber  
das Präsidat abgab. Ich schrieb nachts 23 Uhr  
sofort noch das Protokoll. Erstens geht's leichter,  
wenn man's sofort macht und zweitens ist  
man dann von einer mahnenden Aufgabe er-  
löst.

Am 30.5.1987 mähte ich unseren Rasen  
zum sechsten Mal. Das ist jeweils eine ziem-  
lich anstrengende Turnübung. Und jedesmal,  
besonders wenn Regenwetter bevorsteht, muss ein  
wenig Dünger gestreut werden. Daher ist der  
Rasen das ganze Jahr schön grün. Unsere obere  
Wiese ist eine „Naturwiese“ voller Blumen. Sie  
wird nicht gedüngt, damit die Blumen und  
Schmetterlinge sich entwickeln können. Jetzt  
haben wir wunderschöne Margueritenbüsche,  
um die herum ich die obere Wiese zum ersten  
Mal dieses Jahr gemäht habe.



Am Sonntag, 31. 5. 1987, obwohl das Wetter immer regnerischer wurde, fand auf der Lägeru das Maitanzen statt. Punkt 14.00 Uhr richtete Rosemarie Müller mit ihren Leuten den Blumen geschmückten Maitbaum auf. Dann tanzte die Gruppe den jedes Jahr länger werdenden Bändertanz, wie Heinz Baumann ihn zusammengestellt hat. Schon beim zweiten Tanz, dem Appenzeller Klatschwalzer durfte das zahlreich anwesende Publikum mitmachen. Rosemarie organisierte vorwiegend leichte Tänze, bei denen auch Ungerübte und die Kinder mittanzen konnten. Leider tröpfelte es immer wieder und um halb vier Uhr regnete es so stark, dass die "Oberbaselbieter" ihre Instrumente einpackten. Zufällig war auch Papa Schlatter vorbeigekommen (Schwiegervater unserer Nichte Brigitte [= Bixli], die aus Amerika zurückgekommen ist). Anwesend waren Tänzerinnen und Tänzer der Gruppen Zürich-Albisteden und Zürich-Wiedikon, einige aus dem VVKZ (z. B. Etti und Charli Hofen von Küssnacht. ZH). Wir wanderten mit Ernst Vetsch und seiner Tochter zum TCS-Parkplatz zurück und gruben für unsere Fatten unterwegs eine Frühlings-Plattentöse und einige Wiesensalbei-Pflanzen aus.

Abends war dann in der ref. Kirche Zietikon das Kunst-Kollegiumskonzert für 2, 3 und 4 Cembali mit Orchester, ein einmaliges Bachkonzert, bei dem die Kirche bis auf den letzten Platz besetzt war. Jürg Mlotz war von Seuzach gekommen, Lilli und Walter Uleyer waren von Mastro sopra Intragna (Centovalli) herbeigekommen, aus dem Tanzkreis waren Sattlers anwesend.



Am Samstag und Sonntag, 13. und 14. Juni 1987 fand das nach Frentendorf verlegte Frühlingstreffen der Taufkreise statt. Da am Samstag aber auch vom Schulkapitel die seltene Gelegenheit geboten wurde, den Künstler, Maler und Bildhauer Josef Staub in seinem Atelier zu besuchen und persönlich kennen zu lernen, fuhr ich zu ihm an die Lerzenstr. 27 im Industriequartier Dietikon, wo er mich und 19 weitere Kolleginnen und Kollegen empfang und alle unsere Fragen bereitwillig beantwortete. Das war sehr aufschlussreich. Josef Staub hat eine lange Entwicklung in der Schweiz (Kunstgewerbeschule Zürich) in Paris, in Italien und in Amerika durchgemacht und ist heute ein anerkannter Künstler, der seinen eigenen unverwechselbaren Stil gefunden hat. Er ist vor allem durch seine riesigen Chromstahlplastiken bekannt geworden.

Zum Mittagessen waren wir in Meilen und fuhren dann mit der „Heimatbund-Vereinigung“ über den Pfannenstiel zur Kyburg. In der renovierten Kirche begrüßte Herr Prof. Dr. Heinrich (Heiner) Peter, unser Nachbar auf der „Hünen“, die 115 Exkursionsteilnehmer, und Herr Prof. Dr. Heinrich Boxler schilderte spannend die wechselvolle Geschichte der bedeutendsten Burg unseres Kantons. H. Boxler ist Deutschlehrer am Seminar Küssnacht, betreut die Sekundarlehramtskandidaten und bleibt glücklicherweise immer noch Mitglied der Heimatkundekommission Dietikons. Er wohnt hier in Dietikon,



bevor er seinen Wohnsitz nach Feldmeilen verlegte. Es war ein Hochgenuss, seinen Ausführungen zu folgen und im Detail zu vernehmen, wie damals die ausgedehnten Besitztümer des Adelsgeschlechtes „zusammengeheiratet“ wurden, einmal sogar, indem die reichen Herrscherfamilien fünf- und sechsjährige Kinder miteinander „verheirateten“. Im entsprechenden Vertrag wurde vereinbart, dass beim späteren Zustandekommen der Ehe A an B einen höheren, genau umschriebenen Wert zu übergeben habe, beim Nichtzustandekommen aber B an A! Dies geschah um 1260, wo es um eine Heirat mit Savoyen ging. Wenn die zur Diskussion stehende Margaretha nicht geheiratet hätte, dann hätten die Kyburger bezahlen müssen. Wieder einmal hatten sie aber Glück, Margaretha heiratete ganz nach Wunsch. So kamen etwa zwei Drittel der heutigen Schweiz zusammen; Städte und Klöster sind Gründungen der Kyburger, eine lange Liste: Leuzberg (1173 gestiftet), als 1218 die Herzöge von Zähringen ausstarben, gingen weite Gebiete, ebenfalls durch Erbschaft an die Kyburger, Basbiet, Baden, Gasterland, Glarus, Fribourg, Burgdorf, Thun, einzig Zürich blieb eine freie Reichstadt, den Kyburgern aber gehörten Winterthur, Frauenfeld, Diessenhofen, Bernmünster, Zug, Baden, Aarau, Mellingen, Leuzberg, Sursee, Richensee, Weesen, Laupen, Wangen a. A., Hattwil, Burgdorf, ... Der Kleinadel wurde durch Klostergründungen verdrängt: Töss, Heiligenberg bei Winterthur, Paradis, Fraubrunnen, Maiengrube, St. Katharinental.

Seit 1452 war die Kyburg Amtssitz des Zürcher Landvogts (Amtszeit 6 Jahre). Die Burg war durch Kauf zu Zürich gekommen, wurde aber 1832 an Private wieder verkauft und 1917 vom Kanton Zürich zurückgekauft.



In der alten Sprache hieß die Burg "Chuige-  
 buch" d. h. "Chüie Burg", was nach heutigem Empfinden  
 recht abschätzig, ja spöttisch tönt! Man muss den Aus-  
 druck aber ganz anders auffassen, wenn man die ge-  
 schichte genau kennt. Um das Jahr 1000 war unsere  
 ganze Landschaft mit dichtem Wald bedeckt, und es  
 wurden in den Wäldern vor allem Schweine gehalten, in  
 trockeneren und höheren Lagen auch Schafe. Die Rinder, die  
 Kähe, waren "höhere", "edlere" Wesen, die erst dort, wo gerodet  
 war, von den Vornehmsten und Reichsten eingeführt  
 werden konnten. So ist Kyburg ein stolzer Ehrentitel, der  
 später noch verquickt wurde mit dem Begriff "Chylb"  
 = Meid, Hass... Man denke an Burgnamen wie "Hassen-  
 stein".

Ein recht nützlicher Trick war es auch, <sup>sämtlichen</sup> seine  
 Güter einer weit entfernten Kirche zu schenken, z. B.  
 Hirsberg. Dies geschah 1244. Die Kyburger behielten aber  
 das "Verfügungsrecht", weil ja die Kirche so weit weg  
 war und <sup>hier</sup> nicht selbst regieren konnte!!!! In die Ver-  
 waltung kam auch ein neues System, weil die  
 Herren ihre Güter nicht mehr als "Lehen" an andere  
 Geschlechter weitergaben, sondern als "Pfand". Erst  
 wenn ein Geschlecht ausstarb, ging das "Lehen"  
 an die Lehensgeber zurück, nicht so bei der  
 Verpfändung. Ein Pfand konnte nach Bedarf zu-  
 rück verlangt werden.

Noch ein letztes Wort über die Folterkammer  
 und die normalerweise dort stehende "eiserne Jung-  
 frau". Als wir letzten Samstag die Burg besuchten,  
 war, zum Glück für die sensiblen Enkelkinder, die  
 grausige Jungfrau abwesend. Sie befindet sich ge-  
 genwärtig "in der Kur" (Reparatur). Sie ist in Wirk-



lichkeit nie gebraucht worden. Auch stammt sie nicht aus unserer Gegend sie wurde, wie andere Fölggergeräte aus dem Tirol zur Vervollständigung der Sammlung dazugekauft. Die eiserne Jungfrau diente hauptsächlich dazu, Geständnisse zu erpressen, ganz zugeedrückt wurde sie nie.

Die ausschliessend im Landgasthof „zur Krone“ in Russikon stattfindende 27ste Jahresversammlung des Heimatbuch-Vereinigung verlief programmgemäss. Es waren 115 Personen anwesend, darunter einige meiner Schulkameradinnen und Schulkameraden. Ich erfuhrt, dass das Heimatbuch in 3000 Exemplaren hergestellt wird (Zitiou 1000). Das nächste Bändchen wird unter andern einen Beitrag über den Kunstmaler „Meier de Meilen“ enthalten, der noch im 18. Jahrhundert geboren wurde und über den in absehbarer Zeit auch eine Ausstellung im Ortsmuseum Meilen gestattet werden soll, denn es sind Zeichnungen, Stiche und Aquarelle vorhanden. Als sich der Vorstand des Vereins auf die Suche nach weiteren Werken machte, gelangte er auch an Alfred Bolleter, einen Meilener in Gräningen. Dieser sagte anlässlich der telephonischen Anfrage: „Sie müssen nicht weiter suchen. Ich fülle Ihnen das ganze Museum mit Werken dieses Malers, der von überregionaler Bedeutung ist.“ Weiter wird das nächste Bändchen Beiträge über den „Seehof“, Dialekterzählungen („Geschichte us em Schützhus“ von Meier auf der Wampflen) und



einen Aufsatz des neunzigjährigen Fritz Schwarzenbach über Jakob Stelzer, den Verfasser der vergriffenen Orts-  
geschichte Meilens enthalten. Seine Ausführungen wer-  
den vorwiegend unter dem Titel „Erinnerungen  
aus den Zwanzigerjahren“ erscheinen. Stelzer, den ich  
sehr verehrte, war seinerzeit auch mein Sekundarlehrer.  
Er erforschte eifrig die Geschichte, für die er uns beglei-  
stern konnte. In Fortsetzungen las er seinen Klassen  
riesige und spannende Geschichtsromane vor, so z. B.  
von Felix Dahn „Ein Kampf um Rom“. Stelzer verstand  
es auch, uns für Gedichte und Dramen zu gewinnen.  
Wir lernten Schillers „Glocke“, „Die Bürgschaft“ und  
andere riesige Balladen wörtlich auswendig. Zeichnen  
und malen durften wir oft im Freien, und Stelzer  
konnte uns bei dieser Gelegenheit vieles vormachen.  
Wie grosse Kümbler arbeiteten wir mit Zeichenkohle  
und Wasserfarben. Gelegentlich zeigte er uns auch  
seine eigenen Werke. Viele Schüler fürchteten diesen  
Lehrer, der auch ganz gewaltig schimpfen und toben  
konnte. Wir wohnten damals an der Seerstrasse Num-  
mer 500, einige hundert Meter vom Sekundarschul-  
haus entfernt. Doch man konnte, wenn die Schul-  
zimmerfenster offen standen, Stelzers Stentorstim-  
me bis zum See hinunter wettern hören. Frau oder  
Fräulein Lisi Spillmann, die im gleichen Haus wie  
wir wohnten, riefen dann jeweils, um uns aufmerk-  
sam zu machen: „Ghöred et's? - Jetzt fattered er  
wider!“

Kurz, man kann sich bereits aufs nächste „Heimat-  
buch Meilen“ freuen.

Die Heimatbuchvereinigung zählt heute 519  
Mitglieder. Das Ortsmuseum sollte ausgebaut wer-  
den. Es wäre wünschbar, wenn die Mitglieder an  
der Gemeindeversammlung vom kommenden  
Oktober ihre Stimme dafür abgeben könnten, denn



es sollte ein Kredit von anderthalb Millionen Franken bewilligt werden. Die Ausgabe ist gerechtfertigt, bewilligt man doch auch ohne weiteres zwanzig Millionen für einen Sportplatz.

Beinahe hätte ich vergessen, die Fresken zu erwähnen, die wir in der Burgkapelle besichtigten. Sie sind das Wertvollste und Interessanteste der ganzen Kyburg! Besonders die Darstellung des Leidens [des Martyriums] des Jücher Stadtheiligen Regula sind sehenswert. Und Boxler verstand es meisterhaft, die stark verblassten Bilder zu erklären. Wenn man diese allein und ohne Vorbereitung besichtigt, sieht man beinahe nichts, wenn sie aber vom Fachmann erklärt werden, beginnen sie auf eindruckliche Weise zu leben. Man müsste also vor der Besichtigung, den Kunstführer genau studieren!

---



# ABSCHIEDSGRUSS

Gehle besuhsam Deinen Weg  
inmitten des Lärms und der Last dieser Welt  
und vergiß nie,  
welcher Frieden im Schweigen liegt.  
Lebe, soweit als möglich und ohne Dich selbst aufzugeben  
in guter Beziehung zu anderen Menschen.  
Verkünde Deine Wahrheit ruhig und klar.  
Höre auch anderen zu,  
sogar den Törichten und Unwissenden:  
Auch sie haben ihre Geschichte.  
Vermeide laute und aggressive Menschen,  
sie bringen nur geistigen Verdruß.  
Es ist möglich, daß Du entweder stolz oder verbittert wirst,  
wenn Du Dich mit anderen vergleichst;  
denn immer wird es bedeutendere und unbedeutendere  
Menschen geben als Dich selbst.  
Freue Dich des Erreichten genauso wie Deiner Pläne;  
doch sei auf jeden Fall demütig.  
Sei Du selbst. Heuchle vor allem keine Zuneigung  
und spotte nicht über die Liebe.  
Trage freundlich die Bürde der Jahre und  
gib mit Armut alles auf, was der Jugend zusteht.  
Nähre die Kraft Deines Geistes,  
um plötzlich Unglück gegenüber gewachsen zu sein.  
Viele Ängste entstehen aus Müdigkeit und Einsamkeit.  
Neben einer heilsamen Disziplin sei freundlich zu Dir selbst.  
Du bist ein Kind des Universums,  
nicht weniger als die Bäume und Sterne.  
Du hast ein Recht darauf, hier zu sein.  
Und die Kraft des Universums wird sich so entfalten,  
wie es sein muß, ob Dir das klar ist oder nicht.  
Deshalb lebe in Frieden mit Gott, was immer  
Du Dir unter ihm vorstellst.  
Und was immer Deine eigenen Bemühungen und Absichten  
auch sein mögen:  
halte Frieden mit Deiner Seele in diesem  
lärmigen Durcheinander des Lebens.  
Mit all ihrem Schein, ihren Kümernissen und  
zerbrochenen Träumen ist diese Welt dennoch wunderbar.  
Sei vorsichtig.  
Strebe danach, glücklich zu sein.

Bereits 1692 in der St. Pauls-Kirche, Baltimor, gefunden.



In Deutschland ist ein "Heilmittel-Krieg" ausgebrochen, weil das Bundes-Gesundheitsamt einige giftige Naturheilmittel verbieten will. Mit diesen im Trend der Zeit liegenden Naturheilmitteln lassen sich aber gute Geschäfte machen. Daher wehrt sich die Heilmittel-Industrie vehement gegen das Verbot. Sie befürchtet, die Kunden könnten sich gegen alle - etwa 2500 - Naturheilmittel wenden. Die guten Geschäfte könnten unter dem Verbot einzeln mit Naturmitteln bleiben. Gesundheitsminister und Wirtschaftsminister liegen sich in den Haaren. Der eine ist für das Verbot aus gesundheitlichen Gründen, der andere dagegen aus wirtschaftlichen Gründen! Mir scheint aber doch, wo es um die Gesundheit geht, müsste das Gewinnstreben zurück treten, der Gesundheitsminister habe in Sachen Heilmittelzulassung zu entscheiden und nicht die Geschäftslobby. Sicher verfolgt auch Sie diesen Streit!

Wie hat diese Sache eigentlich begonnen? Zu der welschen Schweiz wurde ein kranker Säugling ins Spi-



tal gebracht, wo er nach kurzer Zeit starb. Die Ärzte stellten einen Leberschaden fest, der nur nach gewissen Vergiftungen auftritt. Bei Tieren tritt dieser Leberschaden auf, wenn man ihnen Pflanzen füttert die Pyrolizidin-alkaloide enthalten, genannt "PA". Pflanzen produzieren verschiedene Giftstoffe, um sich gegen ihre Feinde zu wehren, man denke an Eisenhut, Fingerhut, Mairglöckchen, Tollkirschen und viele andere Giftpflanzen! Das oben genannte Pflanzengift "PA" ist enthalten in Huflattich (= Teeblüemli), Pestwurz und Beinwell = Walwurz und etwa zehn weiteren sog. "Heilkräutern". Es gelang nun der Nachweis, dass die Mutter des oben erwähnten Säuglings während ihrer Schwangerschaft reichlich Huflattichtee getrunken hatte, im Glauben, dies sei gesund. Bei vielen Leuten hat sich eben der Glaube festgesetzt "was natürlich ist, ist gesund". Dies stimmt aber gar nicht, denn es gibt bekanntlich recht viele Giftpflanzen. Damit ist nichts gesagt gegen Kamillentee und Kamillendampf!!